Bedingungen.

Das Abonnement, welches im **Voraus** zu entrichten, beträgt bei Entnahme von **2 Bänden,** welche täglich getauscht werden können:

für einen Monat	2 Mk.
für drei Monate . . . . , ...	5 Mk.
für sechs Monate	9 Mk.
für ein Jahr	16 Mk.
Lesegebühr pro Band und Tag für deutsche Bücher	6 Pfg.
" " " " " " fremde Sprachen	10 Pfg.

Auswärtige Abonnenten haben außerdem noch eine Gebühr von **20 Pfg. pro Monat** zu entrichten. Sie erhalten **6 Bände,** welche **wöchentlich einmal** auf ihre Kosten und Gefahr getauscht werden können.

Die Operntexte, die Illustrirten Zeitschriften vom laufenden Jahre, sowie die unaufgeschnittenen Deutschen Bücher sind mit **10 Pfg. pro Band und Tag** zu bezahlen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorräthig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Neu eintretende Abonnenten haben eine Einlage — je nach Zahl des Entnommenen — zu entrichten.

Fll. 1899. 5000.

Auf einsamer Höhe.

Gegründet 1850.

Auf einsamer Höhe.

Roman in vier Büchern

von

F. von Kapff-Essenther.

Jena,
Hermann Costenoble.
1889.

Erstes Buch.

I.

Auf einem recht unwegsamen, unbequemen Waldpfade war der junge Mann auf den Gipfel des Berges gelangt, der im Volksmunde „Gamskogel" und in der Touristensprache „Waldhöhe" hieß. Der Wanderer hatte den schönen Rundblick von der Aussichtswarte über die obersteierischen Alpen mit Muße genossen und dachte jetzt an den Abstieg, da die Sonne sich gegen Westen neigte. Er wünschte den breiten Touristenweg zu benützen, der unmittelbar zu der Bahnstation führen mußte. Ohne Mühe fand er einen orangegelben Streifen an einem der Bäume, offenbar ein Touristenzeichen. Wohlgemuth trabte er den sorgfältig gehaltenen Pfad hinab, an dessen beiden Seiten die hellen Oelfarbenflecken durch die träumerische Waldesdämmerung leuchteten, so daß auch der Begriffstützigste nicht zweifeln konnte, auf dem rechten Wege zu sein. Hier und da bot sich ein Ausblick über den Bergwald, dessen regungsloses Wipfelmeer vom Abendsonnengold überstrahlt wurde.

Es war ein reizvolles, fast gar zu müheloses Wandern. Nun stand der Tourist an einem kleinen Weiher, dessen trübes, unbewegtes Wasser bleifarbig durch die beginnende Abenddämmerung schimmerte. Hier theilte sich der Weg; der eine war abermals durch den orangegelben Streifen am Stamm einer schlanken Fichte bezeichnet, der andere zweigte seitwärts ab in einen besonders schönen, hochstämmigen Nadelwald. Der junge Mann schlug den letzteren ein, er war der Touristenzeichen müde und nach Waldau hinab zur Station mußte man ja doch kommen. Aber er suchte vergeblich Waldeswildniß auf diesem Seitenwege, der noch sorgfältiger gehalten war, als der vorige — ein sozusagen frisirter Waldweg. Zwar die Bäume waren herrlich, das Unterholz üppig und wechselvoll; ein unsichtbares Wasser murmelte seitwärts in der Schlucht, aus welcher der süße, betäubende Duft der Alpenveilchen aufstieg, deren blaßpurpurfarbene Köpfchen aus dem modernden Laub eines verflossenen Frühlings hervorlugten.

Da aber kam sogar ein zierliches Brückchen aus Birkenstämmen und das Ganze sah einem Parke gleich. Nun erinnerte er sich auch, daß es in Waldau ein Schloß gab, ein sogenanntes Waldschloß, und offenbar war er auf das Terrain desselben gerathen. Und wirklich, nach einem viertelstündigen Wandern etwa kam er auf eine Lichtung, eine kleine Wiese mit smaragdgrünem, geschorenem Rasen, eine elegante, leuchtend weiße Gartenbank darauf, und drüben, nicht mehr als zweihundert Schritte entfernt, ragten aus dem dunklen Tannen- und Fichtendickicht Zinnen und Mauerzacken,

ein viereckiger, massiver Thurm mit Schießscharten und schmalen Spitzbogenfenstern — eine wahrhaftige Ritterburg, nur etwas gar zu blank und neu; aber der Effect war sehr hübsch, sehr malerisch. Der Wanderer ließ sich auf der Bank nieder und zog sein Skizzenbuch hervor, dieses köstliche Bildchen mußte man festhalten. Die Hauptfront des Schlosses lag offenbar nach der anderen Seite, man sah nur Thurm und Bedachung von hier; aber gerade das machte sich schön zwischen all' den Tannenwipfeln. Eine Art von Brücke führte von rückwärts in das Gebäude und auf der steinernen, massiven Brüstung derselben saß unbeweglich ein großer, weißer Pfau. Sonst war kein lebendes Wesen zu sehen. Der stolze, majestätische Vogel schien den Eingang zu hüten.

„Vielleicht gehört das Schloß trotz all' seiner Romantik einem Börsianer," sagte sich der junge Maler, „aber was liegt daran? Diese ritterliche Gothik ist ganz frisch getüncht, aber meine Studie wird sehr hübsch. Ich werde sie in Farben ausführen — das dunkle Gehölz, der Thurm im Abendsonnengold, der weiße Pfau, die Berge drüben Alles überragend — es wird wirklich reizend."

Und froh gestimmt, vertiefte er sich in seine Arbeit, ohne im mindesten zu beachten, daß irgendwo eine Locomotive pfiff. Er sah auch nicht auf, als sich etwas in seiner Nähe regte, ein heißer, thierischer Athem ihn anpfauchte. Erst, als es ihn dumpf anknurrte, hob er den Kopf. Ein riesiger, kohlschwarzer Neufundländer stand dicht neben ihm und bezeigte ihm sein Mißfallen.

„Geh' zu deinem Herrn, schwarzer Unhold — pack' dich!"

Der Hund knurrte auf diese unfreundliche Anrede hin noch drohender.

„Da herein, Satan!" rief eine helle, sehr hohe, kindliche Stimme. Hinter dem Maler stand ein junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren und sah ihm über die Schulter.

„Ach, wie interessant!" rief sie in größter Unbefangenheit. Der junge Mann grüßte eben so unbefangen und fuhr fort, zu zeichnen. Das Mädchen war kaum dem Kindesalter entwachsen, ein mageres, dünn aufgeschossenes Figürchen in einem ganz einfachen Waschkleide. An dem kleinen, blassen Gesichtchen fielen zunächst die großen Augen auf, von jener unbestimmbaren, dunklen Farbe, wie man sie häufig an Kindern beobachtet. Ein großer Gartenhut ließ den Kopf des jungen Mädchens noch kleiner erscheinen.

„Es ist wohl kein Verbrechen, Fräulein, daß ich mich hier niedergelassen habe?" fragte der Zeichner.

„O ganz gewiß nicht!" rief sie, „der Park ist für Fremde immer offen."

„Und wem gehört denn das Schloß?" fragte er.

„Dem Grafen vom Walde. Und Sie wissen das nicht?"

„Nein, ich weiß das nicht, Fräulein; ich bin aus Wien, auf einer Ferienreise begriffen, nnd kam nur von ungefähr hierher. Aber das Bild da gefiel mir und so nahm ich mein Skizzenbuch heraus."

„Sind Sie ein Maler?" fragte das junge Mädchen.

„Noch Akademiker."

„Heißt das, daß Sie noch lernen?"

„Ja, das bedeutet, daß ich noch lerne,„ entgegnete er, lächelnd über ihre Unwissenheit. „Und Sie, kleines Fräulein, Sie sind Ihrer Mama oder Gouvernante oder Tante davongelaufen? Sie haben es gut hier auf dem Lande, in Wien laufen so gar junge Damen nicht frei herum."

„Und setzen sich nicht so ohne weiteres zu Akademikern auf eine Bank," ergänzte sie; „aber ich thue, was mir beliebt."

„Sie glückliche Märchenprinzessin! Wohnen Sie in dem schönen Schlosse?"

„Natürlich," lachte sie, es ist ja im Grunde mein Schloß, das Waldschloß. Denn mein Großvater hat Niemanden auf der weiten Welt als mich, und was sein ist, ist auch mein."

Ein wenig roth geworden, stand der Akademiker auf und machte eine regelrechte Reverenz. „Ich bitte nochmals um Entschuldigung für mein zwangloses Wesen."

„Bleiben Sie nur ruhig sitzen und zeichnen Sie weiter! Ich erlaube es," sagte die kleine Gräfin mit sichtlichem Behagen an der Situation. „Es freut mich, daß ich Sie hier gefunden habe; es ist gerade wie in einem Roman."

„Ich weiß nicht, Comtesse, ob die Maler in den Romanen sich vorstellen; ich jedoch glaube es thun zu sollen. Mein Name ist Leopold Hofmann."

„Hofmann ...," wiederholte sie, sichtlich enttäuscht. „Hofmann ..., der Name ist gar nicht romantisch,"

entgegnete er, und sein hübsches, gesund gefärbtes, ein wenig derbes Gesicht lachte über und über, „wenn ich aus der Akademie trete, muß ich auch zur Unterscheidung von den vielen anderen Hofmanns ein Prädicat annehmen. Ich weiß aber nicht, welches; mein Geburtsort hat auch so einen trivialen Namen — Tribuswinkel. Das Nest liegt bei Baden."

„Machen Sie ein wunderbares Bild von dem Waldschloß, so daß es Aufsehen erregt; und nennen Sie sich dann Hofmann vom Wald oder von Waldau."

„Sehr gütig von Ihnen, Comtesse! Das Bild möchte ich allerdings malen, so gut, als es geht."

„Bleiben Sie einige Tage hier," sagte die junge Gräfin. „Großpapa wird sich freuen, aber malen Sie auch Satan in das Bild."

„Warum nicht, Comtesse? Der schwarze Hund neben dem weißen Pfau auf der Brücke... Die Idee ist nicht schlecht."

Das junge Mädchen lief sofort, den Hund anrufend, über die Wiese hinab, und befahl dem Thiere, sich auf der Brücke niederzulegen. Satan gehorchte, und es gab wirklich einen hübschen Effect.

Leopold Hofmann zeichnete weiter; sie saß neben ihm, sah zu und plauderte. Er fand, daß sie für ihr Alter doch gar sehr ungenirt sei; aber vielleicht war das aristokratisch und jedenfalls ließ es ihr gut. Sie war ein allerliebstes Ding, nur noch zu mager, um schön zu sein, Augen und Haar unleugbar von großer Schönheit. Das Haar war kastanienbraun, üppig, mit röthlich-goldenen Reflexen.

Sie frug nach Wien, und wie er dort lebte. Er antwortete mit großer Gelassenheit; die romantische Situation brachte ihn nicht im mindesten aus der Fassung, während die kleine Gräfin an derselben offenbar großes, ja leidenschaftliches Interesse nahm. Ihr kleines Gesichtchen wechselte immerfort den Ausdruck, ihre Bewegungen waren von kindlicher Lebhaftigkeit.

Der junge Maler sagte: „Ihr Schloß ist ja sehr schön, Comtesse, aber — langweilen Sie sich nicht darin? Satan ist ja doch keine genügende Gesellschaft für Sie.“

Die junge Gräfin zögerte ein wenig mit der Antwort; offenbar wollte sie den poetischen Nimbus ihres Schlosses nicht gern preisgeben. Aber ihre natürliche Offenheit siegte und sie gab es zu, es war gar sehr langweilig auf dem schönen Waldschloß. Sie bewohnte es Winters und Sommers; ihr Großvater machte Reisen, sie mußte immer daheimbleiben. Wien hatte sie nur flüchtig gesehen und auch nach dem nahen Graz kam sie nur selten. Eine Klosterschwester aus dem Orden vom sacré coeur und ein alter französischer Professor leiteten ihre Erziehung, ertheilten ihr Unterricht. Außerdem kam noch eine Musiklehrerin aus Graz. Aber zu ihrem Vergnügen hatte sie wirklich nur Satan; übrigens würde sie in diesem Herbst noch ein Reitpferd bekommen. Gesellschaft gestattete ihr Großvater keine und wenn Besuch auf das Waldschloß kam, mußte sie immer auf ihrem Zimmer bleiben.

Hofmann hatte aufgehört, zu zeichnen, und rief voll

Mitleid: „Aber das ist ja schrecklich — Sie sind ja die reine verwunschene Prinzessin!“

Er hatte das richtige Wort gefunden. Die kleine Gräfin freute sich offenbar, „verwunschen“ zu sein und als der junge Maler meinte, seine Schwestern hätten es besser, sie besuchten doch höhere Töchterschulen, da erwiderte sie ein wenig hochmüthig: „Ist das wirklich so sehr schön, eine höhere Töchterschule zu besuchen?“

„Nun, die jungen Dämchen finden dort Freundinnen ich denke, das ist doch hübsch. Ich wenigstens möchte nicht leben ohne meine Freunde und Mitschüler.“

Die verwunschene Prinzessin rümpfte die Nase. Sie wünschte sich gar keine Freundinnen, erklärte unumwunden, sie könnte deren sogar zwei haben, Gutsnachbarntöchter, der einzige Umgang, den Großpapa ihr gestattete — aber sie machte sich nichts aus ihnen Etwas Besonderes erleben, das wollte sie gerne, etwas Neues sehen, ein Abenteuer haben. Sie sah ihn an mit ihren großen, glänzenden Kinderaugen, halb kindlich erwartungsvoll, halb herausfordernd, und er gerieth fast in Verlegenheit.

„Schade, daß ich ein gar so prosaischer, gewöhnlicher Mensch bin,“ sagte er. „Ich werde Ihnen den Geschmack an kleinen Romanabenteuern am Ende verderben, denn an mir, Comtesse, ist wirklich gar nichts Besonderes. Aber verzagen Sie nicht. Ich bezweifle nicht im geringsten, daß Sie schon in ein bis zwei Jahren, wenn Sie einmal in die Welt hinauskommen, so viele Abenteuer haben werden, als Sie nur irgend wünschen, Sie haben ganz das Zeug dazu.“

Er hatte seine Zeichnung, wenn auch nur in den flüchtigsten Zügen vollendet, klappte sein Buch zusammen und wollte sich empfehlen.

„Es geht jetzt gar kein Zug," versicherte das junge Mädchen, „erst um acht Uhr etwa — denn Sie wollen doch nach Graz? Erwartet Sie dort Jemand?"

Er verneinte, er machte eine Tour durch Obersteiermark auf eigene Faust.

„So bleiben Sie einige Tage bei uns auf dem Waldschlosse; Sie können Ihre Skizze vollenden und auch meine Zeichnungen ansehen; ich zeichne auch nach der Natur, aber nur, wenn die Sache nicht zu mühsam ist."

„Das glaube ich," sagte er, indem er die Einladung höflich ablehnte. Er nahm sie gar nicht ernst, diese Einladung; aber die Kleine bestand fast despotisch darauf. Sie hatte Satan zu sich gerufen, der die ganze Zeit in der vorgeschriebenen Modellstellung verharrt hatte und jetzt dem Fremden einige wenige Freundlichkeit erwies. Nun schritten sie dem Schlosse zu, denn das Anerbieten, dasselbe zu besichtigen, hatte Leopold Hofmann angenommen, obgleich er darauf gefaßt sein mußte, von dem gräflichen Großvater vielleicht einen unfreundlichen Empfang zu bekommen. Aber der Schloßhof mit seinem strengen Ritterburgsstil, den prachtvollen Fichten in den Winkeln, die sich von draußen aus dem Wald hereingedrängt zu haben schienen, mit dem alterthümlichen Brunnen in der Mitte, den düstergrauen Mauern, an denen groß-

blätteriger Epheu herumkletterte — das entzückte ihn und ließ ihn alle Bedenken vergessen.

Durch das vordere Schloßportal trat man endlich in die moderne Welt. Die Schloßfaçade mit ihrer hellen Tünche und den im Abendsonnenlicht blinkenden Fenstern ließ den mittelalterlichen Stil des Ganzen nicht mehr ernst nehmen — er wurde hier nur zu einem neckendem Spiel. Das große Gartenparterre war in der üblichen Teppichgärtnerei gehalten, auch der Springbrunnen in der Mitte desselben war modern, und die äußere Umfriedung nach dem Bahnhof hin erinnerte leider an den Zugang zu einem großartigen Restaurationsgarten. Nur die waldigen Berge, die von allen Seiten hereinragten, machten wieder einen stilvollen Eindruck und der hohe Fels, der das Thal nach der einen Seite abschloß, hatte eine so groteske Form, als moquire er sich über die ganze Welt, sein überhängender Gipfel hatte fast das Ansehen einer riesigen Menschennase.

„Sehr schön, sehr schön," sagte der Maler ein über das anderemal; denn die Gräfin schien so viel Freude zu empfinden an „ihrem" Schloß, daß er ihr sein ästhetisches Mißfallen an dem äußeren Portal zum Beispiel nicht verrathen wollte. Ueberhaupt fühlte er sich verlegen und beengt; wie von dieser kleinen Despotin mit guter Manier loskommen? Er konnte doch nicht im Ernst daran denken, der Einladung dieses Kindes Folge zu leisten.

Sie zeigte ihm jetzt einen Aussichtspunkt vor dem Schlosse, wo man das Thal übersah, den kleinen Ort

Waldau und den schönen Gebirgsfluß, der Thal und Dorf durchströmte. Er bewunderte die Aussicht über den Fluß, steuerte aber immer dem äußeren Portal zu. Das junge Mädchen tänzelte kindlich achtlos, unbefangen und heiter an seiner Seite.

„Dort ist Großvater!“ rief sie jetzt. „Großpapa — Großpapa!“

Auf einer eleganten Bank im Gebüsch saß ein kleiner, alter Herr und las eine Zeitung; es war das „Vaterland“. In dem eingeschrumpften Greise mit dem verwitterten Gesicht, in welchem Gutmüthigkeit und Verschlagenheit sich zugleich abspiegelten, hätte man kaum einen Grandseigneur vermuthet. Sein Wesen, seine Haltung hatten etwas Nervöses, Unruhiges; wie er jetzt der Erzählung des jungen Mädchens lauschte, schien er immerfort mit sichtlicher Spannung auf irgend etwas zu warten. Die Kleine verkündete ihm mit kindischem Eifer ihre „romantische“ Begegnung. Der Maler stand entblößten Hauptes dabei, in der peinlichsten Verlegenheit.

„Nun, das ist einmal etwas nach deinem Geschmack, liebe Imelda,“ sagte der alte Herr gutmüthig. Er begrüßte jetzt freundlich den jungen Mann, bezeigte zwar nicht das mindeste Interesse für die Skizze, von der Imelda des Lobes voll war, lud aber den Schöpfer derselben ohne weiteres ein, zu verweilen, einen kleinen Imbiß einzunehmen und auch zu übernachten, wenn es seine Zeit erlaubte.

„Ja, er hat Zeit, er ist auf einer Ferienreise,“ rief Imelda voll Vergnügen, „also Sie bleiben, Herr

Hofmann! Sagte ich Ihnen nicht, Großpapa würde sich über Ihr Kommen freuen? Sie bleiben, und ich werde morgen etwas unter Ihrer Anleitung zeichnen — nach der Natur, ja?"

Ihr kleines, mageres Gesichtchen strahlte und der Großvater sah zärtlich nach ihr. Sie hatte wohl Recht gehabt, als sie sagte: „Ich kann thun, was ich will." Aber sonderbar war es, daß der Großvater, der seine Enkelin so strenge vor jeder Berührung mit der Welt behütete, ohne weiteres einen wildfremden jungen Mann in sein Haus aufnahm; und dieser junge Mann, obgleich sich dieser Auszeichnung nicht unwerth fühlend, fand das selbst. Er folgte jetzt willig den Herrschaften in das Schloß; weßhalb hätte er nicht bleiben sollen? Die kleine Schloßherrin hätte ihn auch nicht weggelassen.

Das Nachtessen wurde in einer nach dem Schloßhof hin halboffenen, epheuumrankten Galerie eingenommen, welche mit schönen Geweihen und ausgestopften Raubvögeln geschmückt war. Der Tisch, der nur durch eine schöne, alterthümliche Bronzehängelampe erhellt war, zeigte einfaches Gedeck, und auch die Servirung und die Speisen waren fast bürgerlich einfach. An der Tafel nahm noch Schwester Veronika theil, Imelda's Erzieherin, eine wohlgenährte Nonne mit dicken knallrothen Backen und spiegelglatten, grauen Scheiteln, welche ein wenig unter ihrer Ordenshaube hervorsahen; dann ein steinalter Franzose, der einst Imelda's Vater im Jesuiten-Collegium zu Kalksburg unterrichtet hatte und jetzt hier gegen einige Lectionen ein behagliches

Gnadenbrot verzehrte; er war völlig zahnlos und sprach das Deutsch wie das Französische gleich unverständlich aus; dann der Pfarrer aus dem nächsten Kirchdorf Nieder-Waldau, wo Graf vom Walde einen Meierhof und ein großes Hüttenwerk besaß.

Dies schien die ständige Gesellschaft der jungen Gräfin zu sein; das Herz des jungen Mannes ging dabei vor Mitleid über. Uebrigens schien sie ein bis über die Grenze des Erlaubten verzogenes Kind, sprang vom Tisch auf, so oft es ihr beliebte, und neckte Satan, der hinter ihrem Sessel lag. Die Nonne und der Geistliche redeten nichts, sondern aßen stumm; der alte Graf und der noch ältere Professor sprachen mit dem jungen Maler über Wien und drückten ihr Mißfallen an der neueren Entwicklung der Residenz aus. Graf vom Walde erklärte, immer nur nothgedrungen und in Geschäften dahin zu gehen, und Imelda rief dazwischen: „Das ist schrecklich, Großpapa — wann werde ich denn in die Welt kommen?"

Der Großvater erwiderte, zum ersten Male einen strengeren Ton annehmend: „Daran darfst du noch gar nicht denken, Imelda! Das hat noch auf Jahre hinaus Zeit."

„Wie alt ist die Comtesse?" frug Hofmann theilnehmend.

„Fünfzehn Jahre, ein reines Kind," entgegnete der Graf.

„Fünfzehn Jahre und acht Monate — fast sechzehn!" rief Imelda — „ich bin ganz erwachsen."

Mit überraschender Energie versetzte der Großvater: „Du bist noch ein Kind, dabei bleibt es!“

Indessen war die Mondessichel am stahlblauen Nachthimmel emporgestiegen und warf ihr bleiches Licht durch die epheuumrankten, offenen Spitzbogenfenster der Glasgalerie. Der Herr Pfarrer war gegangen; Schwester Veronica schlummerte in ihrem Sessel und schnarchte sogar leise und discret. Die beiden alten Herren spielten an einem Seitentischchen Piquet.

Imelda hatte ihr Skizzenbuch gezeigt, jetzt saß sie an einer der Fensterbrüstungen, in ihrem hellen Kleidchen, vom mattbläulichen Mondlicht umflossen, die dunklen Augen groß und fragend offen, die kleinen Füßchen auf Satan gestützt, welcher Schwester Veronica accompagnirte. Dem jungen Maler, dessen frisches, wenn auch gewöhnliches Gesicht die Lampe beschien, wollte nun doch etwas romantisch zumuthe werden. Er hatte sich die Liebenswürdigkeit der kleinen Comtesse bisher mit heiterem Phlegma gefallen lassen. Nun blickte er mit einiger Bewegung nach ihr; er hätte das Bild dieses Kindes festhalten können, wie es da in seinem verwunschenen Schlosse saß und mit seinen dunklen, fragenden Augen ungeduldig in die verhüllte Zukunft blickte.

Er hatte etwas Theilnehmendes gesagt über ihre Einsamkeit, und sie entgegnete jetzt mit kindlicher Zuversicht: „O, ich habe auch einen Jugendfreund — den Bruder meiner Freundinnen, die ich nicht mag. Ihn mag ich aber leiden. Er ist in der Wiener-Neu-

städter Akademie und kommt jedes Jahr am 18. August auf Urlaub; das ist schon in einigen Tagen, nicht wahr? — Und dann —“ sie senkte die Stimme zum Flüstern — „soll auch ein Vetter von mir kommen, ein fabelhafter Vetter.“

„Ein Vetter? Sie sagten, Sie hätten keine Verwandte, Comtesse.“

„Ich wußte auch gar nichts von der Existenz dieses Vetters. Er ist uns sehr entfernt verwandt, Großpapa hat ihn hierherbeschieden, ich weiß nicht, warum. Vielleicht will er ihm etwas Gutes thun, denn ich glaube, dieser Vetter ist arm. Ob nur Großpapa mich dann auch in mein Zimmer sperren wird wie immer, wenn Gäste kommen? Ich werde es mir diesmal nicht gefallen lassen.“

„Es ist nicht denkbar, daß Ihr Großvater so handelt, wenn ein Verwandter des Hauses erscheint.“

„Nicht wahr, Sie meinen auch, das ginge nicht?“

„Gewiß nicht; aber vielleicht ist es ein alter Herr Ihr Vetter.“

„Ach, daran dachte ich nicht. Ich hörte immer, daß die Vettern, die so hereingeschneit kommen, jung und interressant sind.“

„Ja, in den Romanen,“ meinte der Maler, „in Wirklichkeit gibt es auch sehr uninteressante Vettern. — Welch' einen fremdartigen Namen Sie tragen, Comtesse!“

Die junge Gräfin hatte noch immer ihr Skizzenbuch auf dem Schoß und auf dem Deckel desselben stand mit großen Goldbuchstaben der Name „Imelda.“

„Es ist der Name meiner Mutter,“ sagte das junge Mädchen, „sie war eine Italienerin.“

„Ist sie lange todt?“

„Sie starb bei meiner Geburt und mein Vater starb sehr bald darauf.“

„Und welchem Ihrer Eltern gleichen Sie?“ frug er antheilvoll.

„Ich weiß es nicht, man sprach mir nie von ihnen; man wollte mir nichts von ihnen sagen. Vielleicht habe ich gar keine Eltern, vielleicht bin ich aus den Wolken gefallen. Bisweilen ist mir, als erinnerte ich mich noch daran.“

„Wahrhaftig, Sie kommen mir auch so vor; und vielleicht haben Sie darum weder Ihr Wappen, noch Ihre Krone, noch Ihren Familiennamen auf dem Buche da.“

„O, ich hätte das sehr gerne; aber Großvater erlaubt es nicht. Er meint, ich sei zu jung dazu.“

„Ei, ei, Ihr Großvater scheint ja ein Demokrat zu sein!“

„Was ist das — ein Demokrat?“

Er wurde ein wenig verlegen und definirte dann „Jemand, der keine gesellschaftlichen Vorrechte anerkennt, daher auch nicht die des Adels.“

„O nein, Großvater ist dann kein Demokrat, und ich bin es auch nicht,“ entgegnete die kleine Gräfin mit Selbstgefühl.“

II.

Leopold Hofmann weilte nun schon einige Tage auf dem Waldschlosse. Mit jener großmüthigen, bedingungslosen Gastfreundschaft, wie sie den Grand-Seigneurs des Mittelalters eigen sein mochte, da ihre Burgen für den in unbewohnten Wildnissen reisenden Wanderer das natürliche Asyl bildeten, lud Graf vom Walde den jungen, von ungefähr hereingeschneiten Künstler immer wieder zum Verweilen ein. Dieser zögerte stets, das ganz spontane Anerbieten anzunehmen, er hatte ja nicht das mindeste Anrecht auf die Gastfreundschaft des Waldschlosses, und es gingen täglich ein halbes Dutzend Bahnzüge durch Ober-Waldau, welche ihn in einer Stunde nach Graz und in ein beliebiges Hotel bringen konnten; aber Comtesse Imelda bestand darauf, daß er bliebe, und der Eigenwille dieses Kindes hatte ihn fast bezwungen. Auch blieb er nicht ungern; obgleich die Romantik des Waldschlosses keine zweifellos echte war, bot es dennoch einen reizvollen Aufenthalt, und die Kameradschaft mit der kleiner Gräfin übte

auch auf ihn, den derben Naturburschen, ihren Reiz. Sonderbar, fast unbegreiflich war es, daß man das junge, sonst so ängstlich behütete Mädchen allein und aufsichtslos, lediglich in Begleitung Satans, herumstreifen ließ. Dem Großvater, dessen zärtliche Liebe für die Enkelin oft in rührender Weise zum Vorschein kam, schien das Motiv zu genügen, daß Imelda sich freute, eine Gesellschaft zu haben. Die dicke Schwester Veronica war es offenbar zufrieden, daß der Kobold ihre diversen Tagesschläfchen weniger störte als sonst; der uralte „professeur de la langue française“ saß in der heißen Augustsonne, wärmte sich wie ein Kater und kümmerte sich noch weniger um die Aufführung der Comtesse.

„Bleiben Sie nur, mein Lieber,“ pflegte der alte Graf immer zu Hofmann zu sagen; „so lange mein Großneffe nicht da ist, stört uns Ihre Anwesenheit nicht im mindesten — ist mir sehr angenehm.“

„Und wenn auch der Vetter da sein wird,“ rief Imelda dazwischen, was geht es ihn an?“

Mit dem plötzlichen, unvermittelten Ton der Strenge, welchen der Graf gegen seinen Liebling bisweilen annahm, verwies er sie: Dem einzigen Verwandten unseres Hauses sind wir alle Rücksicht schuldig. Still! Ich dulde in diesem Punkte keinen Widerspruch!“

Aber der Vetter war noch immer nicht da; die Hochsommertage waren wunderschön, und Imelda lief mit ihrem Gaste, nur von Satan behütet, in den schönen Wäldern umher, in deren Mitte das Waldschloß lag. Dem jungen Maler, der ein nüchterner

Sohn der Großstadt war und sich zeitlebens mit der niederen Mühsal des Lebens herumgeschlagen hatte, wollte bisweilen doch etwas märchenhaft zumuthe werden, wenn der schweigende Sonnenzauber des Mittags so über dem Walde brütete und er neben Imelda auf dem bläulich rothen Haidekraut des Waldbodens gebettet lag — sie mit ihrer schlanken Gestalt, ihren fragenden Kinderaugen, ihrem sorglosen Koboldwesen, wie ein Geschöpf des Waldes, welches die Phantasie eines Künstlers ersonnen hat — der ungeheuere kohlschwarze Hund immer an ihre Fersen geheftet, wie irgend ein verhextes Ungethüm.

Aber gar lange konnten diese märchenhaften Stimmungen nicht vorhalten, denn alle Augenblicke entstand ein Zank zwischen der Märchenprinzessin und ihrem Begleiter. Sie zankten sich ungeniert, wie Geschwister. Imelda hatte plötzlich eine große Leidenschaft für das Zeichnen nach der Natur bekommen. Sie hatte von Schwester Veronica zeichnen gelernt, aber die Schule war darnach, und der junge Maler war naiv genug, dem verzogenen jungen Wesen, welches seine Gedanken noch niemals einer ernsten Disziplin unterworfen hatte, systematische Anfangsgründe des perspectivischen Zeichnens beibringen zu wollen. Imelda begriff sehr leicht, interessirte sich auch für das Eine oder das Andere und kritzelte dann wieder wie ein unartiges Kind. Er wurde dann ernstlich böse und sie schalt ihn einen Pedanten. Sie hatte sich die Maler anders vorgestellt und begriff nicht, warum gerade diese in Romanen so sehr bevorzugt wurden.

Es verdroß sie schließlich, daß Hofmann für nichts Sinn hatte, als für seine Zeichnungen, jeden schönen Anblick nur daraufhin betrachtete und seinen Enthusiasmus für ein schönes Landschaftsbild gleich in die entsprechenden technischen Ausdrücken kleidete. Sie kam zu dem Schlusse: Die Maler sind die allerprosaischesten Menschen von der Welt!

Hofmann ließ sich davon nicht beirren, sondern zeichnete und skizzirte emsig weiter. Das Schloß bot eine überaus reiche Ausbeute durch seine Architektur und Einrichtungen, ebenso wie durch seine Lage. In seinem Innern erinnerte es ein wenig an ein Museum; es waren gar zu viele alterthümliche Gegenstände in den Zimmern angehäuft, aber immerhin hatten diese weiten, großen Gemächer mit den dunklen, prachtvollen Holzplafonds, den schönen Gobelins, den kolossalen Kachelöfen und Kaminen, den schweren, alten Möbeln einen eigenthümlichen Reiz, Hofmann kannte derlei wirklich nur aus dem Gewerbemuseum und der Ambraser Sammlung, aber in solchen Zimmern zu wohnen, zu essen und zu schlafen, das war ihm neu.

Auch Imelda's Zimmer war in dieser alterthümlichen Weise ausgestattet — ein schwärzlicher, höchst merkwürdiger Holzplafond, schwere Eichentische, uralte Schreine, ein geschnitzter Betschemel, der von ihr noch nie benützt worden war, verblichene Gobelins, welche die Erschaffung der Welt darstellten, schwerfällige Thüren mit Schnitzwerk und Vertäfelungen gleich dem Plafond, und endlich ein riesiges Himmelbett aus brettschwerem, blaßblauem, verblichenem Sammt mit dicken

Fransen, auf gewaltigen Bärentatzen ruhend. Aus den Spitzbogenfenstern mit ihren massigen Fensterkreuzen blickte man hinaus in die düstere Nacht des Nadelwaldes, welcher an der rückwärtigen Front des Schlosses beinahe in dasselbe einzudringen schien.

Das Malerauge des Gastes ergötzte sich besonders an diesem Gemache, aber er sah mitleidig nach dem jungen Mädchen: „Es ist gerade so, als müßten Sie von hier einmal ins Kloster.“

Sie erwiderte leichthin: „Großpapa hat mir auch schon einmal gesagt, ich sollte mich mit dem Gedanken vertraut machen: vielleicht müßte ich einmal ins Kloster; aber ich gehe nicht, o nein — ich gehe nicht! — Ich will in die Welt gehen und eine große Dame werden.“

„Und heiraten!“ ergänzte er.

„Ach ja, auch heiraten!“ rief sie völlig unbefangen, ein reines Kind.

Da er seinem Entzücken über das Waldschloß Ausdruck gab, entdeckte sie ihm, was sie bekümmerte — das Schloß hatte keine eigentliche Ahnengalerie. Zwar es waren verschiedene Familienbilder da, doch hier und da in den Räumen verstreut. Sie hatte den Großvater damit geplagt, diese in dem Thurm zusammenzuhängen, wo sich eine Art von Rüstkammer befand, und wo sie sich ganz gut ausnehmen würden; aber der Großvater hatte geantwortet, gerade jetzt, wo das Geschlecht beinahe im Erlöschen sei, möge er sich keine förmliche Ahnengalerie errichten.

In der That, er hatte wenig Glück gehabt mit seiner Nachkommenschaft. Seine beiden Söhne waren

im Jesuiten-Collegium zu Kalksburg erzogen worden in der Furcht des Herrn und den feudalen Traditionen. Trotzdem wurde der Aelteste ein Lebemann im schlimmsten Sinne, machte Schulden im größten Stil und richtete seine Gesundheit durch Ausschweifungen aller Art zugrunde. Kaum dreißig Jahre alt, erlag er der Schwindsucht, ohne vermält gewesen zu sein. Der Jüngere war ein Phantast, der seinen Träumen durch die ganze Welt nachjagte, sich bald unter den Tropen aufhielt, bald in Paris, bald zum Islam übertreten und sich in Egypten einen Harem anlegen wollte, und bald wieder sich in Wiener Vorstadtkneipen und auf Wäschermädelbällen herumtrieb und endlich auf einer Italienreise gänzlich verscholl. Die erste Nachricht, die wieder zu seinem Vater gelangte, war die seines Todes. Er hatte sich durch eine romantische Grille ein Sumpffieber zugezogen, dem er erlegen war. Er hinterließ eine kleine, gänzlich verwaiste Tochter — Imelda. Von dem ganzen gräflichen Geschlechte lebte damals nur ein ferner Verwandter, welcher, wie der alte Graf und dessen verstorbener älterer Sohn, den Familien-Vornamen Otto trug. Dieser Graf Otto war blutarm; seine Schwestern ließ man in Klöstern und Stiften verkommen, ihn aber unterstützte das Haupt der Familie des Namens wegen. Wahrscheinlich aber waren diese Unterstützungen in wenig großmüthiger Weise erfolgt, denn Graf Otto der Jüngere warf das Geld eines Tages seinem Onkel zu Füßen und ging — zur Bühne. Er besaß eine schöne Tenorstimme und hatte sich sterblich in eine Opernsängerin verliebt, welche er nachher

heiratete. Ein völliger Bruch zwischen ihm und seinem Onkel war die Folge dieser Schritte. Graf Otto, mit dem Theaternamen du Bois genannt, mochte indessen nicht viel Glück in seiner Theatercarrière gehabt haben. Auch er starb in jungen Jahren auf einer Gastspieltour im Osten — er starb an einer Kugel; man erfuhr nie, ob es ein Selbstmord oder ein Duell gewesen sei. Nur daß er einen Sohn hinterlassen und das seine Witwe sich wieder verheiratet habe an einen Sänger oder Schauspieler, war bekannt geworden. Und nach diesem gänzlich verschollenen Sohne fahndete jetzt der alte Graf vom Walde.

Imelda hatte dem Gaste ein Zeitungsblatt gezeigt, welches man vor ihr verborgen, welches sie aber mit dem Spürsinne eines neugierigen Kindes aufgestöbert hatte. In diesem Blatte stand ein Aufruf, in welchem der Sohn des 187* zu Warschau verstorbenen Opernsängers Otto du Bois dringend gebeten wurde, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Offenbar hatte sich der junge Mann gemeldet, denn sein Großonkel erwartete ihn. Uebrigens waren die Güter Fideicommiß und es handelte sich wohl nur um einen Act der Familienpietät an dem Jüngling, den das Geschick bisher kaum auf Rosen gebettet haben mochte.

Wunderlich war es, wie der alte Graf, gesund, rüstig, praktisch, nüchtern, seine Güter musterhaft bewirthschaftend, diese ganze jüngere Generation von Romantikern und Lebemännern überlebt hatte. Er war ein Siebziger, aber er hatte nichts Greisenhaftes; er lebte mäßig, vernünftig und war vollkommen Herr

seiner geistigen und körperlichen Kräfte. Doch war es klar, daß ihm sein romantisches Waldschloß mit der Rüstkammer und der gothischen Capelle, welche sogar eine unzweifelhaft echte Reliquie des heiligen Damian barg — daß ihm all' diese feudale Herrlichkeit weniger am Herzen lag, als sein schönes Hüttenwerk in Nieder-Waldau und die große Meierei daselbst mit ihrer berühmten Käserei nach Schweizerart. Er war stolz auf diesen Käse, auf seine condensirte Milch und noch mehr auf die berühmten Sensen aus seinem Pochwerk. Er stimmte mit der Aeußersten Rechten, unterstützte verschiedene katholische Vereine und Bruderschaften, hielt clericale und feudale Blätter, gab fürstliche Spenden für Kirchenbauten, Kirchenglocken u. s. w. und verlieh bei passender Gelegenheit seinem Mißfallen an der Neuzeit Ausdruck. Aber er gab sich nicht einmal die Mühe, eine Frömmigkeit zu heucheln, die er nicht besaß. Und trotz der echten Reliquie des heiligen Damian (mit einem Beglaubigungsschreiben des heiligen Vaters) besuchte er nicht einmal seine Schloßcapelle, wenn in derselben Messe gelesen wurde. Aber dafür interessirte er sich persönlich für seine Käserei und führte in seinem Hüttenwerk alle Maschinen, alle neuen Verbesserungen ein, welche nur irgend auf diesem Gebiete erfunden wurden. Nieder-Waldau mit seinen industriellen, sich vorzüglich rentirenden Etablissements — man sprach davon, daß der Graf ein großes Baarvermögen in der englischen Nationalbank deponirt habe, übrigens auch eine gelegentliche Börsenspeculation nicht verschmähe — Nieder-Waldau lag etwa eine Gehstunde von Ober-

Waldau in dem schönen Thale, welches der Fluß, die Eisenbahn und die Reichsstraße parallel durchzogen. Das Schloß lag also in vornehmer Abgeschiedenheit für sich; der Ort Ober-Waldau bestand aus wenigen Häusern, in welchen zur guten Jahreszeit Sommergäste hausten. Die Gegend war einsam, unfruchtbar, dicht bewaldet. Imelda wollte große Jagden veranstalten, viele Gäste einladen, wenn sie einmal in die Welt eingeführt sein würde. Sie malte sich das in allen Einzelnheiten aus.

Inzwischen blieb das Waldschloß still, vereinsamt, verwunschen. Ein einzigesmal kam Besuch. Der 18. August war vorüber, und wie Imelda vorhergesehen, erschienen die Gutsnachbarn des Grafen, um ihren Sohn zu präsentiren, einen hübschen, etwa 18jährigen Jungen in der Uniform der Wiener-Neustädter Akademiker. Victor von Felde war von seiner Mutter und von zwei Schwestern begleitet, zwei hübschen, aber sehr affectirten Backfischen, den „Freundinnen“, welche Imelda verschmäht hatte. Und wirklich, die Comtesse behandelte die Mädchen kalt und hochmüthig. Dem jungen Cadeten gegenüber aber spielte sie die Gebieterin mit einer Coquetterie, als hätte sie schon eine förmliche Schule in der großen Welt hinter sich, und der hübsche, selbstgefällige Cadet machte ihr in bester Weise den Hof.

„Merkwürdig, woher die jungen Mädchen das haben! Wie es scheint, von der Natur,“ sagte sich Leopold Hofmann.

Die Baronin Felde sprach viel und mit Beziehung

von der Jugendfreundschaft zwischen Victor und Imelda, und als Graf vom Walde erklärte, die beiden jungen Leute müßten jetzt wohl aufhören, einander „Du" zu sagen, da sie zu groß geworden für derlei Vertraulichkeiten, begütigte die Baronin mit süßen Worten: Sie wären einander so sehr zugethan, die beiden Kinder, und Jugendgespielen.

Aber der Graf blieb bei seinem Willen. Imelda darf sich nicht mehr so ungezwungen betragen — was würde ihr Vetter von ihr halten, wenn er kommt!"

„Schon wieder dieser Vetter!" rief Imelda ganz erschrocken. „Was kann Großpapa nur mit diesem Vetter wollen? Warum ließ er ihn nicht, wo er war? Ich werde thun, was ich will, auch wenn der Vetter hier sein wird. Oder noch besser, er käme gar nicht!"

Victor stimmte mit Eifer bei. „Am besten, er käme gar nicht! Was soll er auch hier?"

Die junge Gesellschaft hatte den Park verlassen, um einen Spaziergang unten im Thale längs des Flusses zu machen. Als sie an der Station vorbeikamen, fuhr eben ein Wiener Zug in dieselbe ein.

„Sehen wir zu, ob nicht dein Vetter kommt!" rief Victor, und die jungen Leute, den kleinen Stationsplatz mit ihrem Geschwätz und Gelächter füllend, blieben an der umgrünten Schranke stehen, welche das Fahrgeleise abschloß, und glossirten in scherzhafter Weise die wenig Reisenden, welche den Zug verließen Wirklich befand sich unter diesen ein junger Mann von hoher, kräftiger Gestalt und stolzer Haltung. Er

trug einen großen Strohhut, nnd man konnte sein Gesicht nicht sehen.

„Wenn es doch der Vetter wäre!“ rief Imelda, ein wenig aufgeregt, denn in ihrem einförmigen Leben bildete dieser Vetter doch ein Ereigniß.

„Aber er trägt sich ja seinen Handkoffer selbst, wie ein commis-voyageur!“ bemerkte Victor spöttisch.

Imelda leuchtete das ein; ein junger Mann, der sich selbst seinen Koffer trug, konnte unmöglich ihr Vetter, der Graf vom Walde, sein.

Sie setzten wieder ihren Spaziergang fort. Unterhalb des Ortes, wo der Fluß sich wandte, lagerten sie sich. Man sah hier Nieder-Waldau mit seiner netten, weißen Kirche, dem Schlot des Hüttenwerkes und den winzig erscheinenden Häusern zwischen den hohen, steilen Felsen des Thales liegen, der Schlot besonders macht sich gut inmitten der romantischen Szenerie. Leopold Hofmann und die Gräfin Imelda nahmen ihre Skizzenbücher und begannen zu zeichnen. Der Cadet Victor erzählte mit großer Selbstgefälligkeit Anekdoten aus seiner Akademie und seine Schwestern langweilten sich. Da der junge Maler die Geschichten Victor's etwas derb glossirte und der junge Soldat dies sehr übel nahm, wurde die Stimmung schließlich unbehaglich und man trat den Heimweg an.

Als die kleine Gesellschaft die Galerie betrat, wo im Sommer die Mahlzeiten eingenommen wurden, fanden sie in derselben die Baronin, den alten Grafen und einen fremden jungen Mann.

„Der Mann mit dem Handkoffer,“ flüsterte Victor Imelda zu, „da hast du ihn!“

Imelda blickte sehr verwundert d'rein; der Großvater schien so aufgeregt über diesen Besuch, mit nervöser Hast winkte er ihr zu, näher zu treten. Der Fremde aber stand mit kalt-gleichgiltiger, abweisender Miene da und wandte kaum den Kopf nach den Eintretenden.

„Imelda,“ sagte der alte Graf, und seine Stimme zitterte ein wenig, „begrüße deinen Vetter Odilo.“

Imelda aber entgegnete anstatt dessen: „Bist du unwohl, Großpapa?“

„Was fällt dir ein,“ versetzte er ärgerlich; „ich bin ganz wohl, nur hat mich die Ankunft deines Vetters ein wenig erregt.“

Die Erregung war nur seinerseits. Odilo sah nicht im mindesten erregt aus; seine Verwandten schienen ihm so gleichgiltig zu sein, als wären sie Bewohner des himmlischen Reiches, er nahm sich nicht einmal die Mühe, eine conventionell freundliche Miene ihretwegen aufzustecken. In eigenthümlicher Weise, sah er jetzt über Imelda hinweg in die Luft, in einer Weise, welche ein reifes Weib tief beleidigt hätte und sagte achtlos: „Noch so jung? Nach den Briefen des Oheims hatte ich vermuthet, daß Sie viel älter wären.“

Imelda stand dicht vor dem Vetter und sah ihn neugierig an; in diesem Augenblick war sie ein bloßes Kind. Als sie der Großvater mit einem Blick, einem halben Wort nochmals ermahnte, ihren Vetter zu

begrüßen, sagte sie laut, trotzig, rücksichtslos: „Odilo sieht mich ja nicht einmal an.“

Jetzt endlich sah Odilo ihr wirklich ins Gesicht und reichte ihr sogar die Hand; ja, er lächelte ein klein wenig. Sein stolzer, strenger Blick glitt so von oben über sie herab, sie verlor die Fassung und sagte dem Vetter gar nichts. Er war auch gar zu sonderbar, dieser Vetter! Dann wandte er sich wieder von ihr ab, wie von einem Kinde, mit dem man keine Umstände macht.

Er war ein schöner, kräftiger, breitschulteriger Mann von 24 bis 25 Jahren. Seine strengen, edlen, wie ausgemeißelten Züge hatten kaum eine Aehnlichkeit mit dem Typus der Familie, vielleicht war er seiner Mutter ähnlich. Trotz seiner Schönheit hatte er nichts Angenehmes, nichts Gewinnendes. Eine tiefe, finstere Falte, die senkrecht über der Nasenwurzel stand, entstellte ihn, und der unfreundliche, fast mürrische Ausdruck seines leichtgebräunten, gesund gefärbten Gesichtes ließ ihn älter erscheinen, als er sein mochte. Bart und Haupthaar waren dunkelblond, die Augen blau, tiefliegend, kalt und klar. Seine Haltung hatte etwas im vorhinein Abweisendes, er stand da und neigte seinen stolzen Nacken nicht; er ließ Alles an sich herankommen, ohne einen Finger zu rühren. Seine Stimme war volltönend, tief, schön, aber er sprach, ohne dieselbe zu moduliren, ohne Tonfall, er warf die Worte nur so hin.

Der alte Graf hatte seinem Neffen indessen die Familie Felde vorgestellt. Auch jetzt nahm sich Odilo

nicht die Mühe, eine höfliche Phrase vorzubringen oder eine freundlichere Miene anzunehmen. Er grüßte kalt, gleichgiltig, kaum mit der allernothwendigsten Höflichkeit; dann sagte er kurz zu dem alten Grafen: „Erlauben Sie mir, Onkel, daß ich mich jetzt zurückziehe ich bin sehr müde.“

Der Alte war über diesen Einfall sichtlich bestürzt, aber er widersprach nicht und erbot sich, seinen Gast nach dessen Zimmer zu führen. Noch einmal grüßte Odilo kurz und kalt und verließ, begleitet von seinem Großoheim, das Gemach.

„Ein sonderbares Betragen für einen armen Verwandten, der nur gekommen ist, um Unterstützungen zu erhalten! Sonderbar für einen Grafen, welcher sich seinen Handkoffer selbst trägt!“ sagte Victor rücksichtslos!

„Er ist unausstehlich, dieser Vetter!“ rief Imelda jetzt, wie von einem Banne befreit; ihre Augen waren an dem seltsamen Vetter förmlich hängen geblieben Wenn ich nur wüßte, was Großpapa an ihm hat?“

„Wo lebt er denn und wovon?“ fragte Victor.

„Ich weiß es nicht, und Großpapa auch nicht,“ entgegnete das junge Mädchen; „er hat sich nie um uns gekümmert; Großpapa hat ihn ja mühselig aufgesucht.“

„Recht sonderbar!“ rief jetzt auch die Baronin Felde.

Der Thee wurde unter allseitiger Verstimmung eingenommen und nach demselben verabschiedete sich die Baronin mit ihren Kindern. Sie betheuerte immer-

fort, Graf Odilo sei ein sehr schöner, sehr interessanter Mann; aber die Lobeserhebungen kamen ihr offenbar nicht vom Herzen. Sie lobte den Gast nur, um dem alten Herrn gefällig zu sein.

„Ich glaube, daß Odilo von Stein ist," bemerkte Imelda; „er kann den Nacken deßhalb nicht bewegen, und wahrscheinlich nimmt er gar keine Nahrung zu sich. Ja, ja, Großpapa, sieh mich nicht so streng an er ist versteinert, dieser Odilo! Hat er dir nicht auch so steinern die Hand gereicht? Es war kein Leben darin!"

Die Felde's waren fort und jetzt verabschiedete sich auch der junge Maler; die Ankunft des Grafen Odilo war das Signal für seine Abreise. Der alte Graf hielt ihn jetzt mit keinem Worte mehr; er erklärte jedoch, die Skizzen, welche der Maler von dem Schlosse und der Umgebung entworfen hatte, besitzen zu wollen, und wies einen sehr ansehnlichen Betrag darauf an. Aber die Bildchen selbst sah er kaum an; es war ihm offenbar nur darum zu thun, den fremden jungen Mann cavaliermäßig abzufinden.

„Wie schade, daß Sie fortgehen," rief Imelda, „wie schade!"

„Ach, liebe Comtesse, ich bin ja doch ein plumper, prosaischer Mensch und konnte Ihnen wenig Vergnügen machen. Ihr Vetter ist ja weit interessanter."

„Ja, aber wenn er nicht spricht, nicht lacht, nicht ißt, sich nicht einmal niedersetzt — das ist doch allzu interessant."

„Ich glaube, Gräfin, er wird essen, auch sitzen und

thun, was sonst noch zu einem Menschen aus Fleisch und Blut gehört."

Imelda begleitete mit Satan den scheidenden Gast bis zu dem äußeren Parkthor.

„Wissen Sie, Herr Hofmann, was ich befürchte?" sagte sie, die großen Kinderaugen fest auf ihn geheftet: „Großpapa wird mich am Ende mit dem steinernen Vetter verheiraten wollen. Solche Vettern kommen gewöhnlich zu diesem Zweck."

„In Romanen, Comtesse; aber hier scheint es mir nicht wahrscheinlich. Ihr Vetter ist ja sehr arm und Ihr Herr Großpapa doch — recht praktisch."

Aber Imelda leuchtete das nicht ein, sie kannte die Welt nur aus den höchst harmlosen Büchern, welche man ihr zu lesen gab.

Jetzt standen sie an dem Parkthor, nur so weit hatte der Großvater ihr erlaubt mitzugehen. „Und heute will ich ihm schon gehorsam bleiben," sagte das junge Mädchen, er ist ohnehin so sehr aufgeregt, der arme Großvater!"

Sie verabschiedeten sich. Er schüttelte in seiner derben Weise die kleine, magere Kinderhand der Comtesse und fuhr Satan zärtlich über die Schnauze. „Diese Tage erscheinen mir jetzt wie ein Traum und Sie wie eine Märchenprinzessin! Ich hätte so ein Abenteuer von meinen Ferien nicht erwartet."

Sie versprach sehr ernsthaft, ihn einzuladen, ihm Aufträge zu geben, wenn sie erwachsen und in die Welt eingeführt sein würde.

„Ach, mein Gott, da werden andere sich um Ihre

Gunst bemühen, Sie werden mich dann längst vergessen haben.“

„Aber sie leugnete das sehr bestimmt — ja, sie kannte den Lauf der Welt noch nicht.

Die stämmige Figur des jungen Malers war in der Abenddämmerung verschwunden, der Zug schon durch das elektrische Signal der Station angezeigt worden. Imelda lauschte dem fernen Pfeifen der Locomotive. Wie die Menschen so kamen und gingen — und sie, nur sie saß hier wie festgebannt, wie verzaubert! Und während Satan seine kalte Nase in ihre kleine, warme Hand steckte, schritt sie gedankenvoll dem Schlosse zu, wo der „steinerne“ Vetter heute Nacht zum erstenmale schlafen sollte.

III.

Seit drei Tagen war Imelda wieder allein mit Satan; denn Vetter Odilo, welcher ebenso lange als Gast anwesend war, ließ sich kaum sehen. Er schloß sich in seinen Zimmern ab und streifte einsam in den Wäldern umher. Ja, er hatte es sogar abgelehnt, an den gemeinsamen Mahlzeiten theilzunehmen, angeblich, weil er sich nicht wohl fühle. Jedenfalls war er aber kräftig genug, um die anstrengendsten Fußpartien in die Berge der Umgegend zu unternehmen. Der Großvater war über dieses höchst eigenthümliche Betragen sichtlich bestürzt und niedergedrückt. Imelda lachte; gewiß, er aß überhaupt nicht, dieser Vetter. Er war aus Stein, war eine Statue, welche durch irgend eine Verhexung einen Schein von Leben erhalten hatte; aber wenn er unbeobachtet zu sein glaubte, dieser Odilo, so fiel er gleich in sein Statuendasein zurück. Er lehnte mit untergeschlagenen Armen irgendwo, sprach nicht, regte sich nicht und starrte auf einen Punkt. Mit ihr hatte er weiter gar nicht mehr gesprochen,

sie auch kaum angesehen. „Guten Morgen — gute Nacht — wie geht's, Imelda?“ Sie konnte die Worte, die er an sie gerichtet hatte, sehr bequem zusammenzählen.

Ein einzigesmal war er mit dem Großvater ausgefahren, nach Nieder-Waldau, um das Hammerwerk und den Meierhof zu besichtigen.

Als die beiden Herren zurückkamen, beobachtete Imelda an Odilo zum erstenmale einen sehr menschlichen Zug — er sah verzweifelt gelangweilt aus. Diesmal gab er vor, zu müde, zu abgespannt zu sein, um an der gemeinschaftlichen Abendmahlzeit theilzunehmen.

Der Großvater war nicht im mindesten müde. Sie hatten ja den Wagen benützt und sich nirgends lange aufgehalten; denn Odilo sah das, was man ihm zeigte, eigentlich nicht.

Imelda machte nach dem Nachtessen noch einen Spaziergang mit dem Großvater. Sie war besonders zärtlich mit ihm, denn seine sichtliche Niedergeschlagenheit ergriff ihr kindliches Herz. „Aber so laß ihn doch ziehen, diesen Odilo, und ärgere dich nicht über ihn!“ rief sie ein- über das anderemal.

Der alte Mann, der seiner Enkelin gegenüber sonst stets einen gewissen stolzen Nimbus behauptet hatte, zeigte diesmal unverhohlen seinen Kummer, und mit einer gewissen greisenhaften Weinerlichkeit, welche Imelda nie vorher an ihm wahrgenommen hatte, klagte er über Odilo. Er, der Graf, hatte ihm alle erdenklichen Anerbietungen gemacht, um ihn dauernd an sein Haus

zu fesseln, ihm jede Unterstützung und Förderung angetragen; aber Odilo hatte alles schroff abgelehnt. Ueber seine Verhältnisse, seine Lebensweise bewahrte er tiefes Schweigen; dennoch mußte er arm sein, wie sein Vater es gewesen war. Seine Kleider, seine Lebensgewohnheiten waren einfach; das angebotene Reitpferd hatte er abgelehnt, er konnte nicht reiten — auch die Equipage, denn er sei gewohnt, zu Fuß zu gehen.

Imelda fand dies Alles doch sehr interessant, es wob sich ein Geheimniß um diesen Vetter. Aber, um den Großvater zu trösten, schimpfte sie auf Odilo, nannte ihn undankbar, ungezogen, unausstehlich.

Während sie das that, kam eine hohe, dunkle Männergestalt vom Schlosse her auf die Beiden zu. Es war Odilo. Satan sprang ihm entgegen und wedelte ihn an. „Ihr Hund ist zu entgegenkommend gegen Fremde," sagte Odilo nach einem kurzen „Guten Abend".

„Er ist es nicht immer. Ich begreife nicht, warum er gegen Sie so freundlich ist," entgegnete Imelda.

„Er riecht, daß Odilo zur Familie gehört," sagte der Großvater. „Ihr sagt Euch noch immer „Sie?" wandte er sich an Odilo und Imelda.

„Ich kann Imelda doch nicht zumuthen, einen ihr noch ganz Fremden zu dutzen," wehrte Odilo ab. „Sie entschuldigen mich doch Onkel? Ich möchte noch einen Spaziergang machen. Gute Nacht!" und er schritt dem Walde zu.

„Das ist ja empörend!" rief Imelda, „nun ist er

gar nicht mehr müde, da er einen Vorwand braucht, um sich unserer Gesellschaft zu entziehen. Großpapa, du wirst doch kein freundliches Wort mehr an diesen Menschen verschwenden?"

„O, mein Gott!" seufzte der alte Mann.

„Was hast du, Großvater? Bist du krank? Du bist so blaß!"

„Nein es ist nichts — gar nichts!" Sie vermochte nichts weiter aus dem Alten herauszubringen. Als sie zu Bett gingen, war Odilo noch immer nicht von seinem Spaziergang zurück. Imelda war so sehr erfüllt von Haß und Zorn gegen ihn, daß sie gar nicht einschlafen konnte; der Mond schien auch gar zu hell. Es war schon nahe an Mitternacht, als sie Odilo zurückkommen hörte. Nun schief sie endlich ein.

Am folgenden Morgen hatte Imelda ihre Aufregung wieder so ziemlich vergessen. Odilo war morgens nach Graz gefahren und hatte sich begnügt, dem Onkel durch dessen Diener einen „Guten Morgen" sagen zu lassen. Imelda hatte Vormittags ihre Clavierstunde genommen. Nach dem Mittagsessen, welches zu einer bürgerlichen Stunde um 2 Uhr, eingenommen wurde, ging sie, da Großvater und Schwester Veronika schliefen, in den Park. Satan begleitete sie, und die Beiden rannten, fröhlich gestimmt und zu körperlicher Bewegung aufgelegt, immer weiter in den Wald hinein.

Der Nachmittag war sonnig, still, schön. Die Baumwipfel badeten sich schweigend im Sonnenlicht, und von dem feuchten Waldgrund stieg der Duft der

Alpenveilchen empor. Es geschah häufig, daß das junge Mädchen ganz allein weite Wege in die Wälder machte. Die alten Leute im Schlosse, welche ihre Jugend behüteten, kamen nicht über dessen Weichbild hinaus. Sie hatte nur den Wald zum Tummelplatz und nur Satan zur Gesellschaft, um ihre Jugendlust auszutoben.

Ohne athemlos zu werden, lief sie heute immer bergan, dabei noch jauchzend, jodelnd und hüpfend, was Satan zu einem unsinnigen Freudentanz und zu einem tollen Gebell veranlaßte. Der Lärm, den die beiden machten, mußte weithin den stillen Wald erfüllen, aber Imelda legt sich keinen Zwang auf. An Wochentagen war der Wald ziemlich einsam, denn nur an Sonntagen kamen Vergnügungszügler aus Graz oder der Umgebung hierher.

Als Imelda auf einer Aussichtsbank, die sie erreicht hatte, einen Herrn erblickte, wollte sie rasch umkehren, aber Satan begrüßte den Herrn angelegentlich, denn es war Odilo. Dieser sah sie so grenzenlos verwundert an, daß sie laut auflachen mußte.

„O, Sie wundern sich, wer da so viel Lärm macht?" rief sie. „Ich dachte, Satan uud ich wären allein. Sind Sie denn schon von Graz zurück?"

Er bejahte; er war direct vom Bahnhof in den Wald gegangen. Er staunte, ihr so ganz allein zu begegnen.

„Ich bin sehr gerne allein," sagte sie. Dabei fiel ihr ein, daß er dieselbe Neigung zu haben schien. Sie stand von der Bank auf, wo sie ganz unbefangen

neben ihm Platz genommen hatte. „Waren Sie schon auf der Waldhöhe?“

Er verneinte.

„So kommen Sie doch — es ist nur etwa noch eine halbe Stunde.“

Sie lief mit Satan voraus, ohne sich weiter um Odilo zu kümmern. Der Weg stieg allmählig; es war eine sehr künstlich angelegte Serpentine. Aber Odilo ging ohne sichtliche Anstrengung ebenso rasch, wie sie und war ihr immer auf den Fersen. Als sie auf der Höhe ankamen, glühte ihr Gesichtchen, er aber hatte sich kaum verfärbt. Wie stark mußte er sein!

Sie bestiegen nun zusammen den hölzernen Aussichts-Pavillon und überblickten das herrliche Panorama der ringsum aufsteigenden Bergketten. Imelda erklärte sehr eifrig die Namen der Berge, zeigte die „Nase“ von Ober-Waldau, zwischen denen der Schlot des Pochwerkes qualmte. Odilo sah so lange und so ernsthaft in die Ferne, daß er sie schließlich langweilte. Sie ergriff ihr kleines zierliches Handkörbchen, in welchem sie einige vorher gepflückte Brombeeren hatte; sie bot ihrem Vetter diese Brombeeren an.

„Ich danke,“ sagte er, und ohne eine Miene zu verziehen, begann er die Beeren zu essen, indem er sie zierlich mit zwei Fingern faßte. Er hatte sehr sorgfältig gepflegte Hände, wie sie bemerkte. Sie sah ihm beinahe gespannt zu und lachte endlich laut.

Da Odilo erstaunt aufblickte, sagte Imelda aufrichtig: „Ich war so neugierig, Sie einmal essen zu sehen.“

„Welch ein Kind Sie sind!“ sagte er ruhig und freundlich: „Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Schon beinahe sechzehn, also kein Kind mehr.“

„Aber Sie sind wenigstens noch glücklich wie ein Kind.“

„Weßhalb sollte ich denn so glücklich sein?“ sagte sie, ihrerseits verwundert.

„Weil Sie noch gar nichts von der Welt wissen,“ entgegnete er, „weil Sie die Menschen noch nicht kennen. Das ist ja das Glück der Kinder.“

„Da könnte ich ja gleich in ein Kloster gehen!“ rief sie; „Großpapa sagt, das würde vielleicht mein Los sein.“

„Ich weiß nicht, warum Großpapa das meint,“ entgegnete Odilo; „wenn Ihnen aber dadurch die Erkenntniß die Welt und der Menschen erspart würde, so wäre es immerhin ein Glück.“

„O, das sind nur so Phrasen von Leuten, welche die Welt schon zum Ueberdruß ausgenossen haben,“ entgegnete sie; „ich gehe nicht ins Kloster, Großvater wird mich dazu nicht bringen. Ich will leben und die Welt sehen. Seit ich zurückdenke, war ich immer hier, immer an derselben Stelle; immer dieselben Dinge um mich, dieselben Möbel, dieselben Bäume, dieselbe Tageseintheilung, dieselben Gesichter! Immer Großvater, der Monsieur und Schwester Veronika! Nur daß einmal der Wald verschneit ist und einmal grünt — einmal Feuer im Ofen ist und einmal der Sonnenschein durch die offenen Fenster fluthet — sonst ist es immer einerlei, es ist, als wäre Alles nur ein einziger

Tag, eine einzige Stunde, ein einziger Traum. Ich bin Dornröschen im hundertjährigen Schlafe — ich könnte ja auch schon hundert Jahre da sein, was weiß ich? Die Feldes, die lesen wenigstens heimlich Bücher, welche ihnen die Mama verbietet, und so erfahren sie etwas von der Welt. Aber ich kann nicht einmal verbotene Bücher bekommen, woher denn? Und nun sagen Sie, Odilo, ist denn das wirklich das Glück?"

Er hatte ihr zugehört und sie dabei so fest angesehen, daß sie die Augen niederschlagen mußte. Er hatte eine so sonderbare Art zu blicken, entweder über die Leute fort in die Luft, oder tief in sie hinein. Jetzt sagte er: „Die Sehnsucht nach der Welt wird Sie freilich nicht zur Ruhe kommen lassen, Imelda, und so ist Ihr Glück eigentlich keines. Und dennoch werden Sie später noch oft an diese glückliche Dornröschenzeit zurückdenken."

„Vielleicht, wenn ich sehr alt sein werde," sagte sie

Er sah jetzt nach der Uhr. „Ich muß gehen," sagte er, „um den Acht Uhr-Zug nicht zu versäumen."

„Wo wollen Sie denn heute Abends noch hin, Odilo?"

„Ich kehre noch heute nach Wien zurück," entgegnete er ruhig.

„Weiß es denn Großpapa? Er sagte mir nichts davon."

„Nein, er weiß es noch nicht, das heißt, nicht, daß ich eben heute fort will; ich eile darum, um mich noch von ihm zu verabschieden."

Sie war betroffen, aber sie antwortete nicht. „Viel-

leicht wollen Sie lieber allein hinabgehen," sagte sie jetzt zu ihm; „Sie lieben ja die Einsamkeit. Es führen zwei Wege hinab, ich kehre auf dem zurück, auf dem wir kamen. Sie können den andereu wählen, er hat blaue Touristenzeichen."

„Nein, wir wollen zusammengehen," sagte er.

„Gut, wir wollen zusammen gehen," wiederholte sie, denn eben fiel ihr ein, daß sie ihm etwas zu sagen hatte. Sie schritt jetzt dicht neben Odilo, der seine Schritte beschleunigte, und sprach: „Warum wollen Sie durchaus heute schon fortreisen?"

„Meine Anwesenheit hat weiter keinen Zweck. Ihr Großvater wünschte mich kennen zu lernen — ich habe seinen Wunsch erfüllt. Nun gehe ich."

„Aber Großpapa wünscht so sehr, daß Sie länger bleiben; warum wollen Sie nicht bleiben? Es ist jetzt doch gewiß in Wien nicht so schön als hier."

„Ich wohne nicht in Wien, sondern ganz nahe davon auf dem Lande draußen."

„Ist es dort schöner als bei uns im Waldschloß?"

„Nein, es ist hier viel schöner, gewiß!"

„Also, warum wollen Sie nicht länger bleiben?"

„Ich habe kein Recht, länger die Gastfreundschaft meines Onkels in Anspruch zu nehmen."

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen," fuhr Imelda dringender fort; „Großpapa ist tief unglücklich, daß Sie nicht verweilen. Er ist ein alter Mann, hat ja auch viel Schmerzliches durchgemacht, und ich begreife nicht, warum Sie so unfreundlich gegen ihn sind."

„Ich bin nicht unfreundlich, Imelda, ich bin nur

ernst — bin gegen meinen Großonkel so, wie ich immer bin. Ich kann nun einmal keine liebenswürdigen Grimassen machen."

Odilo's letzter Ausdruck reizte Imelda heftig zum Lachen; aber sie bezwang sich, denn ihre Sache lag ihr zu sehr am Herzen. „O, Sie mögen nur Ihr ernstes Gesicht behalten — Großvater wird Sie schon dulden wie Sie sind. Wenn Sie nur hierbleiben, sich ein wenig seinen Wünschen fügen wollten! Er hat es sich nun einmal so in den Kopf gesetzt, weil Sie unser einziger Verwandter sind, wie ich glaube. Er will Sie nun einmal durchaus im Hause, in der Familie haben. Niemals habe ich ihn so aufgeregt gesehen, wie in diesen Tagen. O bitte, Odilo, bleiben Sie doch!" Sie war stehen geblieben und sah ihn bittend an.

„Ich kann wirklich nicht, liebes Kind," sagte er freundlich, „es thut mir leid, aber ich kann nicht."

„Ja, mein Gott, warum denn nicht?" rief sie ungeduldig.

„Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären. Ihr Großonkel hat mir allerdings den Platz seines Sohnes im Hause angeboten. Aber meine Verwandtschaft mit ihm ist ja eine so entfernte, daß dies ein freiwilliger Act der Güte von ihm ist. Ich wäre ihm Dankbarkeit schuldig, müßte ihn doch irgendwie für seine Güte entschädigen, ich müßte mich für seine Unternehmungen interessiren."

„Ach, Großpapas Käse und seine Sensen schrecken Sie ab — er wird sich gewiß darein fügen, daß Sie dies nicht interessirt."

„Es ist nicht nur der Käse und die Sensen," fuhr Odilo sehr ernst fort, „es ist das ganze enge Band, das mich abschreckt. Ich wäre Ihrem Großvater Liebe schuldig."

„Und das kommt Ihnen so schwer vor?" rief sie. „Der arme Großvater!"

„Ich schließe mich sehr schwer an," sagte Odilo ausweichend; „ich bin eine Sonderlingsnatur, die sich nicht anpassen läßt. Für den Schmarotzerposten, welchen mein Großonkel mir zugedacht hat, tauge ich nicht. Ich ziehe meine Armuth und Unabhängigkeit vor."

Imelda sah mit stummem Staunen zu ihm auf. Niemals hatte sie eine solche Sprache gehört, und er sprach so stolz, so ruhig, mit so volltönender Stimme. Odilo erschien ihr in diesem Augenblick als eine Idealgestalt.

„Es kann also nicht anders sein," sagte Imelda schüchtern. „Sie wollen — Sie können nicht! Ach, der arme Großvater! Sie glauben nicht, wie sehr sein Herz an dieser Hoffnung hing!"

„Ich denke," sagte Odilo, „daß Sie, Imelda, in wenigen Jahren einen Gatten wählen werden. Das wird dann der Sohn sein, welchen der Großvater herbeiwünscht."

„Es ist wahr," sagte Imelda getröstet; „ich werde mich verheiraten, und dann nur an einen Mann, welcher den Großvater lieb hat. Das ist die Hauptsache!"

Odilo sah sie freundlich, fast liebend an. Es wurde

ihr dabei ganz eigen zumuthe, und sie dachte: „Es ist doch schade, daß er geht.“

Er frug sie noch Dies und Jenes. Sie hatte jetzt die Scheu vor ihm verloren und erzählte munter von ihrem Leben, von ihren Stunden, ihren Lehrern, ihrer Zeiteintheilung. Endlich erzählte sie die ganze Lebensgeschichte Satan's. So kamen sie zum Schlosse. Es war nur noch eine halbe Stunde zum Abgange des Zuges. Odilo hatte seine wenigen Sachen schon gepackt, er wünschte nur noch, sich von seinem Großonkel zu verabschieden. Imelda dachte, daß er nach dem langen Spaziergang Hunger haben könnte. Sie bot ihm einen Imbiß an; er könne schnell in der Galerie essen, um diese Stunde sei dieselbe leer.

„Gut,“ sagte Odilo, „ich nehme mit Dank an;“ und er begab sich in das Zimmer des Großvaters. Imelda bestellte ein kleines Mahl für ihren Vetter und ging dann nach dem Gartenparterre. Odilo mußte hier vorbeikommen; der Bahnhof lag dem Schlosse so nahe, daß man bei gutem Wetter stets zu Fuß ging.

Sie wollte sich gleich hier von Odilo verabschieden. Aber er kam nicht. Schon war der Zug signalisirt. Jetzt pfiff er dort an der Waldauer „Nase“, aber Odilo kam noch immer nicht.

„Gut, jetzt muß er bis morgen hierbleiben,“ dachte sie; „er hat sich bei Großpapa verweilt.“ Sie ging endlich in's Schloß zurück, aber der Vetter schien noch immer bei Großpapa zu sein.

Eine Stunde war vergangen, man hatte das Vesperbrot für Odilo fortgeräumt und deckte jetzt den Tisch

für die gewohnte Abendmahlzeit. Aber weder Odilo, noch der Großvater erschienen. Imelda, höchst verwundert, schlich sich zu der Thür des Letzteren. Odilo war noch immer drinnen, er sprach, er erzählte etwas mit leidenschaftlich bewegter Stimme. Wie sonderbar, daß er so viel sprach! Sie ging wieder.

Eine weitere Stunde verfloß. Das Essen war längst fertig, die gewohnte Stunde lange vorüber. Schwester Veronika schlummerte in ihrem Sessel, Monsieur gähnte herzzerbrechend.

Imelda klopfte jetzt an die Thür von Großvaters Zimmer, wo noch immer die beiden Stimmen zu hören waren, jetzt leise, dann heftiger. Jedoch Niemand öffnete, Niemand kümmerte sich um ihre Person.

Eine weitere halbe Stunde verging und jetzt endlich erschienen der Großvater und Odilo in der Galerie, dem Sommerspeiseraum. Der alte Graf war leichenblaß; Thränen liefen über seine Backen, wie es schien, ihm unbewußt. Auch Odilo sah nicht so kalt, so schroff aus, als sonst. Bevor Imelda sich besinnen konnte, war er an sie herangetreten; er legte ihr wie einem Kinde die Hand auf den Kopf und wandte sich ihr Gesichtchen zu. Sie vermochte seinen festen, durchdringenden Blick nicht auszuhalten, sie mußte die Wimpern senken.

Er sagte: „Imelda, dein Großvater hat mich überzeugt. Ich bleibe. Versuche, lerne es, in mir deinen älteren Bruder zu sehen!“ Ganz plötzlich nannte er sie „du“; jetzt ergriff er ihre beiden Hände und drückte sie herzlich. Sie fand vor Erstaunen gar keine Worte.

Odilo nahm mit ihnen am Tische Platz und man sprach nicht weiter über die Sache, da Monsieur und Schwester Veronika gar so verwundert d'reinschauten. Imelda bemerkte, daß Odilo aß wie andere Menschen, sogar mit jugendlichem Appetit, während der Großvater die Speisen kaum berührte.

IV.

Wie es schien, hatte der Großvater alle seine Rechte an Odilo abgetreten, sofern sie Imelda betrafen. Denn von jenem Abend an spielte Odilo wirklich die Rolle eines älteren und ziemlich strengen Bruders bei ihr. Mit energischer Hand hatte er in ihre ganze Lebensweise eingegriffen. Vorerst hatte er Schwester Veronika gänzlich in den Ruhestand versetzt und es ausdrücklich Imelda's gutem Herzen überlassen, wie viel Zeit sie der Schwester noch widmen wollte. Er schaffte die 'Handarbeitsstunden und die französischen Conversationsstunden ab, ebenso die Lectionen der französischen Grammatik und Litteratur bei Monsieur. Er sagte, Imelda möge die Zeit besser anwenden, indem sie sich im Freien herumtummle; sie wäre körperlich noch sehr unentwickelt. Dann verbot er die Andachtsübungen, welche die junge Gräfin auf den Wunsch ihres Großvaters mit der frommen Schwester zu halten pflegte; Imelda hatte sich allen Ernstes auf das Kloster vorbereiten sollen. Odilo aber sagte kurz:

„Du wirst fortan in kein Kloster gehen und kannst es fortan mit deiner Andacht halten, wie du willst.“ Er verfügte Alles mit wenigen, kurzen Worten, aber so nachdrücklich, daß Niemand ihm zu widersprechen wagte. Er hatte etwas Despotisches und es hatte den Anschein, als wäre er es gewohnt, unbedingt zu gebieten.

Auch zu der Clavierstunde kam er einmal herein. Imelda studirte eben mit ihrer „Meisterin“ ein Potpourri aus „Traviata“ von Olivier ein. Odilo warf ganz einfach das Notenheft vom Pult herab und erklärte, seine Cousine dürfe derlei Musik nicht länger betreiben; sie solle leichte Sonaten spielen lernen, und zwar vollkommen genau und stilgemäß. Die „Meisterin“ war sehr beleidigt, fügte sich aber, denn der junge Graf hatte ihr bündig erklärt, daß sie nur unter der von ihm gestellten Bedingung die Lectionen behalten könnte. Odilo kam noch immer von Zeit zu Zeit herein und hörte eine kleine Weile zu. Seine strenge Miene und seine kurzen, tadelnden Worte schüchterten Meisterin und Schülerin in gleicher Weise ein. Auch die englischen Romane der Tauchnitz-Edition, welche Imelda las, wollte er ihr verbieten. Diesmal aber wehrte sie sich mit Thränen, die Romane seien ihr einziges Vergnügen, und er gab nach, obgleich er die Romane von Imelda's Lieblingsschriftstellerin Mrs. Henry Wood „Dummes Zeug“ nannte. Doch mußte Imelda versprechen, auch die Bücher zu lesen, die er ihr geben würde.

Odilo erschien Imelda noch immer als ein Ideal,

schön, stolz, hochsinnig, von einem gewissen Geheimniß umgeben. Sie dachte gar nicht mehr an Victor, der doch hier war, aber nicht kommen konnte, weil Odilo sich weigerte, einen Besuch bei Feldes zu machen. Nur ärgerte es sie, daß Odilo sie gar so sehr als Kind betrachtete. Er sprach sehr wenig mit ihr, nur von oben herab, manchmal recht freundlich, aber oft auch herrisch und barsch. Es war schon geschehen, daß er einfach sagte: „Du wirst mir gehorchen!“ Und sie gehorchte. Sie hätte selbst nicht sagen können, warum, sie gehorchte, ohne mit einem Laut zu widersprechen. Er hatte etwas in seinem Wesen, das sie bezwang.

Sonst hatte er seine Lebensweise beibehalten. Ausgenommen, daß er an den gemeinsamen Mahlzeiten theilnahm, lebte er abgesondert für sich, sprach nur das Nothwendigste und blieb abweisend und verschlossen gegen alle Welt. Allerdings begleitete er den alten Grafen jetzt bisweilen nach Nieder-Waldau und gab sich sichtlich Mühe, den alten Mann in dieser Beziehung zufrieden zustellen.

Imelda drang in den Großvater, ihr den Inhalt seiner entscheidenden Unterredung mitzutheilen; aber sie konnte aus ihm nichts Anderes herausbekommen, als: „Wir haben uns eben völlig ausgesprochen, und Odilo sieht jetzt ein, daß er zu uns gehört.“

Odilo blieb also nach wie vor von einem Geheimniß umgeben. Sie wußte nichts von seinem Vorleben, nichts von seiner Gegenwart, nichts von seiner Art zu sein. Er sprach niemals über sich selbst und fertigte alle dahinzielenden Fragen kurz ab. Hinsichtlich seiner

persönlichen Bedürfnisse war er äußerst genügsam; er hatte nichts verlangt als ein eigenes Clavier zur Benützung, und man hatte aus einem der Salons ein Instrument in das Zimmer gebracht, welches er bewohnte.

Anfangs achtete Imelda nicht auf sein Spiel. Einmal aber, als sie gerade unter seinem Fenster im Garten saß, hörte sie ihm zu. Was sie vernahm, war nicht das, was ihre „Meisterin" „schön" nannte, es war eine ernste, leidenschaftliche, gewaltige Musik, wie sie nie etwas Aehnliches gehört hatte. Sie mußte weinen, ohne zu wissen warum. Als Odilo herabkam, faßte sie sich ein Herz und fragte, was er soeben gespielt hätte. Es war eine Beethoven'sche Sonate gewesen.

„Werde ich das je erlernen?" fragte sie gespannt.

„Deine Finger schon," entgegnete er, „ob deine Seele — das kann ich dir noch nicht sagen."

Sie fand nicht gleich eine Antwort; wie sonderbar sich Odilo die Dinge auslegte! Sie hatte bisher ihr Clavierspiel nur als eine Sache der Finger betrachtet; jetzt begriff sie, was Odilo mit seinem Schelten auf schlechte, wertlose Musik gemeint hatte. Sie beschloß, von nun an ganz nach seiner Angabe zu spielen, und sie schlich ihm jetzt immer nach, wenn er spielte — sie lauschte ihm, wie einer Offenbarung.

Vier Wochen waren so vergangen; da erklärte Odilo, für einige Zeit nach Wien reisen zu müssen. Imelda bemerkte, daß der Großvater zwar betrübt darüber war, aber nichts that, um Odilo zurückzuhalten. „Er kommt wieder," sagte er, „er wird uns niemals mehr ganz

verlassen . . . ." Trotz dieser Versprechung fiel es dem jungen Mädchen sonderbar kalt auf's Herz: Odilo ging fort!

Am Vorabend seiner Abreise trat er zu ihr, als sie eben mit den Goldfischen im Bassin ihr Spiel trieb; sie fütterte sie, aber sie neckte sie mit allzu großen Brocken, welche sie nicht bewältigen konnten.

„Lass' dein Spiel und komm'!" sagte Odilo, „ich habe dir etwas mitzutheilen."

Sie folgte ihm zu der nächsten Bank, überzeugt, daß er ihr Verhaltungsmaßregeln wegen ihres Clavierspieles und wegen ihrer Lectüre geben würde. Aber Odilo sah gar so ernst aus und begann so lange nicht zu sprechen. Was konnte er wollen?

„Es wäre die Pflicht deines Großvaters gewesen, dich auf Das vorzubereiten, was du jetzt hören sollst," sagte er, „ich habe ihn auch dazu aufgefordert, aber ich glaube, er hat es nicht gethan. Gleichviel, ob du ein wenig erschrickst oder nicht — die Sache soll vor meiner Abreise geordnet werden."

Imelda hing jetzt mit großen angstvollen Augen an dem Sprecher. Was wollte er ihr sagen?

„Mein liebes Kind," sprach Odilo, „du hast schöne Träume von der Zukunft — süße, unbestimmte Träume, wie junge Mädchen sie haben. Ich muß dir diese Träume zerstören. Es ist ein Leben des Glanzes, der Freude, welches du erwartest, aber wenn dein Großvater einmal die Augen schließt, so könnte es ganz anders kommen, als du glaubst. Dein Erbe ist nicht so sicher, als du meinst. Nicht nur dein Vermögen

— dein Name, deine Stellung könnten gefährdet sein. Du bedarfst eines Beschützers, eines Anwalts, der dein Interesse vertritt.“

„Ich verstehe dich nicht, Odilo, sprich doch deutlicher! Was soll das Alles?“

„Ich kann mich dir nicht genauer erklären, Imelda die Verhältnisse, um welche es sich handelt, entziehen sich der Beurtheilung eines jungen Mädchens. Ich kann dir nicht mehr sagen, als daß es sich um die Sicherung deiner Zukunft handelt — du mußt mir das Alles glauben. So lange dein Großvater lebt, bist du geborgen, aber er ist ein Greis und wenn er stürbe, stündest du allein und hilflos den Wechselfällen des Lebens gegenüber.“

„Und deßhalb hat er dich gerufen, Odilo, und deßhalb wollte er, daß du bei uns bliebest — meinetwegen?“

„Deinetwegen.“

„Und du bist meinetwegen da, Odilo?“

„Deinetwegen,“ wiederholte er in seiner ruhigen Weise.

„Das ist ja schön und gut von dir; zwar ich begreife nicht Alles, dennoch, weßhalb sollte ich erschrecken?“

„Ich bin noch nicht zu Ende. Unsere Verwandtschaft, Imelda, ist eine sehr entfernte, Niemand würde mich als deinen Bruder anerkennen. Ja, wenn dein Großvater einmal aus dem Leben scheidet, so würde mir die Sitte gebieten, dir fern zu bleiben. Dein Großvater wünscht deßhalb unsere Verheirathung; er

wird dir selbst sagen, daß es sein heißester Wunsch ist, und daß er mir denselben an's Herz gelegt hat."

Imelda war erschrocken zusammengezuckt. Heiße Röthe ergoß sich über ihr Gesichtchen. „Und du ..." stammelte sie, „und du ..."

„Ich wünsche dasselbe," sagte Odilo ruhig, gänzlich unbewegt. „Es ist dringend geboten für uns Beide, Imelda, den Wunsch deines Großvaters zu erfüllen. Später wirst du selbst einsehen, wie sehr nothwendig es ist; wir wollen uns also Beide dieser Nothwendigkeit fügen. Du wirst meiner Einsicht vertrauen, und wenn ich dir sage, es muß sein, so wirst du mir glauben."

Imelda vermochte vor Verwirrung kaum zu sprechen. „Ja — ich glaube dir, Odilo — Alles — Alles," stotterte sie.

„Und das ist ja Alles, was ich von dir verlange," fuhr er fort. „Du sollst mir vertrauen, an mich glauben, mein Kind! Du thust mir leid. Du hast Romane gelesen, hast Mädchenträume gehabt, und du hast dir gewiß irgend ein schönes Liebesglück ausgemalt. Jetzt zerstöre ich dir alle deine Hoffnungen, denn ich habe dir gar nichts zu bieten, als meine brüderliche Liebe, werde dir auch in Zukunft nichts Anderes sein, als ich dir in diesen letzten Wochen war — ein strenger, wenig liebenswürdiger Freund und Beschützer, der wenig oder nichts dazu beiträgt, dir das Leben zu verschönern. Aber ich bin ehrlich, ich meine es gut mit dir, und ich werde vielleicht später besser

für dein Glück sorgen, als jetzt. Verstehst du das Alles, was ich sage, Imelda?"

„Ich vertraue dir und bin mit allem zufrieden, was du verfügst," sagte sie leise; weshalb hätte sie ihm nicht glauben sollen? Sein Blick war so ehrlich — seine Worte so klar, so fest, so einleuchtend.

„Meine Kleine, es wird dir oft noch traurig vorkommen, einen so wenig zärtlichen, so wenig liebenswürdigen Bräutigam zu haben, wie ich es bin. Du wirst noch schwere Stunden haben, aber es steht nicht in meiner Macht, sie dir zu ersparen. Mein Wort darauf! Und später, wenn du Welt und Menschen kennen wirst, magst du noch einsehen, daß es nicht das Schlimmste war, was ich dir bereitete."

Sie raffte sich jetzt auf, zu sagen: „Ich will sehr gerne mit dir sein, immer mit dir, auch wenn du nicht anders sein kannst, als jetzt."

Er strich zärtlich über ihr Haar, wie er bisweilen zu thun pflegte, und sah sie gütig, fast liebevoll an. „Armes Kind!" sagte er.

Sie begriff nicht, warum er sie so sehr bemitleidete. Sie fühlte sich zufrieden mit der Aussicht, ihm anzugehören. Nur, wie er sie so liebevoll aus seinen tiefblauen Augen ansah, diesen sonst so kalten Augen — da faßte sie ein heißer Drang, ihm um den Hals zu fallen. Warum auch sollte sie es nicht, da er ihr Freund, ihr Bruder, ihr Verlobter war? Aber eine geheime Scheu hielt sie ab davon.

Und er? Er ließ die Hand von ihrem Scheitel sinken und sagte freundlich: „Nun gehe zu deinem

Großvater und erzähle ihm Alles. Du wirst sehen, wie sehr er sich freuen wird."

Sie kehrten zusammen in das Schloß zurück. Imelda ging in das Zimmer des Großvaters, aber sie hörte noch, daß Odilo in dem seinen Clavier zu spielen begann; er schien nicht im mindesten erregt.

„Großvater! Großvater! Ist es denn wirklich wahr?" rief sie. „Alles wahr? Ich soll mich mit Odilo verheiraten, und du willst es?"

Odilo hatte nicht zu viel gesagt. Der Großvater weinte vor Freude, als er hörte, Odilo habe sich erklärt. Ja, diese Heirat war der heißeste Wunsch seines Lebens. Odilo war ein Mensch ohne Gleichen, gütig, selbstlos, hochgesinnt. Man mußte sich an seine Absonderlichkeiten nur gewöhnen; Imelda würde es lernen, ihn zu lieben, sie würde sehr, sehr glücklich werden.

Imelda hörte das Alles mit einer Beklommenheit an. Ihr Großvater war in seiner Rührseligkeit jetzt so ganz anders als früher, und diese neuen Verhältnisse waren ihr nicht ganz klar. „Ich begreife gar nicht, Großvater, warum du so sehr wünschest, daß Odilo mein Gatte werde."

Aber der Großvater blieb dabei. „Weil er der einzige und letzte Graf vom Walde ist — das ist doch klar."

Imelda mußte sich damit zufrieden geben. An diesem Abende wurde das Essen ganz wie gewöhnlich eingenommen, nur daß der Großvater aufgeregt schien; aber von der Verlobung war weiter keine Rede. Odilo

schenkte ihr, die nun seine Braut war, durchaus keine größere Aufmerksamkeit als sonst und sagte ihr wie immer freundlich, aber gleichgiltig „Gute Nacht“.

Es war ihr recht sonderbar zumuthe, als sie an diesem Abende in ihr Schlafzimmer kam und ihr schmächtiges Figürchen in dem ungeheueren Himmelbett dehnte. War es kein Traum — war sie Braut? Ihre Zukunft entschieden? Sie hatte sich das doch ganz anders vorgestellt, auch in den Romanen war es ganz anders. Aber der Großvater hatte sie getröstet und gesagt, sie und Odilo würden noch ein sehr glückliches Paar werden, man müsse Geduld haben, Odilo sei ein Sonderling. Und trotzdem, daß er so kalt, so sonderbar war, hätte sie dennoch keinen anderen Gatten sich gewünscht als ihn. Hätte er in ihrer Seele lesen können, so würde er gefunden haben, daß er ihre süßen Träume von der Zukunft durchaus nicht zerstört hatte.

Odilo verließ am folgenden Morgen das Waldschloß. Imelda war früh aufgestanden, um ihm noch „Lebewohl“ zu sagen. „Schon aus dem Nest?“ frug er freundlich. Aber auch jetzt beim Abschied blieb er sich gleich, reichte ihr nur eben die Hand, wie dem Großvater, und ermahnte sie, seiner Lehren eingedenk zu sein. Enttäuscht, mit einer sonderbaren Kälte im Herzen, sah sie ihn in den Waggon steigen. Aber sie tröstete sich wieder mit der Versicherung des Großvaters: „Mit der Zeit würde Odilo anders werden.“

In den folgenden Tagen erschien bereits eine lithographirte Anzeige, in welcher der Graf die Verlobung seiner Enkelin bekanntgab. Imelda starrte immer und

immer wieder das kleine Blatt an, als hätte es ihr eine unfaßbare Neuigkeit gebracht. War sie das denn wirklich, dieselbe Imelda, von deren Verlobung das Blatt Kunde gab — war sie denn wirklich Braut? Sie hatte es sich als etwas ganz Wunderbares gedacht, und es hatte sich so ruhig, so gewöhnlich vollzogen — und dennoch hätte sie es nicht ungeschehen haben wollen.

Am selben Tage noch, als der alte Graf die Verlobungsanzeige verschickte, stellte sich Victor v. Felde ein. Er machte zugleich seinen Abschiedsbesuch, denn sein Urlaub war vorüber. Victor gratulirte sehr förmlich und in Anwesenheit des Großpapas, welcher ihn einlud, zu Tische zu bleiben. Nach Tische verfielen der Großvater, Schwester Veronica und Monsieur in das übliche Mittagsschläfchen. Victor und Imelda blieben allein, sie entschlüpften in den herbstlichen Park, wo sie so oft als Kinder gespielt hatten. Aber heute war keine Rede mehr vom Spielen.

Victor rief pathetisch: „Wie konnte das geschehen, liebst Du Deinen Vetter?"

„Das weiß ich jetzt noch nicht," entgegnete sie.

Der junge Mann machte ihr jetzt eine Scene, wie sie dieselbe schöner in keinem Roman gelesen hatte. Man habe sie verschachert, ihr Lebensglück geopfert; der Großvater verheiratete sie, um den Namen der Familie zu erhalten, der Vetter heiratete sie nur, um in den Besitz eines standesgemäßen Vermögens zu gelangen. Nicht nur sie, Imelda, auch er, Victor, blutete als Opfer dieser nichtswürdigen Verhältnisse; denn er

liebte sie. Er liebte sie, seit er denken konnte, und er würde sich einst rächen an Jenen, die ihm sein Glück gestohlen.

Imelda hörte das Alles mit glühenden Wangen an — so, ganz so stand es in den Romanen; und Victor sah auch sehr hübsch aus in seiner Uniform, mit seinen pathetischen Gesten. Dennoch blieb ihr Herz eigentlich unberührt; zwar sie versicherte jetzt, den Vetter nicht zu lieben, aber sie wollte sich für den Großvater opfern — ja, das wollte sie. Und nun wurde ihr förmlich leicht um's Herz — sie opferte sich für den Großvater! — Endlich raubte ihr Victor einen Kuß; es war der erste Liebeskuß, den sie empfing. Sie freute sich innerlich, auch das zu „erleben", obgleich sie sich sträubte und erröthete. Aber sie fühlte nichts von dem Drang, sich dem Manne an die Brust zu werfen, wie damals Odilo gegenüber. Ihr selbst kam das ins Bewußtsein und in der Unschuld ihres Herzens dachte sie: „Odilo ist eben mein Blutsverwandter, und darum möchte ich ihn lieber küssen, als Victor."

Als Victor sich verabschiedete, fand er noch einmal Gelegenheit, sie heimlich zu küssen; sie duldete es. Dennoch dachte sie mit einer Art von Unruhe, von Gewissensbissen an die Küsse; was würde Odilo sagen, wenn er davon wüßte? Und doch, warum küßte er sie nicht, da er doch ihr Bruder war, ihr Freund und ihr zukünftiger Gatte?

Odilo blieb einige Wochen abwesend, schrieb in dieser Zeit ein- oder zweimal an den Großvater, einige

freundliche flüchtige Worte, welche auch einen Gruß „an die Kleine" enthielten. Das war Alles.

Im November kam er zurück. Mit heißer Spannung erwarte Imelda den Augenblick des Wiedersehens; aber ach — er brachte ihr wieder eine Enttäuschung. Wieder sah er nur so flüchtig über sie hinweg, reichte ihr oberflächlich die Hand und berührte ihr Kinn, als wäre sie ein kleines Kind. Dann sagte er, zum Großvater gewendet: „Das Mädchen wächst auch gar nicht in die Breite, es sieht nicht kräftig aus. Ihr laßt es gewiß zu viel sitzen." Das war Alles.

Dann kümmerte er sich weniger denn je um sie, schien überhaupt noch unzugänglicher. Er lebte für sich in den zwei Zimmern, die ihm der alte Graf nach seinem Wunsch eingerichtet hatte, streifte auch bei dem schlechtesten Wetter einsam umher, spielte sehr viel Klavier und fuhr hie und da einmal nach Graz, um eine Oper oder ein Concert zu hören. Er hatte sich gewissenhaft überzeugt, ob Imelda nach seiner Anordnung Klavier übe, hielt sie streng zur Bewegung im Freien an, sah sie dann und wann einmal theilnehmend an und nannte sie ein armes „Kind". Aber niemals, nicht ein einzigesmal zog er sie in sein Vertrauen, sprach er mit ihr auf dem Fuße der Gleichheit, erwähnte er ihr zukünftiges Verhältniß. Man hätte glauben können, dieses Verlöbniß sei ganz in Vergessenheit gerathen; aber der Großvater sagte ihr, die Hochzeit sei unwiderruflich für Ende Mai des folgenden Frühlings bestimmt.

„Ist denn das wirklich wahr?" fragte sie Odilo.

„Gewiß ist es wahr," entgegnete er ruhig und gelassen, „je eher, desto besser! Aber Du bist noch gar zu jung, darum wünschte der Großvater diesen Aufschub."

Also wirklich! In einem halben Jahre sollte sie Odilo's Frau werden! Diese Vorstellung erfüllte sie mit einem gewissen, unbestimmten Grauen, aber es war etwas Süßes in diesem Grauen, und sie versenkte sich gerne hinein.

Zu Weihnachten verließ Odilo das Waldschloß wieder und blieb drei Monate lang fort. „Warum ist er nicht hier?" fragte Imelda ihren Großvater.

Er hat Freunde in Wien, denen er nicht ganz entsagen will," sagte dieser.

Also Odilo hatte doch Freunde, vor denen er sich nicht so abschloß, wie vor ihr und dem Großvater, zu denen er offen und herzlich sprach, welche wußten, was er that und dachte, was er wünschte, hoffte und fühlte. Nur sie wußte nichts, gar nichts von ihm! Und sie sagte zu ihrem Großvater: „Wenn Odilo immer so bliebe, wie jetzt, so würde ich nicht bei ihm bleiben."

Aber der Alte tröstete sie: „Odilo schließt sich schwer an. Du bist auch noch gar zu jung, und er ist ein ernster Mann. Mit der Zeit wird Alles gut werden. Odilo's Vater war auch ein überspannter, eigenthümlicher Mensch, aber ein guter Kerl dabei." Und sie ergab sich, wartete, hoffte.

Im März kam Odilo wieder, um bis zur Hochzeit zu bleiben. Er hatte auf den Wunsch des Großvaters

ein kleines Landhaus in der Nähe von Wien gemiethet, um dort mit Imelda einige Wochen zuzubringen. Sie kannte Wien so gut wie noch gar nicht, sollte die Residenz kennen lernen und dabei Landluft genießen. Imelda hätte gerne eine größere Reise gemacht; Odilo aber erklärte, das hätte Zeit, bis sie älter und reifer an Verständniß geworden sei. Sie fügte sich, denn sie hatte ihm gegenüber keinen Willen. Er beherrschte sie vollkommen durch seinen Blick, sein Wort; er übte etwas über sie aus wie einen Bann, eine Magie. Sie war verschüchtert in seiner Nähe, hing starr an seinem Mund und versank wie verloren in seinen Anblick. Wenn er es gewahrte, erschrak sie heftig; es geschah ihr unbewußt. Sie konnte nicht munter und ausgelassen sein, wenn er da war, die Glieder waren ihr wie gebunden; und dennoch schlich sie sich in seine Nähe, wenn er sich blicken ließ. Aber sie versuchte es gar nicht, das Wort an ihn zu richten.

Einmal geschah es, daß sie ihm das Allegretto der Beethoven'schen E-dur-Sonate op. 14 zu Dank spielte. Das Stück war leicht und sie hatte die herrliche Melodie völlig in ihrer Gewalt. Er schien erfreut, neigte sich zu ihr und legte zärtlich die Hand auf ihr Haar. Da überkam es sie auf's neue, der heiße Drang ihm in die Arme zu fallen — lachend oder weinend, aber nur an seiner Brust liegen! Und doch, sie wagte es nicht — sie ergriff nur seine Hand, und, ohne zu wissen, was sie that, drückte sie diese Hand an ihre Lippen.

Odilo entzog sich ihr sanft, aber entschieden. „Ich

habe kein Recht auf deine Zärtlichkeit, mein Kind,“ sagte er. „Ich will von dir nicht annehmen, was mir nicht gebührt.“

Sie stand stumm, bestürzt, erröthend und begriff nicht recht, was er meinte. Dann fiel ihr ein, daß sie schon ähnliche Worte von ihm gehört hatte; es war damals, als sie mit ihm von der Waldhöhe herabstieg und er erklärte, daß er die Gastfreundschaft, die väterliche Liebe seines Großoheims zurückweise, weil er diese Liebe nicht erwidern könne. Und darum wies er auch ihre Zärtlichkeit zurück; er konnte sie nicht erwidern, er wollte nichts schuldig bleiben!

Als Odilo gegangen war, stürzte sie sich laut weinend dem Großvater in die Arme. „Ich will nicht — ich will nicht! Er wird immer so bleiben!“

Mit jener Strenge, welche bisweilen unvermuthet an ihm wahrzunehmen war, rief der alte Mann: „Sei nicht kindisch! Es muß so sein und es gibt kein Zurück mehr!“

Sie fühlte sich eingeschüchtert. Wie ein unabwendbares Schicksal, wie ein Verhängniß schien es über sie zu kommen. Sie war so allein, so hiflos, und man sagte ihr, es müsse so sein. Hatte nicht auch Odilo gesagt, es müsse sein? So glaubte sie es denn.

Es wurde Frühling, ein ungewöhnlich warmer, sonniger Frühling, die Bäume grünten — ein Tag verging nach dem anderen und unaufhaltsam rückte der Mai mit seinem Blühen und Prangen in's Land. Odilo schien düster gestimmt, schloß sich mehr denn je von den übrigen Schloßbewohnern ab.

Eines Tages, als er Imelda weinend fand, sagte er: „Rege dich nicht auf um dieser Ceremonie willen. Es muß so sein wegen der Welt, und für uns Alle ist es, als wäre sie gar nicht vorhanden. Denke nicht weiter darüber nach, füge dich und bleibe heiter und fröhlich, wie du es warst."

Er blieb sich gleich, hatte auch nicht das mindeste Zeichen der Zärtlichkeit für sie. Auf seinen Wunsch sollte die Ceremonie möglichst einfach und in möglichst kleinem Kreise stattfinden. Imelda hatte sich bisher blindlings seinen Wünschen gefügt; nur das Eine vermochte sie nicht: ruhig gestimmt zu bleiben, als der Trauungstag gekommen war.

Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag, die Hitze beinahe drückend. Imelda trug ein graues Reisekleid, Odilo ebenfalls einen Reise-Anzug bei der Ceremonie; er hatte es so gewünscht. Sie wurden in der mit den herrlichsten Frühlingsblumen geschmückten Schloßcapelle getraut, uuter der Aegide des Damian, dessen Reliquie das Heiligthum des kleinen Gotteshauses bildete. Der Pfarrer von Nieder-Waldau, der immer mit Großvater Piquet spielte und so sehr gerne Forellen aß, nahm die heilige Handlung vor. Imelda weinte, dachte dabei aber unwillkürlich an das Piquet und an die Forellen. Odilo's ernste Haltung paßte ganz gut zu dem feierlichen Act; er sah so schön aus, so unnahbar, so heldenhaft, als er die Glückwünsche der Anwesenden entgegennahm. Sie sah ihn an und zitterte; das Lied fiel ihr ein: „Er, der Herrlichste von Allen". Er erschien ihr noch immer als ein

vollkommenes Wesen; aber da er weder vor, noch nach der Trauung ein liebevolles Wort für sie hatte, fühlte sie von neuem Angst und Grauen vor ihm. Als der Großvater ihn umarmte, ihm mit thränenerstickter Stimme etwas zuflüsterte, lächelte er und sagte: „Nun ist es ja gut!“

Nachdem sie in ihre Wohnzimmer zurückgekehrt waren, nahm Odilo Imelden das Bouquet aus der Hand und meinte: „Gott sei Dank, das wäre überstanden!“ und da sie ihn betroffen ansah, fügte er hinzu: „Ich verabscheue alle Ceremonien.“

Sie vermochte kaum zu sprechen, sie begriff nichts, und diese neuen unklaren Verhältnisse verwirrten sie. — Als sie mit Odilo zwei Stunden später in den Waggon stieg, weinte sie heftig. Die Trennung von dem Großvater erschütterte sie, und sie fürchtete sich plötzlich, mit Odilo allein zu sein. Bald aber trockneten ihre Thränen, denn die Reise war eben doch ein seltenes und ersehntes Vergnügen für sie. Odilo erklärte ihr alle die schönen Aussichtspunkte auf der Semmering-Bahn und verlor kein einziges Wort mehr über die Ceremonie, die ihm so lästig gewesen war.

V.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als Odilo und Imelda in ihrem vorläufigem Heim eintrafen. Es war ein kleines, einfaches Landhaus, inmitten eines schönen Gartens gelegen, nur eine Fahrstunde von Wien entfernt. Die dunklen Waldhöhen gegen Westen waren, wie Odilo bemerkte, die ungeheueren Forste des kaiserlichen Thiergartens. Der helle Schein am östlichen Horizont verrieth die Lichter der Residenz. Die kleine Dienerschaft des gemietheten Hauses empfing ihre junge Herrschaft und Imelda fand großes Vergnügen an ihrer Rolle als junge Frau. Sie hatte übrigens ihr Kammermädchen und Satan bei sich, der zu ihrem Leidwesen nur im Hundecoupe die erste Reise seines Lebens gemacht hatte.

Im Salon war Thee mit kalten Speisen vorbereitet. Imelda hatte ihr Hütchen abgelegt und fühlte sich sehr wohl. Odilo war die ganze Zeit hindurch sehr freundlich mit ihr gewesen, hatte mehr gesprochen als jemals vorher und ihr Alles erklärt, was irgend auf der

kleinen Reise vorgekommen war. Sie hatte ihre Scheu vor ihm, ihre Bedenken überwunden; die neue Umgebung zerstreute sie und sie freute sich auf die nächste Zukunft. Es machte ihr viel Vergnügen, mit Odilo allein am Tische zu sitzen, die Hausfrau zu spielen, ihn zu bedienen. Und ihr Behagen an der Situation schien ihn angesteckt zu haben; er sah zufrieden aus und scherzte sogar mit ihr. Er aß mit Appetit, sie aber vermochte nicht zu essen — sie wußte nicht, warum. Nun sah er sie wieder etwas besorgt an und verstummte für eine Weile.

Der Tisch war abgeräumt; Odilo blickte nach seiner Uhr und bemerkte, daß es schon spät sei — ob sie nicht zu Bette gehen wolle?

„O nein," entgegnete sie völlig unbefangen, „ich bin ganz und gar nicht müde; bitte, Odilo, spiele noch etwas!"

„Wenn du es wünschest," und er ging sofort an das Clavier. Niemals vorher hatte er sich so freundlich ihren Wünschen gefügt, niemals vorher ihr eigentlich vorgespielt. Sie freute sich und dachte, der Großvater würde doch Recht behalten, und Odilo anders werden.

Er spielte die Beethoven'sche Sonate op. 110, deren erster Satz ihr Thränen entlockte; aber daß die Fuge so sehr schön sei, wie Odilo behauptete, vermochte sie nicht zu begreifen. Er spielte dann noch die Wandererphantasie und Einiges aus der „Walküre", dann schloß er das Instrument. Imelda war durch die Musik wieder ernst gestimmt worden, ihr großer, fra-

gender Kinderblick hing an Odilo, der jetzt, ebenfalls schweigend, an das Clavier gelehnt stand. Die Thüren des Balcons waren weit geöffnet, aber auch die Nacht war schwül, wie es der Tag gewesen. Ueber der schwarzen Masse des Waldes stand unbeweglich eine dunkle Wolkenwand, in welcher es hier und da wetterleuchtete. Kein Stern war sichtbar, nichts regte sich draußen in dem Laubwerk des Gartens.

Auch im Zimmer war es noch immer still. Unter dem großen, unbefangenen Blick des jungen Mädchens malte sich etwas wie Verlegenheit auf Odilo's ernstem Gesicht. Er trat jetzt dicht vor Imelda hin, faßte ihre beiden Hände und sagte: „Dein Großvater hat dir doch wohl heute etwas gesagt über die Bedeutung dieses Tages, über — die Ehe?“

„Nein,“ erwiderte sie noch immer völlig unbefangen, „Großvater sagte mir nur, ich solle dir nur immer gehorchen.“

„Sonst nichts?“ frug er nochmals.

„Nein,“ wiederholte sie mit unschuldiger Verwunderung. Sie hatte sogar den Mund dabei ein wenig offen, und sie sah aus wie ein Kind.

„Kleine,“ sagte er mild, fast zärtlich, „du hast wohl erst noch ganz unklare Vorstellungen von der Bestimmung des Weibes; aber du hast doch wohl irgend ein Bild davon. Ich will dir heute nur dies Eine sagen: du kannst in Wirklichkeit nicht sein, was du von heute ab heißest — mein Weib. Ich mußte dir diesen Namen geben, aber es bleibt vorläufig noch ein Name. Später, wenn du älter und reifer sein

wirst, werden wir uns — wie ich hoffe — finden und verstehen."

Sie hatte jetzt den Blick gesenkt und das Blut war ihr in die Wangen gestiegen.

Odilo fuhr fort: „Es werden Augenblicke kommen, wo dir mein Betragen gegen dich sonderbar, unbegreiflich sein wird. Vielleicht sind diese Augenblicke sehr nahe. Die Anderen werden dir Verschiedenes einreden; ich verlange von dir, daß du mir das Versprechen wiederholst, welches du mir schon einmal gabst: du wirst nie zweifeln, daß ich dein Bestes wollte!"

„Nein, nein, Odilo, ich werde nie zweifeln."

„Das ist es, was ich von dir verlange, mein Kind. Wenn du an mich zu glauben, mir gut zu bleiben vermagst, auch wenn der Schein gegen mich sprechen sollte, dann werden wir vielleicht — wenn auch erst in späterer Zeit — eine Vermälung feiern, welche anders sein wird, als die von heute."

Einem stürmisch aus ihrem Innern hervorbrechenden Impuls folgend, legte sie den Kopf an seine starke, breite Brust. „Ich werde warten — hoffen, Odilo — an dich glauben."

Er berührte sanft mit seinen Lippen ihre Stirn, und bei dieser Berührung ging ein Beben durch ihre Glieder, das Blut schoß glühend in ihre Wangen, um gleich darauf einer fahlen Blässe Raum zu machen.

Er gewahrte es und sein Blick verdüsterte sich. „Geh' jetzt zu Bett, mein Kind, du bist aufgeregt übermüdet. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Odilo!“ Sie gehorchte ihm wie immer; aber doch nur halb. Denn sie begab sich zwar in ihr Schlafgemach, sie hatte indeß keine Lust, zu Bette zu gehen. Sie schickte das Kammermädchen fort, welches sich mit listigem Lächeln entfernte. Sie hörte, wie Odilo nebenan noch einigemal auf- und niederschritt und dann die Thür seines Schlafzimmers hinter sich schloß. Sie wußte es vom Waldschlosse her, daß er sich stets ohne die Hilfe eines Dieners aus- und ankleidete. Sie fühlte gar nicht, daß es Schlafenszeit war. Es war ihr so seltsam zumuthe, sie hätte nicht sagen können wie. Eine Art nervösen Unbehagens, das doch zugleich etwas Reizvolles hatte, zuckte durch ihre Glieder, wie das Wetterleuchten drüben durch das nächtige Gewölk. Ihr Kopf glühte und ihre Hände waren ganz kalt. Eine dunkle, chaotische Welt wogte in ihr und machte ihr Blut sieden. Sie mußte immer in das Dunkel, in das geheimnißvolle Dunkel der Zukunft versinken, welches Odilo vor ihr aufgethan hatte. Unaufhörlich grübelte sie über seine Worte. Sie konnte nicht sein Weib sein, jetzt noch nicht, aber sie würde es werden! Er würde dann anders sein, und sie würde eine andere Vermälung feiern! Wie mochte das nur werden? Wie tief geheimnißvoll für sie, aber auch wie süß war diese Zukunft! Mit wollüstigem Grauen versank sie in ihren dunklen Schoß.

Ein glühend heißer Schauer ging durch ihren Leib. Sie trat ans Fenster, um Kühlung zu suchen, aber es war schwül draußen wie drinnen. Unten im Garten knurrte etwas; es war Satan, und sie empfand plötzlich

den Wunsch, ihn zu liebkosen. Sie verließ das Zimmer, sperrte die Thür auf, welche nach der in den Garten führenden Freitreppe ging, und stieg hinab. Satan sprang ihr entgegen, aber sie wies ihn zur Ruhe, damit Odilo nicht bemerke, daß sie noch einmal das Haus verlassen hatte. Er hatte Licht in seinem Schlafzimmer, welches von dem ihren durch den Salon getrennt war.

Sie setzte sich auf eine Bank unter den Bäumen, während Satan seinen großen zottigen Körper an sie drängte. Sie blickte hinauf zu Odilo's Fenster — jetzt eben erlosch sein Licht. „Er schläft nun," sagte sie sich mit einem tiefen Seufzer, und sie preßte Satans leise pfauchenden Kopf gegen ihre Brust. Da hörte sie eine Thür gehen, es schien ein Pförtchen, welches unterhalb der Freitreppe zu den Dienstbotenräumen im Souterrain führte. Eine hohe Männergestalt tauchte aus dem tiefen Dunkel heraus und beschritt den weißen Kies des Weges. Satan knurrte.

„Couche, Satan!" sagte Odilo's tiefe Stimme. Beim Schein eines Blitzes sah sie ihn deutlich; er hatte seinen Paletot leicht über die Schulter gehängt und schritt dem Ausgang zu. Wo wollte er jetzt, mitten in der Nacht, bei drohendem Wetter hin? Sie faßte Satan beim Halsband und folgte ihm athemlos, fast unbewußt.

Odilo hatte die Thür des Gartens ins Schloß geworfen und dieselbe wollte sich nicht gleich öffnen. Aber Imelda fand, im Finstern tappend, den Mechanismus, öffnete und trat hinaus. Odilo schritt sehr rasch

die Straße entlang. Sie folgte, ohne weiter zu überlegen, in möglichster Entfernung, den Hund immer am Halsbande haltend, damit er sie nicht verrathe. Vielleicht spürte auch das kluge Thier und zeigte ihr Odilo's Spur. Die Straßen waren dunkel, nur durch einige spärliche Petroleumlampen erhellt, die Häuser und Gärten rechts und links lagen in Nacht und Schweigen gehüllt. Odilo ging immer und immer weiter, erst durch einige Villenstraßen, dann plötzlich bergab, einen finsteren Weg entlang an einer endlosen Mauer. Sie zitterte, daß er sie bemerken würde, denn kein Mensch war rings zu sehen oder zu hören. Er aber schien achtlos durch seine Eile. Er hatte den Ort verlassen, durchschritt eine kleine Parkanlage und passirte eine kleine Brücke, welche über ein steiniges, fast wasserloses Flußbett führte.

Jenseits des Flusses lag ein anderer Ort, ebenfalls mit dunklen, ausgestorbenen Villenstraßen. In nächster Nähe pfiff eine Locomotive und von irgend einem Kirchturm schlug es zwölf Uhr. Odilo ging noch immer weiter und sie folgte ihm; sie wanderten schon fast eine Stunde. Die Straße zog sich jetzt in einer Schlucht hin, die Häuser und Villen standen sehr vereinzelt; ein unsichtbarer Bach rauschte neben dem Wege hin. Es blitzte jetzt stärker und Imelda unterschied bei dem flüchtigen Schein Odilo, der seinen Hut in der Hand trug und sich den Schweiß von der Stirne wischte. Plötzlich verstummte das Geräusch seiner Schritte, er war irgendwo stehen geblieben. Wieder blitzte es und sie sah, wie er eine Gartenthür aufsperrte. Sie folgte

ihm athemlos bis an den Zaun, hinter dem ein kleines Haus in einem kleinen Garten lag; seitwärts aus einem Fenster fiel ein Lichtschimmer. Aber sie konnte nicht näher, denn Odilo hatte von innen abgesperrt. Eine heiße Angst und Spannung, eine unbezwingliche Neugierde hatte sich ihrer bemächtigt. Sie sprang über das unsichtbare Wasser, fühlte nasse Kälte an ihren Füßen, zerriß ihr Kleid an unsichtbarem Gesträuch, aber sie umging den Zaun und befand sich jetzt dem erleuchteten Fenster gegenüber, aber der dichte, lebendige Zaun verhinderte sie, zu sehen. — Eine lange Weile stand sie rathlos in dem feuchten Grase. Da entdeckte sie eine Lücke in dem Zaune — und ganz plötzlich übersah sie ein kleines Zimmer mit einfachen Geräthschaften. Inmitten desselben stand Odilo — ein junges Weib im Arm, von dem sie nichts sehen konnte, als üppiges, halbgelöstes, rothblondes Haar.

Imelda sah, wie die Beiden sich endlos küßten. Ihr Athem stockte, ihr Herz pochte zum Zerspringen. Er sah zärtlich lächelnd auf das junge Weib herab, sein Gesicht strahlte, es war, als sei er nicht derselbe, den sie kannte — Odilo, aber jung, warmblütig, heiter, liebend. Und jetzt küßten sie sich von neuem, Brust an Brust gedrängt, — in enger, zärtlicher Umschlingung.

Es schien Imelda eine Ewigkeit — das Blut schoß ihr glühend in die Wangen. Sie wußte noch nicht, daß man so küssen könne.

Und — auf einmal war es finster; Odilo hatte das Rouleaux herabgelassen. Es war Alles nur ein

Augenblick gewesen, eine Vision die aus tiefer Nacht auftaucht und wieder in ihr versinkt und verschwindet.

Imelda blickte noch immer durch das Fenster, als müßte sie die Finsterniß durchdringen — oder vielmehr, sie sah trotz der Finsterniß.

Sie sah, was noch heute Morgen nicht für sie vorhanden war, was heute Abends nur wie eine unbestimmte Ahnung auf ihr gelegen hatte.

Sie begriff den wahren Sinn von Odilo's Worten die ihr so dunkel gewesen waren. Der Schleier, der die Zukunft verhüllte, zerriß — sie sah.

Es hatte zu regnen begonnen, es donnerte und blitzte stärker, der Wind zauste an ihren Haaren und Kleidern, ihre Füße waren naß und zu Eis erstarrt; aber sie fühlte das Alles nicht. Wie versteinert stand sie da, die weit aufgerissenen Augen nach dem dunklen Fenster gerichtet. Die Welt außer diesem kleinen Zimmer hatte aufgehört zu sein — die Zeit stand stille für Diejenige, die dort draußen in Finsterniß und Regen sich an den Zaun klammerte.

Ein ungekanntes Fieber raste durch ihre Adern — ein Zorn — ein Jammer — ein glühendes Entsetzen. Was ihr jener Mann heute feierlich vor dem Altare mit seinem Schwur angelobt hatte, das gab er dort drinnen der Andern; und es war etwas Schönes etwas Wunderbares — es war die Liebe! Wie die Beiden einander umfangen hielten! Sie hätte aufschreien mögen wie ein wildes Thier, wenn sie es dachte. Sie sah ihn, Odilo, plötzlich wie ein ganz anderes Wesen, nicht mehr als nebelhaftes Ideal —

sie wußte, sie fühlte, daß er der Liebe fähig war. Und hier draußen, in Nacht nnd Sturm, fühlte sie die Kraft seines Armes, die Weichheit seiner Lippen, die Wärme seines Athems — sie fühlte das, als wäre sie an der Stelle der Anderen. Ihr war, als müsse sie jetzt Feuer anlegen an dieses Haus — oder sollte es nicht der Blitz in Flammen setzen? Aber die blendende Lohe, die sie über dem Dache aufschlagen zu sehen vermeinte, sie würde jene Beiden aus ihrer Umarmung aufscheuchen — und bei diesem Gedanken schoß ihr die Röthe der Scham in die Wangen, sie wollte nichts sehen, nichts sehen — sie lief fort, Satan, erschreckt durch ihre plötzliche Erregung, schlug mit heiserem gewaltigem Bellen an. Wenn Odilo es hörte — wenn er Satans Stimme erkannte! Aber nichts regte sich in dem Hause — die Beiden hörten nicht

Imelda sprang jetzt über das Wasser und rannte auf der Straße zurück. Fort, nur fort von diesem unseligen Orte! Es regnete und stürmte; sie hatte nur ein kleines, weißwollenes Tuch mit, welches sie über den Kopf nahm. Schon war sie bis auf die Haut durchnäßt, und so lief sie allein, mitten in der Nacht, durch die verlassenen finsteren Straßen des fremden Ortes. Aber sie fürchtete sich nicht, sie fühlte weder Frost, noch Müdigkeit; es schien ihr nicht verwunderlich, daß sie hier herumirrte. Sie war blind, sie war taub — sie sah, sie wußte nur das Eine: „Er ist bei dem anderen Weibe — und das ist die Liebe!“

Sie war zu der kleinen gothischen Kirche gekommen,

an welcher Odilo vorbeigekommen war. Von dort aus verlor sie den Weg — sie rannte planlos umher, kam am Stationsgebäude vorbei, ging durch einen Viaduct und gelangte endlich an das steinige Flußbett. Sie passirte irgend eine Brücke, fand dann einen Weg, der bergauf führte, und schlug diesen ein. Aber sie konnte ihre Villa nicht wiederfinden, sie kannte ja kaum den Namen der Straße und der Ort war ihr fremd. Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie umhergelaufen war — es erschien ihr eine Ewigkeit. Vielleicht war es eine Stunde, vielleicht mehrere — sie wußte es nicht. Unaufhörlich, unbarmherzig peitschte der Regen auf sie nieder.

Endlich sah sie ein einziges erleuchtetes Fenster; es fiel ihr auf, denn der ganze Ort lag in tiefster Finsterniß. Und jetzt orientirte sie sich — es war das Fenster ihres Schlafzimmers, in welchem noch Licht brannte. Sie öffnete die Gartenthür und fand die kleine Pforte offen, durch welche Odilo das Haus verlassen hatte. Sie schämte sich, die Dienstboten zu wecken, und tappte sich mühsam auf der kleinen Treppe fort bis nach dem Salon und von dort gelangte sie in ihr Schlafgemach. Die Lampe brannte ruhig fort, als wäre nichts geschehen. Der Regen klatschte an die Fenster und ein matter Blitz zuckte noch hier und da durch die schwere Finsterniß der Nacht.

Imelda sank halb bewußtlos auf die Chaiselongue zu Füßen ihres Bettes. So lag sie geraume Zeit, ohne etwas zu denken. Endlich brachte sie ein furchtbarer Frostschauer zur Besinnung. Ihre Kleider waren

zerrissen, beschmutzt und schwer von Nässe; ächzend begann sie dieselbeu von ihrem Leibe zu reißen. Die nassen Schuhe wollten ihr nicht von den Füßen und ihr Haar hing feucht, schwer, wirr in den Nacken hinab. Mit äußerster Anstrengung ihrer schwindenden Kräfte entkleidete sie sich und legte das Negligé an, welches die Zofe für sie bereitet hatte. Die Anstrengungen und die trockenen Kleider hatten ihr warm gemacht; ihre Lebensgeister erwachten und sie begann von neuem sich ihrer Lage bewußt zu werden.

Das dunkle, brennende Leid in ihr und die einsame Stille der Nacht, die fremden Räume — dies Alles erfüllte Imelda mit einem verzehrendem Gefühl der Verlassenheit und des Elendes. Sie erschien sich unermeßlich unglücklich — ein furchtbares Schluchzen brach aus ihrer Brust — sie schrie laut — sie glaubte zu sterben. Aber Niemand kam, Niemand hörte sie. Und endlich siegte wieder der Zorn in ihr, der Zorn über ihn, der sie grausam hierher geschleppt, grausam betrogen hatte. Rathlos und hilflos in ihrer Wuth, ihrer Verzweiflung nahm sie die brennende Kerze von dem Toilettetisch und begann zu wandern. Sie ging in den Salon hinaus. Zornig stieß sie mit dem Fuße gegen das Clavier, an dem er gesessen, dann ebenso gegen den Stuhl, auf dem er geruht hatte. Ihr war, als sollte sie diese leblosen Gegenstände zertrümmern. Sie wußte nicht, was beginnen — in ihr wühlte, nagte, brannte es — sie wimmerte leise. Dort stand ein Glas, aus dem er getrunken hatte, gleich wie sie ankamen. Sie nahm das Glas, schleuderte es zu

Boden und trat darauf. Die Scherben klirrten. Sie erschrak — vielleicht würden die Dienstboten kommen und was sollte sie sagen? aber Niemand kam; die Dienstboten schliefen im Souterrain und hörten nicht.

Welch' eine Ewigkeit war es her, seit sie angekommen waren, seit Odilo mit diesen, durstigen Zügen aus diesem Glase getrunken hatte — eine schreckliche, unermeßliche Ewigkeit! — Jetzt fiel ihr Blick auf Odilo's Zimmerthür; sie nahm die Kerze und trat ein mit einem Gefühl wie Rachedurst. Aber das leere Zimmer schien sie zu verhöhnen. Das Fenster stand offen, der Regen war hereingeströmt und floß in dunklen schwerfälligen Rinnsalen über das Parquet. Das Bett war aufgeschlagen, aber unberührt. Sie spähte nach einem Zeichen seiner Anwesenheit, aber er hatte ihres Wissens nur ganz kurze Zeit vor seiner Abreise nach dem Waldschlosse hier gewohnt. Einige Bücher standen dort — ein Band Schopenhauer, ein Band Poe, ein Band Leopardi, aber sie verstand nicht, was diese ihr fremden Autornamen sagten. Nun riß sie den Schreibtisch auf und wühlte brutal in den Papieren, um irgend etwas zu finden, was ihr Aufschluß gab. Aber sie fand nichts; er mochte noch Alles eingepackt haben. Da gewahrte sie an der Thür auf der Erde, etwas Weißes, ein Zettelchen. — Gierig hob sie es auf: In unbeholfener Frauenschrift enthielt es die Worte: „Ich bitte, ich beschwöre dich — komm noch ein einzigesmal — komm heute!“ — — Das war es! — Er war gegangen und die Andere — sie hatte ihn wieder! —

Erschöpft ließ sie sich auf dem kleinen Lederdivan nieder, der neben dem Schreibtisch stand.

Sie wollte Odilo hier erwarten, sie zitterte voll Ungeduld, ihm entgegenzutreten, und sie dachte nicht daran, daß die Nacht zum Schlafen da sei und daß sie noch kein Auge zugethan hatte. Sie lauschte nur nach dem Garten hinaus, um Odilo's Schritt zu hören. Neben ihr auf dem Sessel lagen noch die Handschuhe, die er bei der Trauung getragen hatte und sein Taschentuch. Mit diesem Taschentuch hatte er ihr die Wangen abgetrocknet, als sie die Kirche verließen und sie dabei mitleidig angesehen. Und bei dieser Erinnerung strömten ihre Thränen von neuem, ihre Gedanken verwirrten sich — sie schlief ein.

Als sie erwachte, stand Odilo vor ihr, noch im Ueberrock und den Hut auf dem Kopf. Sein Erscheinen mußte sie geweckt haben. Der Regen hatte aufgehört.

„Was soll das?" frug er unwillig. „Wie kommst Du hierher?"

Sie vermochte sich nicht gleich zu besinnen und starrte ihn an, wie ein Gespenst.

„Wie kommst Du hierher?" wiederholte er, leicht mit dem Fuße aufstampfend.

Sein Zorn brachte sie zum vollen Bewußtsein ihrer Lage. Sie sprang auf und trat flammenden Auges, erhobenen Hauptes vor ihn hin. „Ich habe hier auf dich gewartet, weil ich dir etwas sagen muß, was sehr dringend ist." Sie sah ihm fest ins Auge, stolz, selbstbewußt; ihre Scheu vor ihm war dahin, der Bann,

der Zauber gebrochen, den er über sie ausgeübt hatte. Kein Kind war es — es war ein Weib, das ihm mit dem Ton, der Geberde der Anklägerin gegenüberstand. „Odilo," sagte sie mit fliegendem Athem, „ich habe gestern — gestern Abends versprochen, dir zu gehorchen, dir zu vertrauen, an dich zu glauben . . .," sie stockte, der Athem ging ihr aus.

„Und nun?" frug er gelassen.

„Ich war thöricht, blind, kindisch, als ich es that. Ich nehme mein Versprechen zurück! Ich sehe jetzt klar: Du liebst ein anderes Weib, und du hast mir die Hand gereicht, um mein Erbe zu erhalten. Du warst arm — du wolltest reich werden. Du hast mich belogen und betrogen, denn du sagtest, es geschehe zu meinen Besten, und es war doch nur dein Vortheil. Großvater wollte es, weil du der letzte Graf vom Walde bist. Ich begreife nun alles, wie du siehst! Großvater mag dir von seinem Gelde geben, was er will. Ich aber, ich bleibe nicht bei dir, gleichviel, ob ich deine Frau heiße oder nicht; ich bleibe keine einzige Nacht mehr mit dir unter Einem Dach — nicht jetzt und niemals wieder! Denn ich hasse dich — ich hasse und verachte dich!"

Einen Augenblick lang wallte sein Zorn auf. Die Falte über seiner Nase wurde tiefer, seine Augen flammten — er machte eine Bewegung, als wollte er Imelda von sich schleudern. Aber er bezwang sich, wiewohl mit sichtlicher Anstrengung. Eine kleine Weile lang kämpfte er mit sich selbst. Sie sah es mit einem Gefühle befriedigter Rache.

Jetzt sagte er: „Ich könnte dich mit einem Worte widerlegen, aber ich verschmähe es. Vielleicht wirst du später noch selbst zu einer besseren Einsicht gelangen.“

Ein Zittern, ein Beben lief durch ihre Glieder; beinahe bezwang er sie mit seinem Blick, mit seinem Wort. Aber die nächtliche Erinnerung siegte über diese Regung und sie rief: „O nicht doch, ich bedarf keiner weiteren Einsicht in dein Treiben, es ist genug und übergenug!“

„Schweig' — kein Wort mehr!“ donnerte er sie nieder. Sprühend vor Zorn trat er dicht vor sie hin: „Wehe dir, wenn du noch ein einziges Wort wagst!“

Sie wagte keines. Ein seltsamer Schreck durchzuckte sie unter seinem zornigen Blick. Es wurde ganz dunkel vor ihren Augen; sie stieß einen schweren Seufzer aus und sank ohnmächtig zu Boden.

Zweites Buch.

I.

Das Palais des Grafen vom Walde in Wien lag in einer schmalen, dunklen Gasse der Inneren Stadt, und seine unscheinbare Front unterschied sich nur durch das Wappen mit der Krone von irgend einem anderen alten Hause. Doch war in kunstgeschichtlichen Handbüchern das Stiegenhaus als eine architektonische Merkwürdigkeit verzeichnet, aber dieses Stiegenhaus war so finster, daß Niemand Gelegenheit hatte, seinen Stil zu bewundern. Finster war überhaupt Alles in diesem Palais, so finster, wie nur irgend der Feudalismus in der Rede eines liberalen Abgeordneten erscheinen kann. Durch mehrere Jahrzehnte stand das Palais unbewohnt, öde, stumm und verschlossen. Das Haupt der Familie, Graf Otto vom Walde, kam selten nach Wien und wohnte dann in einem Hotel.

Vor einigen Jahren war das Haus renovirt und neu ausgestattet worden; es geschah, als die Enkelin des alten Grafen sich verheiratete. Aber das junge Ehepaar, für welches alle Einrichtungen getroffen wor-

den, hielt niemals seinen Einzug darin. Wieder stand das Gebäude zwei Jahre leer. Dann endlich verbrachte die junge Gräfin mit ihrem Großvater einen Winter in dem Palais. Aber der alte Herr hatte seine Abneigung gegen Wien nicht besiegt, er hatte eben nur die junge Frau in die Welt eingeführt und in der folgenden Saison kam sie allein.

Seither war das alte Palais in jedem Winter geöffnet; der bepelzte Portier stand auf seinem Posten und das berühmte Stiegenhaus war Tag und Nacht durch mächtige Gascandelaber erleuchtet. Uebrigens gab die blutjunge Gräfin selten große Feste; sie empfing auch keine officiellen Persönlichkeiten, und in der exclusiv aristokratischen Welt genoß sie überhaupt keines besonderen Ansehens. Ohne Rücksicht auf die Traditionen lebte sie ihren Neigungen und Launen nach und verkehrte, mit wem es ihr beliebte, gleichviel, ob der Betreffende einen entsprechenden Stammbaum hatte oder nicht.

Auch heute — es war ein Abend Mitte April und die Saison nahte ihrem Ende — empfing die Gräfin Gesellschaft. Doch waren die großen Repräsentationsräume nicht geöffnet; neben dem Boudoir war nur der kleine Salon erleuchtet, in dem sie ihre intimen Besuche empfing, dann das Speisezimmer, in welchem auch alltags gegessen wurde, dann das Musikzimmer und ein Rauchzimmer für die Herren, welche, wie gewöhnlich, weitaus die große Mehrheit bildeten. In diesem Raume befanden sich eben jetzt einige Herren, welche sich augenscheinlich der Gesellschaft entzogen hatten. Sie schienen

nicht zur Unterhaltung aufgelegt und dampften schweigend ihre Cigarren.

Der Jüngste von ihnen, ein ganz junger Pianist, welcher heute zum erstenmale im Hause erschienen war, und der nur des Winkes der Gräfin harrte, um seinen Claviervortrag zu beginnen, summte übrigens sehr vergnüglich eine Melodie vor sich hin. Er saß rittlings auf einem Sessel und machte den Eindruck eines Menschen, der sich in seiner Haut ungeheuer wohl fühlt. Die drei anderen Herren schienen verdrießlich. Der Eine von ihnen war Baron Victor v. Felde, jetzt Infanterie-Lieutenant; er hatte inzwischen einen hübschen, blonden Schnurrbart bekommen, machte eine gute Figur nur hatten seine hellen Augen etwas Gläsernes, Theilnahmsloses. Der Zweite von den Herren hatte die vielfach glossirte und belächelte Stellung eines Privat-Secretärs bei der Gräfin inne. Zwar, die Gräfin versicherte, sie sei so unwissend, daß sie eigentlich nicht schreiben könne, und Dr. May sei ihr deßhalb unentbehrlich, aber diese kleine Koketterie überzeugte Niemanden von der Unentbehrlichkeit des jungen Doctors der Philosophie. Zweifellos war, daß derselbe eine große Wohlthat genoß, denn er war vorläufig noch ohne Amt und Brot, hatte jedoch einen Band Gedichte auf eigene Kosten herausgegeben. Er war ein großer, hagerer Mann von höchstens dreißig Jahren, mit einem bleichen, keineswegs schönen, aber ausdrucksvollen Gesichte; mit unruhig lodernden Augen, hohlen Wangen und einem starken, Energie verrathenden Kinn. Seine Haltung war stolz und selbstbewußt; kein Un-

eingeweihter hätte seine dienstbare Stellung errathen, umsoweniger, als die Gräfin ihn stets mit derselben Auszeichnung behandelte, wie ihre übrigen Gäste und er andererseits im Herrenzimmer stets die Honneurs des Hauses machte. Außerdem war noch ein kleiner verwachsener Herr anwesend, von dem man nicht sagen konnte, ob er alt oder jung sei.

„Nun,“ sagte er zu dem Pianisten, welcher irgend einen Walzer dudelte: „Warum halten Sie sich den Damen so fern, Herr Lubin?“

Der Name des jungen Musikers war Mario Lubin Beczwarski. Ein Pole von Geburt; der hatte seinen zweiten Taufnamen zu seinem Künstlernamen gewählt und dieser Name wurde wie der Chopin's irrthümlich immer französisch ausgesprochen. Lubin war ein auffallend hübscher junger Mann von etwa zwanzig Jahren.

„Ich kenne ja die Gräfin noch gar nicht,“ entgegnete er; „Frau v. Mölk hatte mich empfohlen und ich wurde eingeladen. Voilà tout! Ich bin verpflichtet, Clavier zu spielen, aber nicht der Gräfin den Hof zu machen.“

„Ach Gott, nein, die Gräfin wartet nicht darauf,“ meinte der Doctor ein wenig gereizt, „aber jedenfalls verlangt sie nicht von Ihnen, daß Sie hinter den Coulissen bleiben, bis man Ihrer bedarf.“

„Sehr liebenswürdig von Ihrer Gräfin, Herr Doctor. Indessen ich mache mir nichts aus der Damengesellschaft da draußen; eine gute Cigarre ist

mir lieber. Die Cigarren sind sehr gut. Ihre Auswahl? Ich mache Ihnen mein Compliment!“

Dr. May sah jetzt lächelnd auf das völlig bartlose Gesicht des Sprechers.

„Welch' ein Cato! Also Sie lieben Damengesellschaft nicht? Sie sind über solche Kindereien hinaus — natürlich!“

Lubin erwiderte herausfordernd seinen Blick. „Wie man es nehmen will; ich gebe jener Damengesellschaft den Vorzug, in der man sich ganz ungezwungen bewegen kann.“

„Sehr aufrichtig! Soll ich das etwa der Gräfin wieder sagen?“

„Meinetwegen,“ sagte Lubin keck, „deßhalb bin ich noch nirgends in Ungnade gefallen. Wenn sich die Gelegenheit bietet, sage ich es der Dame selbst.“

May lachte laut. „Wahrhaftig, er hat den Ehrgeiz, ein „verfluchter Kerl“ zu sein!“

Und Herr von Neuberg, der Gnom, meinte: „Wie oft, junger Maëstro, sind Sie schon von Damen der guten Gesellschaft bekorbt oder gar hinausgeworfen worden?“

Lubin lachte gutmüthig mit; er nahm die Neckerei nicht übel. „Uebrigens habe ich, aufrichtig gesagt, im vorhinein eine Antipathie gegen Ihre Gräfin. Frau v. Mölk gab ihr einen Beinamen, welcher mir Schauder einflößte.“

„Nämlich?“ frug May.

„Gräfin Sphinx.“

„Der Doctor hat diesen romantischen Namen selbst für die Gräfin erfunden," schob hier Baron v. Felde ein.

„Huh!" machte Lubin schaudernd. „Sphinx — femme incomprise — interessantes Weib — das ist ja gräßlich! Womit verdient die Dame denn diesen schauderhaften Titel?"

May zuckte die Achseln. „Vielleicht kennen Sie den Heineschen Vers, Herr Lubin:

„Die Gestalt der wahren Sphinx
Weicht nicht ab von der des Weibes,
Faselei ist jener Zusatz
Des betatzten Löwenleibes."

„Sie weichen aus, Herr Doctor," fiel hier der Lieutenant ein, „Gräfin Imelda ist noch insbesondere ein Räthsel; und in schlichter Prosa lautet dieses Räthsel: Man weiß nicht, wer der Gatte, und auch nicht, wer der Liebhaber dieser Frau ist."

„Ah, Ah!" machte Lubin sehr antheilvoll, „wirklich Niemand weiß es?" Und er blickte den Doctor herausfordernd an.

„Nein," sagte dieser sehr ernst, „Niemand weiß das."

„Der Gatte muß doch wohl ein Graf vom Walde sein," meinte Lubin.

„So ist es," entgegnete Felde, „Niemand aber sah dieses Ehepaar zusammen, Niemand weiß, was aus ihrem Manne geworden ist."

„Sonderbar," sagte Lubin, warum sollte er denn nicht todt sein, da man ihn nirgends sieht?"

„Weßhalb sollte die Gräfin seinen Tod nicht bekanntgeben? Uebrigens geht das heutzutage auch nicht. Man kann Todte ebensowenig unterschlagen wie Lebende."

„Die Gräfin leugnet ja nicht, daß sie vermält ist und nicht über ihre Hand verfügen kann. Graf Meers, mit dem sie sich heute so eifrig beschäftigt, holte sich ja im vorigen Jahre einen Korb. Er bewarb sich um ihre Hand, sie schien ihn während des vorigen Winters zu begünstigen. Er wenigstens sagte Jedem, der es hören wollte, daß die Gräfin ja unlösbar gebunden sei, ihre Ehe nicht einmal gerichtlich geschieden, nur factisch getrennt wäre, und der Mann irgendwo lebe."

„Und der Graf heiratete eine Andere, nicht? Die kleine Brünette ist seine Frau?" frug Lubin.

„Ja, er brachte heute seine Frau hierher und macht trotzdem der Gräfin den Hof," bemerkte May.

„Ich finde an dem Allen nichts Räthselhaftes," erklärte Lubin; „Graf und Gräfin vom Walde amusiren sich eben, ohne einander zu stören, ohne eine Komödie zu spielen, ohne auch nur den Schein wahren zu müssen. Er wird irgendwo das Leben genießen; dazu braucht er ja nur Geld, nur Geld. Sie haben alle Beide Geld — das macht die Sache ganz einfach."

Während Lubin so raisonnirte, trat ein anderer Herr ein, Graf Bernhard Meers, Gesandtschafts-Attaché. Er war ein großer, junger Mann mit einem angenehmen, etwas verlebten Gesicht, schönen braunen Augen und eben solchem, sehr wohlgepflegten Schnurrbart. Sein Hauptthaar begann sich bereits zu lichten.

„Eine Cigarre gefällig, Herr Graf?“ sagte Dr. May.

„Nein, ich danke; ich kam nicht, um zu rauchen, ich wollte Baron Felde etwas fragen.“

Der Graf sprach in lässigem, schleppendem Tone, dennoch ruhte sein Blick mit einiger Spannung auf dem apathischen Gesicht des Lieutenants. „Die Gräfin vom Walde erwähnte soeben, daß Sie ihr Jugendgespiele sind, Herr Lieutenant. Sie werden mir deßhalb wohl Auskunft geben können.“ Er blickte um sich. „Wir sind ja unter uns, es sind weder weibliche, noch männliche Klatschbasen da. Was ist es eigentlich mit dem Manne der Gräfin?“

„Ich weiß nichts, gar nichts, lieber Graf. Auch auf meiner Besitzung, welche an die der Waldes grenzte, weiß man nichts von ihm. Er soll sich irgendwo aufhalten, weil er das hiesige Klima nicht verträgt; so viel wissen Sie ohnehin schon.“

„Ja, dieses Märchen wurde auch mir erzählt,“ sagte der Graf, und nun rief er, aus seinem lässigen, blasirten Tone fallend: „Ich glaube, daß er gar nicht existirt, nie existirt hat, dieser Mann. Die Gräfin führt ja ihren Mädchennamen; sie will aus irgend einer Laune nicht heirathen — frei bleiben.“

„Er hat einmal existirt,“ sprach Felde, „ich habe ihn einmal gesehen, ganz flüchtig, ein halbes Jahr vor der Hochzeit. Es war auf dem Waldschloß, er war als Verwandter des Hauses zu Besuch gekommen — ein junger Mann, verwahrlost, mit schlechten Manieren; sonst weiß ich nichts von ihm, sah ihn nie wieder. Er

war der einzige männliche Nachkomme und deßhalb wurde er von dem alten Grafen protegirt. Die Trauung fand später im Waldschloß statt. Die junge Frau verfiel in den allerersten Wochen oder Tagen nach derselben in eine schwere Krankheit, ich glaube Typhus, und kehrte allein zu ihrem Großvater zurück; der Gatte blieb seither verschollen und verschwunden. Die Gräfin kränkelte lange Zeit und verbrachte zwei Winter im Süden. Seither tauchte sie in der hiesigen Gesellschaft auf. Von dem Manne war nie mehr die Rede."

„Sie liebt es nicht, daß man nach ihm fragt," setzte Dr. May hinzu. „In diesem Hause herrscht ziemlich große Freiheit der Rede; nur dieses eine Wort darf man nicht aussprechen."

Der Graf schwieg nachdenklich; auch die anderen Herren schienen in das Problem vertieft; nur Lubin lachte laut auf. „Also das berühmte Skelett im Hause! Niemand hat es gesehen, aber Jedermann versichert, daß es da sei. Und um Gotteswillen den Namen nicht nennen — die Gespenster nehmen das übel! Wenn ich nun beim Souper die Gräfin ganz laut früge: Wie befindet sich der Herr Gemal?" Und Lubin amusirte sich sehr über den Einfall, welcher den Anderen nur ein flüchtiges Lächeln entlockte.

„Das ist ja eine ganz verrückte Geschichte," sagte Herr von Neuberg rücksichtslos.

Inzwischen erschien ein Diener und beorderte Herrn Lubin in das Musikzimmer. Dieser karikirte die Haltung eines Soldaten, der das Commandowort hört, und stelzte in groteskem Marschschritt zur Thür hinaus, die anderen

Herren folgten. Die Gesellschaft hatte sich in das Musikzimmer begeben und um das Clavier gruppirt. Es waren nur wenige Damen anwesend; die Gräfin Meers, dann Frau v. Mölk, welche Lubin empfohlen hatte, mit ihrer Schwester, und die Frau vom Hause.

Die Gräfin vom Walde, eine junge Frau von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, ein zierliches, anmuthiges Figürchen, bewegte sich sehr lebhaft, sprach mit hoher, heller Stimme, nahm viel Antheil an Allem, was um sie vorging, und hatte ein sehr wechselvolles, anziehendes Mienenspiel. Ihr pikantes, rundes Kindergesichtchen konnte keinen eigentlichen Anspruch auf Schönheit machen, nur die großen, geistvollen Augen von dunkler, unbestimmbarer Farbe waren sehr schön. Auf den ersten Blick erschien die Gräfin wie ein junges Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren. Aber ihre scharf pointirte, selbstbewußte Redeweise ließ sie bald älter erscheinen, als sie wirklich war.

Frau v. Mölk, die neben der Gräfin saß, bildete dazu den denkbar schärfsten Gegensatz: Eine blendend schöne üppige Brünette von etwa 30 Jahren in prachtvoller Toilette, ein wenig apathisch in Wesen und Haltung. Die Dame war Witwe, lebte in glänzenden Verhältnissen und genoß ihre Jugend, ohne sich sonderlich um die Meinung der Welt zu kümmern. Jedenfalls hatte die Gräfin an dem letzteren Umstand Gefallen gefunden. Die beiden Damen verkehrten auffallenderweise freundschaftlich, während sonst jede von ihnen, ohne ein Hehl daraus zu machen, Herrengesellschaft bevorzugte. Frau v. Mölk lebte übrigens mit

ihrer Schwester, der sie sehr ähnlich sah. Diese Dame wurde nach dem Titel ihres Mannes kurzweg die Generalin genannt; auch sie war, obwohl bedeutend älter, noch immer eine hübsche, angenehme Frau, brünett und üppig, wie die jüngere Schwester, lebhaft, enthusiastisch, etwas excentrisch und ganz mit ihrer Schwester einverstanden, es sei das Vernünftigste, nach eigener Façon selig zu werden.

Gräfin Meers, eine hübsche, etwas hochmüthig dreinblickende Brünette mit ausdrucksvollen, dunklen Augen, war trotz ihrer Frauenwürde eigentlich noch ein Backfisch. Es war leicht zu bemerken, daß sie die Frau vom Hause mit abfälligen Blicken betrachtete.

Lubin spielte jetzt; er genoß eines gewissen Rufes als Chopin-Spieler und trug auch heute eine Reihe von Stücken dieses Componisten vor: eine Nocturne, eine Ballade, ein Impromptu, einige Walzer und zuletzt die große As-dur-Polonaise. Er spielte sehr gut, mit jenem weichen Anschlag, jener zarten, gedämpften Empfindung, jener jäh aufflammenden Leidenschaftlichkeit, welche dieser Tondichter erfordert. Der junge Künstler sah dabei sehr gut aus, er spielte ohne Affectation und mit unbefangen-anmuthiger Haltung. Sein schönes, fast noch kindliches Gesicht hatte während des Spiels einen sinnenden Zug; die dunklen Augen, welche er manchmal langsam aufschlug, einen melancholischen Ausdruck und sein gelocktes Haar fiel ihm jedesmal in die Stirn, wenn er ein stürmisches Tempo begann.

Die Generalin lorgnettirte unaufhörlich den Spieler,

auch ihre Schwester blinzelte nach ihm. Die Gräfin dagegen lauschte dem Spiel mit sichtlicher Hingebung; sie schien ganz bei der Sache.

„Wie schön!" sagte sie warm, als Lubin geendet hatte. „Mit welch' tiefer Empfindung Sie spielen, und Sie sind noch so jung!"

Lubin verneigte sich tief, und der Gräfin heiter in die Augen blickend sagte er: „Es thut mir sehr leid, Frau Gräfin, aber ich muß Ihre Illusion zerstören: Ich empfinde gar nichts beim Spielen."

„Das glaube ich Ihnen nicht, Herr Lubin, Sie könnten mich sonst nicht so sehr gerührt haben."

„Das liegt nur im Anschlag," versetzte Lubin sehr eifrig. „Die schönen Empfindungen legt nur der Hörer in die Musik hinein."

„Aber andere Spieler vermochten mich nicht immer zu rühren."

„Sie haben dann wohl schlecht gespielt, die Anderen; man spielt nur gut oder schlecht, Frau Gräfin, das Gefühl hat dabei gar nichts zu thun."

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr Lubin," entgegnete sie lächelnd, „Sie sehen aber wirklich so aus, als ob Sie etwas fühlten; besonders bei der Ballade wurde Ihr Blick melancholisch."

„O, o — daran bin ich ganz unschuldig, Frau Gräfin! Ich bin niemals melancholisch, am wenigsten bei einer Ballade von Chopin."

„Sie werden mich kaum überzeugen, Herr Lubin. — Wollen Sie die Güte haben, noch etwas zu spielen?"

„Mit Vergnügen, vielleicht eine Sonate von Beethoven?"

„Nein, ich bitte, nicht heute, und lieber niemals." Und da Lubin sie verwundert ansah, erklärte sie: Beethoven spielt mir Niemand recht; das ist nun einmal so. „Ich war ein halbes Kind nnd hatte noch nie gute Musik gehört. Da hörte ich Beethoven von einem Dilettanten spielen und das bezwang meine junge Seele. Seither spielt mir Niemand mehr Beethoven zu Dank, nicht einmal Rubinstein. Ich bin eben nicht mehr sechzehn Jahre alt und kann nicht mehr schwärmen."

Lubin spielte also deu „Carneval" von Schumann, weil darin seines Wissens gar keine besonderen Gefühle zum Ausdruck kamen. Als er geendet hatte, bemächtigte sich seiner die Generalin, um ihn gründlich anzuschwärmen; und mit seinem kindlichen Lächeln ließ er die Ekstase der reifen Dame über sich ergehen.

„Ein talentierter Jünge, doch ein wenig altklug!" sagte Imelda zu Theodora v. Mölk. Diese schlug ihre dunklen Augen auf und entgegnete, sanft lächelnd: „Ich glaubte einmal zwei oder drei Tage lang, ich könnte ihn lieben, und diese paar Tage lang war ich sehr glücklich."

„Ach, liebe Theodora, Sie glaubten doch nicht etwa, die „schöne Liebe" gefunden zu haben, nach der Sie sich sehnen?"

„Ja, ich glaubte das; aber er ist gar zu nüchtern, gar zu leer, dieser Apollino. Ich überlasse es jetzt

Milla, ihn anzuschwärmen, mich interessirt er nicht mehr."

„Er spielt sehr gut."

„Mag sein, aber ich bin nicht so stark musikalisch! Uebrigens ist er ein guter Bursche, und wenn Sie ihn protegiren wollen, so sei er Ihnen nochmals warm empfohlen."

Der Kammerdiener meldete das Souper: „Endlich!" sagte Lubin für sich, doch laut genug, daß die Gräfin es hören konnte. Graf Meers führte die Dame vom Hause, ein anderer Attaché die Gräfin Meers. Die Gräfin schien ihren Nachbarn gleich in Fesseln geschlagen zu haben, er war ganz in das Gespräch mit ihr versunken. Sie sprachen von Paris, die Gräfin moquirte sich über den Paris-Cultus; sie behauptete, Paris sei das Mekka der geistesarmen Leute, welche selbst nicht zu leben verstehen und darum nach Paris gehen, um zu sehen, wie andere Leute es machen. Der Graf schwärmte für Paris und widersprach. Die verschiedensten Pariser Erinnerungen wurden ausgetauscht; dabei sahen sich die Beiden unaufhörlich in die Augen und neigten die Köpfe zu einander. Gräfin Marietta Meers hatte noch nicht gelernt, sich zu beherrschen; sie schnitt ein böses Gesichtchen und schielte unaufhörlich nach ihrem Manne hinüber.

Lubin saß neben der Generalin, aß mit jugendlichem Appetit und ließ sich von seiner Nachbarin den Hof machen. Victor v. Felde trank in besorgnißerregender Weise; seine Augen wurden immer gläserner; er verstummte gänzlich. Frau v. Mölk schien nur da

zu sein, um schön auszusehen; sie sprach wenig und aß noch weniger. Mit der träumerischen Trägheit einer Orientalin lehnte sie in ihrem Sessel, in der That, sie sah sehr schön aus. Am unteren Ende der Tafel saßen noch einige Herren, welche Dr. May unterhielt. Er war jetzt fast nervös gesprächig und erzählte Bühnenanekdoten, über welche viel gelacht wurde.

Als die Tafel aufgehoben war, faßte die Gräfin Frau v. Mölk unter den Arm, und führte sie in das letzte der geöffneten Gemächer, in ihr Boudoir, während im Salon Dr. May und Lubin die Gesellschaft durch allerlei Allotria amüsirten.

„Ach, liebe Theodora," sagte die Gräfin, „Sie langweilen sich heute den ganzen Abend, ich sehe es und bin verzweifelt darüber. Kommen Sie . . . nun wollen wir ein wenig plaudern."

„Aber ich langweile mich nicht, liebes Herz," entgegnete Theodora, „doch Sie wissen, wenn mich Niemand von den anwesenden Herren speciell interessirt, so bin ich etwas apathisch."

„Wenn ich nur wüßte, wer Sie interessirt . . . ich würde diesen Glücklichen einladen!"

„Warum sollten Sie denn meine schlechten Neigungen noch unterstützen, Imelda . . . lassen wir das sein! Hoffentlich werde ich es mit der Zeit noch lernen, Ihnen ähnlich zu werden und mich auch noch für etwas Anderes zu interessiren, als . . ."

„Für die Liebe!" ergänzte Imelda lächelnd; „warum sollen wir es uns nicht sagen? Ueberlassen wir die conventionellen Lügen der übrigen Culturmenschheit.

Die Liebe ist für uns Frauen das interessanteste — seien wir doch einmal ehrlich. Sie und ich, Theodora, wir sind nicht glücklich, Beide nicht glücklich; ich zerstreue mich, wie es angeht, Sie werden apathisch."

Theodora hatte sich niedergelassen, ihre prachtvolle Seidenschleppe rauschte leise; der gleichgiltige Ausdruck ihres schönen Gesichtes hatte sich nicht verändert, während Imelda voll Antheil nach ihr blickte.

„Wenn ich meine Kleine noch hätte!" sagte Theodora langsam.

„Sie würde Ihnen Freude machen, Ihre Kleine, aber ganz in der Mutterliebe aufgehen — nein, das würden Sie nicht, Theodora."

„Ich weiß nicht," sagte Theodora, „es ist so eine fixe Idee von mir. Ist es Ihnen nicht auch schon geschehen, daß irgend ein Bild in Ihrer Phantasie haftet und immer wiederkehrt, ohne daß Sie es rufen — es ist, als wäre es Ihnen eingebrannt?"

„Ja, das ist mir auch schon geschehen," sprach Imelda ganz leise.

„Ich habe meine Kleine nicht endlos betrauert, nicht endlos beweint, aber sie ist doch immer da, mit ihren blonden Härchen, ihren ernsten Kinderaugen — und sie macht mich melancholisch, dieses süße, kleine Gespenst."

„Ja, man hat solche kranke Erinnerungen, solche fixe Ideen," sagte Imelda wie für sich.

Die Beiden schwiegen eine Weile. Man hörte Lachen und Stimmengewirr aus dem anstoßenden Salon. In dem mit allem erdenklichen Luxus aus-

gestatteten Boudoir verglomm das Kaminfeuer und mischte seine schwankenden Reflexe mit dem röthlichen Licht einer eleganten Ampel. Und in diesem Zwielicht saßen die beiden jungen Frauen, in ihren kostbaren Toiletten, auf prachtvollen, orientalischen Divans hingegossen — stumm und melancholisch, als wären sie selbst nur Gebilde einer krankhaften Erinnerung.

„Wissen Sie, daß ich dem Tode meiner kleinen Tochter mein Vermögen zu danken habe?“ fuhr Theodora jetzt fort. „Die Kleine war die Universalerbin meines Mannes, und als sie starb, fiel ihr Erbe an mich zurück. Ihrem Tode verdanke ich es, daß ich mir jeden Luxus gestatten darf; begreifen Sie, daß mich das kleine Gespenst immer gerade mitten im Gewühl eines glänzenden Balles findet?“

„Ich begreife das, aber was ich nicht begreife, ist, daß Sie so sehr jenen melancholischen Träumen nachhängen. Sie sollen lieben, lieben als Weib — das scheint mir das Natürlichste.“

„Ich wünsche mir nichts Besseres, aber . . .“

„Ist es so schwer?“ frug Imelda.

„Nein, im Gegentheil, es ist zu leicht. Ach, ich sehe nur zu wohl, daß Sie fast zehn Jahre jünger sind als ich, Imelda. Die Liebe wurde mir gar zu leicht gemacht. Mein Mann liebte und heiratete mich, ohne sich viel darum zu kümmern, daß ich ihn nicht wiederliebte. Und dann, als ich wieder frei wurde, da liebte und liebelte ich, aber ich konnte diese Männer alle gar zu leicht haben. Wissen Sie, was ich mir wünsche?

Lachen Sie nur — ich möchte einmal unglücklich lieben!“

Imelda lachte wirklich. „So sehr kann man sich an glücklicher Liebe übersättigen? Wie an Austern, wie an orientalischen Süßigkeiten? Nein, das wußte ich nicht.“

„Lachen Sie nur! Sie sind noch so jung, erst zwei Jahre in der Gesellschaft; es macht Ihnen noch Vergnügen, Anbeter zu haben. Aber man wird dessen müde, denn wenn man, wie wir, jung, unabhängig und begehrenswerth ist, so ist es eben gar zu leicht, Anbeter zu besitzen. Ich bin einem einzigen Manne in meinem Leben begegnet.“

„Ich entsinne mich auch eines Einzigen,“ sagte Imelda bitter, „aber auch Der hat mich dann sehr enttäuscht. Doch erzählen Sie mir — wollen Sie?“

„Ja, hören und staunen Sie! Jener Einzige war ein armer, unbekannter Clavierlehrer, kaum zwanzig Jahr alt.“

„So etwas wie Lubin — und der hat Ihnen imponirt?“

„Er ist mir darum unvergeßlich, weil er mir imponirte. Ja, er war so jung, so schön, so begabt, wie Lubin, aber er war hochgesinnt und leidenschaftlich, dabei stolz, schweigsam, unnahbar, unbeugsam. Er war ein Räthsel. Er kam und ging, und man wußte nicht, woher und wohin. Er sah aus wie ein junger Prinz, hatte feine Kleider und zarte, wohlgepflegte Hände. Mein Bruder lebte damals noch — Sie wissen, daß er jung starb — und besuchte das Gymnasium des

Theresianums; an dieser Anstalt war der junge Mann Clavierlehrer. Man empfahl ihn uns, doch lehnte er Anfangs die Stunde ab. Dann sah er einmal im Garten des Theresianums meinen Bruder, der ein sehr schöner, lieber Knabe war. Vielleicht gewann der Knabe sein Herz — genug, der junge Musiker nahm die Stunde plötzlich an. Mein Bruder liebte ihn zärtlich; Sie wissen, es ist eine Seltenheit, daß wilde Jungen ihre Lehrer lieben. Als der junge Mann aus unserem Hause kam, wollte mein Bruder nicht mehr Clavier spielen, und einige Monate später starb er — als hätte der Rattenfänger ihn verhext."

„Und warum kam der junge Mann aus Ihrem Hause fort?" fragte Imelda.

Theodora antwortete nicht gleich. „Er war meine erste Liebe — vielleicht meine einzige," sagte sie dann.

„Und was war sein ferneres Schicksal?"

„Ich habe nie mehr von ihm gehört. Er verschwand in tiefem Dunkel. Ich erkundigte mich später im Theresianum nach ihm — er war dort ausgetreten und verschollen."

„Wie sonderbar? Wollen Sie mir seinen Namen sagen?"

„Er hieß Du Bois, doch schien er ein Deutscher zu sein. Man sagte mir, es sei ein angenommener Name. O, Sie wissen von ihm!"

Imelda war aus ihrer lässigen Stellung emporgeschnellt. „Nein, ich weiß nichts von ihm. Ihre Geschichte war nur so seltsam." Sie ging hastig ans Fenster, schlug den schweren Brocatvorhang zurück und

blickte in die Nacht hinaus. Theodora schaute ihr betroffen nach. Eine Pause trat ein.

Dann wandte sich Imelda um und sagte in ihrem gewohnten, scherzhaften Tone: „Wie gut, daß Ihr Clavierlehrer verschollen ist; er interessirte mich sogar in Ihrer Erzählung. Am Ende wäre er der Mann, von dem wir Beide einander scherzend prophezeiten, daß er uns entzweien würde!"

„O nein," sagte Theodora, „das ist ja schon lange vorbei! Vielleicht kann ich gar nicht mehr lieben; ich spiele nur mit dem Gedanken daran." Die beiden Damen kehrten in den Salon zurück.

May und Lubin amüsirten noch immer die Gesellschaft, nur schien May's Lustigkeit etwas forcirt, die von Lubin war dafür unzweifelhaft echt. Lubin machte sehr drollige Versuche, zu hypnotisiren. Die Generalin gab sich willig dazu her und betheuerte, die Wirkung seiner scherzhaften Gesten zu fühlen, Fräulein Hortense, die Gesellschafterin, eine häßliche, aber pikante Französin, copirte sehr gut die Stellungen eines Mediums. Gräfin Meers kicherte wie ein kleines Pensionsmädchen. Seit Imelda das Zimmer verlassen hatte, war sie aufgethaut und amüsirte sich; sie ergötzte sich über Lubin, wie irgend ein Backfisch sich mit einem muntern, zwanzigjährigen Burschen vergnügen kann. Aber sowie Imelda wieder erschien, machte sie auch wieder ihr bitterböses Gesichtchen. Und als man sich verabschiedete, war ihre eifersüchtige Laune bereits bis zum Aeußersten gereizt. Mit der rücksichtslosen Bosheit eines verzogenen Kindes, welches sich keine Schranke auferlegt, sagte sie zu Imelda:

„Sie haben Vorliebe für das Abenteuerliche, Frau Gräfin, für so etwas wie die „Bohémienne“! Das ist sehr interessant; ich bin aber doch froh, daß mein Mann seine Neigungen so ganz geändert hat.“

„Ich gratulire Ihnen dazu,“ sagte Imelda lächelnd.

Die kleine Frau wurde dunkelroth vor Zorn, aber sie fand keine Antwort.

Herr von Neuberg that es an ihrer Statt. — „Sie dürfen dem Glückwunsch glauben, Frau Gräfin. Unsere Sphinx ist im Grunde eine brave Frau — ich stehe dafür ein.“ Imelda lachte und Marietta lächelte, wenn auch etwas unsicher.

II.

Imelda war, nachdem sie ihre Gäste hinausbegleitet hatte, in ihr Boudoir zurückgekehrt. Das Kaminfeuer daselbst war im Erlöschen, der süße Parfum, der vorhin das Gemach erfüllt hatte, begann sich zu verflüchtigen und eine öde Kühle durchfröstelte den prächtigen Raum. Die Kaminuhr zeigte auf Zweieinviertel, draußen auf der Straße herrschte tiefe, nächtliche Stille. Dennoch dachte die junge Frau nicht daran, gleich zur Ruhe zu gehen. Sie fühlte sich nicht müde, denn ihr Herz pochte unruhig, sie fühlte sich nicht allein, Theodora's Erzählung hatte das Bild jenes Mannes beschworen, den sie gänzlich vergessen wollte, vergessen hatte. Ja, sie hatte ihn vergessen! Sie amüsirte sich, sie freute sich des Lebens, niemals gedachte sie seiner mit Absicht, mit Bewußtsein. Aber die Erinnerung an ihn kam manchmal wieder wie ein leiser, körperlicher Schmerz ohne erklärbare Ursache, wie eine Nervenverstimmung, wie eine Ahnung, eine krankhafte Hallucination, wie etwas Unheimliches, über das wir keine vollkommene Macht besitzen.

Damals, als sie nach ihrer Hochzeitsnacht in ein schweres Nervenfieber verfallen war, trat er noch einigemale an ihr Bett; und ihn erkannte sie, wenn sie sonst Niemanden erkannte. Sie schrie dann und bedeckte sich die Augen, als sähe sie etwas Furchtbares. Er verschwand oder war doch nur in ihren Fieberträumen anwesend. Als sie wieder zu klarem Bewußtsein erwachte, war Niemand mehr da, als der Großvater, Schwester Veronica und eine Pflegerin vom „Rothen Kreuz". Der Großvater schlief in dem Zimmer, welches Anfangs das Odilo's gewesen, und oft war ihr, als sei ihre Hochzeit und die darauf folgende Nacht auch nur ein Fiebertraum, wie die anderen Träume ihrer Krankheit.

Großvater erwähnte Odilo nicht, und erst später, als sie wieder nach dem Waldschloß zurückgekehrt waren, brachte Imelda selbst die Rede auf ihn. Sie bat den Großvater, Odilo niemals wiedersehen zu dürfen; und er versprach ihr, dafür zu sorgen, daß es niemals geschehe. Er war verhältnißmäßig ruhig; ihm schien es zu genügen, daß die Trauungsceremonie überhaupt vollzogen war.

Und seit Odilo's ernstes, bekümmertes Gesicht ihr damals in den Delirien ihrer Krankheit erschienen war, hatte sie ihn niemals wieder gesehen, auch nichts von ihm gehört. Sie wußte nicht, wo und wie er lebte, sie wollte es nicht wissen. Es war ihr bekannt, daß der Großvater mit ihm correspondirte, daß Odilo den Alten im Winter bisweilen auf dem Waldschloß besuchte, aber es verdroß sie, daß der Großvater mit

Achtung und Sympathie von Odilo sprach, ja daß er ihn zu lieben schien. Die großen Worte, die Odilo zu machen verstand, hatten den Alten eingenommen, und Imelda mochte darum gar nicht von Jenem sprechen, der den Namen ihres Gatten trug.

Die Reise nach dem Süden, die man wegen ihrer angegriffenen Gesundheit unternommen hatte, und ihr Eintritt in die große Welt hatten sie zerstreut, beschäftigt. Sie vergaß beinahe, daß sie verheiratet war, daß Jemand lebte, der ihr Mann hieß. Sie widmete ihre Zeit dem Vergnügen; es berauschte sie, die Huldigungen anderer Männer entgegenzunehmen. In ihrer Umgebung war man so rücksichtsvoll, den abwesenden Gatten nie zu erwähnen. Manchmal aber überkam es sie, wie das Gefühl eines Verhängnisses, eines unerfüllten Geschickes — eines drohenden Fatums.

Nicht immer war das gewesen. In den ersten Jahren hatte sie gemeint, es sei Alles abgethan, und sie würde fortan nur ihrer Freiheit und dem Genuß des Daseins leben. Nach ihrer ersten, in rückhaltsloser Jugendlust verlebten Saison, überkam sie die Sehnsucht oder die plötzliche Laune, die Gegend wiederzusehen, die ihr damals so verhängnißvoll gewesen war.

Es war kurz vor ihrer Abreise nach dem Waldschlosse, an einem schönen, lauen Maientage, wie sie in der Wiener Gegend zu den größten Seltenheiten gehören. Sie fuhr mit ihrem eigenen Wagen, auch diesmal von Satan begleitet, hinaus in das Wienthal, welches von der Westbahn durchzogen wird. Bei der

Kirche von Hütteldorf ließ sie ihren Wagen halten. Obgleich sie die Kirche nur im nächtlichen Dunkel gesehen hatte, erkannte sie doch ihre neugothischen, nüchtern-correcten Umrisse wieder. Sie hatte aber keine Ahnung, wohin weiter sie damals Odilo gefolgt war. Planlos ging sie die Hauptstraße des Ortes entlang und stieß endlich auf einen Bach, der sich in eine schattige Schlucht wandte. Hier mußte es gewesen sein — und sie ging dem Bache nach. Es war das Halterbachthal, wie sie jetzt im nüchternen Lichte des Tages ohne Mühe lesen konnte. Einzelne Villen hatten sich in der lieblichen Waldschlucht angesiedelt. Endlich hörten die Häuser auf, der Bach murmelte weiter. Ein Touristenzeichen verkündete: „Zur Sophienalpe.“

Da es stark dämmerte, wollte Imelda umkehren, aber wie in einer unbestimmten Erwartung ging sie noch ein Stückchen weiter und stieß auf ein einsames Häuschen. Ohne recht zu wissen, warum, überschritt sie das Brett, welches über den Bach führte, betrat eine thaufeuchte Wiese und blickte wie damals durch eine kleine Lücke des lebendigen Zaunes. Aber sie konnte sich in der Lage der Fenster nicht orientiren; was lag auch daran, welches Fenster es gewesen war. Sie wollte gehen. Da kam ihr ein blonder Kinderkopf vor die Augen und fesselte ihre Aufmerksamkeit. Ein kleiner, zwei- bis dreijähriger Knabe warf einen Ball umher, zu dem Zweck, um denselben nachlaufen, ihn suchen zu können, und wenn der Ball recht weit flog, stieß der Kleine ein mörderisches Freudengeschrei aus. Eben jetzt schrie und jauchzte er aus Leibeskräften:

„Papa — schau', schau'!" Sie bog die Zweige auseinander und gewahrte jetzt eine Laube, in welcher die Eltern des Knaben saßen. Der Mann hatte den Kleinen jetzt auf das Knie genommen, die junge Frau den Ball aufgehoben und versteckt; und sie schienen sich alle Drei über den Ball zu amüsiren in jener harmlosen Weise, die nur jungen Eltern mit ihren Kindern möglich ist.

Imelda ging, wie damals Satan am Halsband führend, damit er sie nicht verrathe. Leise schlich sie sich von dannen, das Herz zusammengepreßt von einer fremden, ungekannten Empfindung. Sie hatte in der Dämmerung der Laube das junge Paar nicht unterscheiden können, und dennoch war ihr, als erkenne sie Beide. Sie kannte den feinen Kopf des Mannes mit dem üppigen Haar, diese breiten Schultern, diese steife Haltung des Nackens; sie kannte das rothblonde Haar und die volle Büste der Frau — und doch, es gibt viele junge Männer mit kräftigen Schultern und viele Frauen mit rothblondem Haar. Es ist eine Thorheit!

Sie ging allein zurück, ganz allein, sie fand ihren Wagen, und stolz zurückgelehnt in denselben, fuhr sie durch das Menschengewühl der endlosen Vororte vor der Westbahnlinie. Der Abend war lau, die Gasflammen lohten überall auf. Die elegante Equipage bahnte sich ihren Weg durch die Schaaren von Arbeitern, welche zwischen 7 und 8 Uhr Abends diese Gegend überfluthen. Sie bemerkte nicht, wie viele gaffende, verwunderte, neidische, höhnische oder einfach neugierige Augen auf ihr ruhten. Thränen rannen

ihr über die Wangen, ohne daß sie es wußte, ein unbestimmtes heißes Weh stieg von Zeit zu Zeit in ihr auf, wie eine Fluth aus dunkler Tiefe. Jene Beiden liebten einander und sie — sie liebte Niemanden! Sie kam in ihr Palais zurück und die gewohnten Räume schienen ihr heute fremd, ihr ganzes Leben in einem anderen Licht. Sie hatte ein Gefühl, als hätte sie etwas versäumt, verloren, was nie einzubringen war, und sie konnte sich doch nicht erklären, was es war. Das Uebel ging vorüber, aber es kam immer wieder.

Auch heute war es wiedergekommen, hervorgerufen durch Theodora's Erzählung. Es trat ihr ins Bewußtsein, daß Jener, mit dem sie damals am Traualtare gestanden, ein Mann war, den man lieben konnte, der selbst liebte. Andere Frauen liebten ihn, hatten an seiner Brust geruht. Und auf einmal war ihr, als sei es gestern gewesen, da seine und ihre Hand in einander lagen, da der Priester diese Hände mit der Stola umwand. Wie deutlich sie das sah! Sie hörte das sonore Ja des Mannes, der ihr das Gelübde der Treue und Liebe ablegte. Und plötzlich fühlte sie, daß dieser Mann kein Gespenst war, kein Phantom — Theodora hatte ihn geliebt, und jene Blonde, und wer weiß, wer noch? —

Sie erschrack, als sie im Nebenzimmer den Schritt eines Mannes hörte; doch es mochte der Diener sein, der die Gaskrone ablöschen wollte. Sie blickte hinaus — es war Dr. May.

„Julian! Was thun Sie noch hier? Warum sind Sie nicht nach Hause gegangen? — Es ist nicht gerade nöthig, daß Sie noch mehr böses Gerede verursachen, als ohnehin —“

„Ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, Frau Gräfin, und Ihr Kammermädchen sagte mir, daß Sie noch nicht zur Ruhe gegangen seien.“

Mit diesen förmlichen Worten war er in das Boudoir getreten, seine Miene war finster.

„Um Gottes willen, Julian, Sie wollen mir doch nicht eine Scene machen? Sie sehen ganz darnach aus. Bedenken Sie, es ist schon so spät! Lassen Sie es doch wenigstens bis morgen!“

Der junge Mann lächelte bitter. „Qui s'excuse, s'accuse! Wie genau Sie das wissen, Gräfin, daß ein Grund zu dem vorhanden ist, was Sie eine Scene nennen! Nein, ich wollte Ihnen keine „Scene“ machen — wozu?“ Mit kalt gelassener Miene war er in das Boudoir getreten, er bewegte sich darin, wie ein Gebieter. Seine nervös-bleiche Gesichtsfarbe veränderte sich nicht, aber aus seinen Augen blitzte ein rastlos-leidenschaftliches Naturell.

„Wozu auch?“ wiederholte sie, „ich bin ja doch unverbesserlich!“

„Ich sehe auch ein,“ fuhr er in beißendem, fast höhnischem Tone fort, „daß eine Frau, die einen Bewerber abgewiesen hat, sofort mit diesem Abgewiesenen von neuem coquettiren muß, wenn derselbe inzwischen eine Andere gewählt hat. Sie mochte ihn nicht, aber sie wird nicht ruhig zusehen, wie er eine Andere

nimmt. Wenn sie dabei gleichgiltig bliebe, so wäre das . . ."

„Was wäre das?" frug sie scharf.

„Es wäre ja — Logik!" vollendete er.

„Herr Doctor, Ihre Grobheit übersteigt doch alles erlaubte Maß. Ich habe Ihnen durch Duldung und directes Zugeständniß das Recht eingeräumt, mir gewisse Wahrheiten zu sagen. Ich setzte dabei voraus, daß Sie dieses Recht doch mit einiger . . ."

„Schonung?" fügte er ein.

„Nein, mit einiger Grazie ausüben würden."

„Sie wollten nicht die Wahrheit hören, Gräfin, sondern sich auf etwas ungewöhnliche Weise amüsiren. Ich bin aber sehr wenig gestimmt, durch meine Wahrheitsliebe zu Ihrem Amüsement beizutragen. Und nun verfügen Sie über mich, wie Sie wollen."

Er mochte nicht Unrecht haben; sie hörte ihm gespannt, aber ruhig zu, die Sache interessirte sie, regte sie aber nicht auf. „Also wieder einmal eine Demission! In welchen verschiedenen Fassungen Sie mir schon den Dienst gekündigt haben, Julian! Wippchen's berühmte Variationen von Vorschußforderungen sind nichts dagegen."

„Ich habe mehr Varianten, gut — Wippchen ist dafür lustiger!"

„Uebrigens, Julian, ich wundere mich wirklich, daß ich so lange die Tyrannei eines Mannes ertrage, der weder mein Gatte, noch mein Liebhaber ist — es ist sehr unvernünftig von mir."

„Sehen Sie, Gräfin, da haben Sie recht! Sie

sollten mich also lieber wegjagen, oder — mir eine bevorzugtere Stellung einräumen."

Imelda wich seinem Blick aus und auch seinen Worten. Sie erwiderte: „Ich bin lange nicht gut genug zu Ihrer Geliebten; ich bin ja nur ein Weib ohne Logik, ohne Charakter, wie Sie vorhin scharfsinnig bewiesen! Wie unvernünftig von Ihnen, sich etwas aus mir zu machen."

„Die Liebe ist nun einmal etwas Unvernünftiges," entgegnete er kurz.

Sie fuhr in einem milderen Tone fort: „Ich habe Niemanden, der mir Liebesworte sagt; so nehme ich mit Ihren Grobheiten vorlieb."

Plötzlich sagte er mit einer weichen, dunklen Bruststimme, die man vorher nicht an ihm bemerkt hatte: „Es stünde ja nur bei Ihnen, daß dies anders wäre!"

„Nein, es steht nicht bei mir," versetzte sie streng.

„Sie wissen nicht, Gräfin," fuhr er fort, „welch' ein Subject dieser Graf ist. Er hat trotz seiner Verheiratung das Verhältniß mit jener Tänzerin nicht gelöst. Diese Dame überdauerte die Gräfin vom Walde und wird wahrscheinlich die Gräfin Marietta auch überdauern, das heißt, sie nahm die angebotene Abfertigung nicht an, sie wollte lieber den Liebhaber behalten und sie war stärker, als er!"

„Ich möchte nur wissen, ob er mich wirklich geliebt hat," sagte Imelda aufrichtig.

„Wie naiv Sie sind, Gräfin! Der und lieben! Weder Sie, noch die kleine Prinzessin, noch die Tänzerin! — Aber sprechen wir von etwas Ernsthaftem.

Ich war gekommen, um Ihnen ein eben eingetroffenes Telegramm zu überreichen; vielleicht fordert es Antwort. Ich harre Ihrer Verfügung."

Sie entfaltete achtlos das Blatt — dann stieß sie einen lauten Schrei des Schreckens aus. Er nahm ohneweiteres das Blatt und las es. Das Telegramm rührte von dem Haushofmeister auf dem Waldschloß her und enthielt die Meldung, daß der alte Graf in Folge eines Schlagflusses schwer erkrankt sei.

„Der arme Großvater!" rief Imelda bestürzt. „Ich hätte ihn nicht so sehr allein lassen sollen. Mit dem nächsten Zuge reise ich; wann geht er?"

„Der Courierzug um sieben Uhr früh."

„Gut; treffen Sie alle Vorbereitungen. Und Sie begleiten mich doch?

Er sah etwas zweifelnd d'rein; es war doch sonderbar, daß die Gräfin in einem so ernsten Augenblick einen fremden jungen Mann im Gefolge haben sollte.

Sie verstand seinen Blick. „Ach, was frage ich nach dem Gerede der Leute," sagte sie achtlos. „Ich muß doch dort Jemanden haben, mit dem ich reden kann." — —

So fuhren sie zusammen. Imelda hatte sich eingeredet, Schlaganfälle tödteten sogleich, und wenn dem nicht so sei, müsse der Fall ein leichter sein. Sie fühlte sich beruhigt und schlief größtentheils während der Fahrt, denn die Nacht war ja ganz schlaflos vergangen; für Julian desgleichen, dennoch floh ihn der Schlummer. Die Nähe der jungen Frau, ihr vertrauliches Wesen verscheuchten ihm den Schlaf. Er

verwandte kein Auge von der Schlafenden — er wachte.

Es war ein tolles Aprilwetter; Sonnenschein und Schneeflocken wechselten ab, weißgraue Wolken jagten rastlos über den blauen Frühlingshimmel. Als der Zug in Ober-Waldau hielt, schien leuchtend die Sonne und die Waldauer Felsennase zeichnete sich vom Azur des Horizonts ab. Der Stationschef begrüßte ehrfurchtsvoll die Gräfin; als diese jedoch fragen wollte, wie es im Schlosse ginge, wandte er sich rasch ab. Er hatte plötzlich dringend beim Gepäck zu thun.

„Es ist eine Equipage vom Schlosse da,“ bemerkte Julian. „Gut, eilen wir,“ sagte die Gräfin; sie war plötzlich unruhig geworden.

„Wie befindet sich der Herr Graf?“ frug Julian den Kutscher.

Der Kutscher hatte plötzlich etwas an dem Geschirr zu thun und murmelte nur eine unverständliche Antwort.

Imelda hatte sich verfärbt. Sie warf ihr kleines Pompadourtäschchen in den Wagen und sagte zu Julian: „Wir wollen zu Fuß gehen.“

„Aber, Frau Gräfin, wir sollten uns beeilen!“

„Nein, nein, wenn Eile nöthig wäre, hätte man es uns gesagt.“

Sie überschritten die Waldauer Hauptstraße und betraten den Park durch eine kleine Pforte, über welcher „Verbotener Eingang“ stand. Imelda ließ sich auf eine Bank nächst dem Springbrunnen fallen. Julian blieb beunruhigt stehen.

„Es hat Zeit — es hat Zeit!“ stieß sie schmerzlich hervor, „wir kommen noch lange zurecht. Er wartet nicht mehr auf mich.“

Julian erwiderte nichts. Denn auch er hatte es aus den Mienen der Bahnbediensteten und des Kutschers nur zu deutlich gesehen: der Graf war todt.

Imelda brach jetzt in Thränen aus; ihr zarter Körper wand sich in furchtbarem Schluchzen. Julian stand betroffen vor ihr, er hatte sie immer nur als heitere Weltdame gesehen, und dieser maßlose Schmerzensausbruch überraschte ihn. Die Sonne brannte heiß hernieder; es war Mittag, aber Imelda bemerkte es nicht.

„Frau Gräfin,“ sagte er, „lassen Sie uns gehen. Vielleicht ist es doch anders, als Sie glauben.“

„Nein, nein!“ rief sie heftig; „mein Großvater ist todt. O, hätte ich ihn doch nie verlassen! Niemals werde ich es mir verzeihen.“

„Aehnliche Vorwürfe macht man sich immer, wenn man theuere Angehörige verloren hat. — Als meine Mutter starb — meinen Vater verlor ich als ganz kleiner Knabe — zerfleischte mich die Reue, ihre Liebe nicht mehr geschätzt, ihr bittere Stunden bereitet zu haben. Das liegt in der Natur menschlicher Dinge und geht vorüber. Die Jugend kann sich dem Alter nicht opfern, und wenn der erste Schmerz vorbei ist, gelangt man eben zu dieser beruhigenden Erkenntniß.“

„Nein, nein, mit mir ist es anders!“ rief sie, von Schluchzen unterbrochen. „Sie kennen ja doch meine Lage nicht. Niemand war mir zärtlich zugethan, Nie-

mand, Niemand! Niemand mehr wird mich liebend ansehen, liebend um mich sorgen! Ich bin nun ganz einsam, ganz verlassen, bin grenzenlos arm und beraubt."

„Das ist nicht wahr, Imelda," sagte er mit finsterem, leidenschaftlichen Blick.

Imelda nahm das Taschentuch von den Augen und sah Julian groß an: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Sie erinnern mich daran, daß Sie mich — lieben! Aber das, was Sie und andere Männer Liebe nennen, ist keine; das ist nur ein selbstsüchtiges Begehren — ich nenne das nicht Liebe und mache mir nichts daraus. Ich bin oft herzlos, ja scheinbar gewissenlos gegen Sie, Julian, ich weiß es; und dennoch verdienen Sie es nicht besser. Was liegt Ihnen an mir, an meinem Glück? Sie wollen mich einfach besitzen. Aber täuschen Sie sich nicht, es wird Ihnen nie gelingen."

Er ließ seinen finsteren Blick über ihr kindliches Gesichtchen, über ihre so ganz jungfräulich erscheinende Gestalt gleiten. „Ich weiß nicht, wer der Unselige sein mag," erwiderte er, „welcher Ihnen, jung und unerfahren, wie Sie sind, solche Begriffe von Liebe beibrachte. Ich hoffe, daß Sie sich noch eines Besseren belehren werden. Die Liebe ist das, was wir wollen, daß sie sei — ist das, was wir hineinlegen. Wer nicht an sie glaubt, dem bleibt ihr Himmel auch verschlossen."

„Wir wollen gehen," sagte Imelda.

Ohne weiter zu sprechen, schritten sie dem Schlosse zu. Die ersten zarten Blattspitzen lugten aus den

berstenden Knospen der Sträucher. Auf den Rabatten blühten bleiche Narzissen und goldgelbe Tazetten. Die leuchtende Frühlingssonne fluthete in den düsteren Schloßhof uud umgoldete die Mauerzacken der Simse. Stumm nnd bestürzt standen die Diener umher; Niemand sprach, und Imelda fragte nicht. Sie schritt wortlos die Hauptstiege empor, und direct nach den Zimmern des Grafen. Julian machte noch einen Versuch, sie zurückzuhalten, aber sie hörte nicht auf ihn. In dem ersten, dem Arbeitszimmer, war Niemand; sie wollte die Thür des Schlafzimmers öffnen — da stieß sie einen gellenden Schrei des Schreckens aus, als hätte sie ein Gespenst gesehen.

Auf der Schwelle des Gemaches stand ein junger hochgewachsener Mann, den Julian niemals vorher gesehen hatte; er schien ruhig und gelassen, während Imelda ihn fassungslos anstarrte. Er faßte sie beim Handgelenk, wie um sie am Eintritt zu verhindern, und sagte: „Bist du ruhig und vorbereitet?"

Sie aber stammelte noch immer ganz verwirrt: „Wie — wie kommst — du hierher?"

„Meine Pflicht!" sagte er einfach.

„Wie konntest du früher hier sein als ich?"

„Ich war schon vorher hier."

„Und ich nicht!" rief sie trostlos. „Bitte, laß mich allein!"

Er ließ ihre Hand los, warf einen flüchtigen, unwilligen Blick auf Julian und verließ das Zimmer.

III.

Zum zweitenmale hatte Imelda am Arme Odilo's die Schloßcapelle betreten; und wieder geschah es aus Anlaß einer feierlichen Ceremonie. Diesmal wurde der alte Graf in der Familengruft bestattet, unter dem kleinen gothischen Altare, dessen Zierde die Reliquie des heiligen Damian war. Imelda dachte nicht an ihre Trauung, nicht an Denjenigen, der bei dieser Trauerfeier neben ihr figurirte. Sie beweinte heiß und schmerzlich ihren Großvater, der sie so zärtlich geliebt hatte. Er war in den letzten Jahren geistig und körperlich hinfällig geworden; die Strenge, die er früher bisweilen gegen sie geübt hatte, war verschwunden; nie mehr hatte sie von ihm andere Worte gehört, als zärtliche. Nun war er todt. Sie kam sich grenzenlos unglücklich vor und sie hatte kaum ein Bewußtsein davon, daß Odilo da war, daß sie ihn niemals hatte wiedersehen wollen.

Er hatte mit fester Hand die Zügel ergriffen, die der Hand des Alten entsunken waren, Alles besorgt

und angeordnet, was zu thun war. Nachdem ihre ersten Thränen versiegt waren, dachte sie mit Zorn und Beschämung daran, daß er, der Fremde, Verhaßte, die letzten einsamen Tage des Verstorbenen getheilt und ihm die Augen geschlossen hatte. Er pflegte ihn jährlich in der zweiten Hälfte des Winters für einige Wochen zu besuchen. Er war während des vielstündigen Todeskampfes nicht von ihm gewichen — der Großvater war in seinen Armen gestorben, und um etwas über seine letzten Augenblicke zu erfahren, mußte sie sich herbeilassen, Odilo zu befragen.

Er schien ihr den unfreundlichen Empfang nicht nachzutragen, den sie ihm bereitet hatte. Er war ebenso gelassen freundlich wie damals, als sie noch fast ein Kind war; er mochte sie wegen ihrer tiefen Trauer schonen. „Der Großvater war wenig bei Besinnung gewesen," erzählte er wortkarg, von seiner Person schweigend; „doch hatte er zärtlich ihren, Imelda's, Namen genannt."

„Sonst nichts?" frug sie.

„Er wünschte unsere Vereinigung, sprach auch zuletzt davon," sagte Odilo.

Sie schwiegen Beide. Sie wußte, der Alte hatte Odilo geliebt, die beste Meinung von ihm gehabt; sie aber hatte das nie billigen wollen und er ließ sie gewähren.

„Der Großvater hat dir gar nichts mitgetheilt über die Motive, die ihn bestimmten, uns zu verheiraten?" frug Odilo noch.

„O ja, du warst der einzige und letzte Graf vom Walde — das entschied,“ entgegnete sie.

„Wir müssen noch darüber sprechen,“ versetzte Odilo, „wenn du ruhig genug gestimmt sein wirst.“

„Wir müssen über die Zukunft sprechen,“ sagte Imelda, „das sehe ich ein. Was die Vergangenheit betrifft, so verlange ich keine Erklärung von dir.“

„Ich werde dir sagen, was nöthig ist,“ entgegnete er. Er hatte noch immer dieselbe kurz angebundene, herrische Weise. Ueberhaupt hatte er sich nicht verändert: nur die trotzige Falte über der Nasenwurzel war noch tiefer und finsterer geworden. Er trug den Kopf so hoch, so stolz, wie immer. Es verdroß sie — es regte sie auf; er hatte kein Recht, so zu sein. Sie wünschte sich, ihn einmal verwirrt, betroffen, beschämt, gedemüthigt zu sehen.

Er lebte wieder ganz für sich, speiste auch allein, Sie fand ihn in dem Thurme eingerichtet, indem sich die Rüstkammer befunden hatte. Dieser Thurm enthielt ein einziges großes Gemach, welches unmöglich bequem und angenehm zum Bewohnen sein konnte. Aber Odilo war hier von den übrigen Schloßbewohnern gänzlich getrennt und genoß außerdem eine schöne Aussicht nach allen Himmelsrichtungen. Man konnte auch auf die obere Plattform steigen und dort promeniren. Das Thurmgemach hing durch die Galerie mit den Räumlichkeiten des Schlosses zusammen, aber die Verbindungsthür war jetzt abgesperrt. Dagegen war eine kleine eiserne Thür geöffnet, die zu den Parterre-Räumen des Thurmes und zu dessen Wendeltreppe

führte. Hier, wo sonst altes Gerümpel lag, war jetzt die Waffensammlung untergebracht. Man mußte, um hinein zu gelangen, an der kleinen, eisernen Thür schellen und Odilo's Groom öffnete dann. Dieser kleine Groom, ein hübscher, blonder Knabe von etwa fünfzehn Jahren, bildete die einzige Bedienung des Grafen.

Der Junge bereitete eines Tages Imelda eine peinliche Ueberraschung. Sie promenirte allein in dem Gartenparterre und begegnete Odilo, der im Begriffe schien, auszureiten. Er fragte sie, wie es ihr gehe, wie sie gestimmt sei und ob er sie am Vormittag des folgenden Tages vielleicht sprechen könne. Sie bejahte und gab sich Mühe, eben so ruhig und gelassen zu bleiben, wie es ihr schien, aber es wollte ihr nicht gelingen.

Sie sprachen eine Weile lang ganz gleichgültiges; da kam Odilo's Groom plötzlich herbeigestürmt und rief in knabenhafter Achtlosigkeit: „So komm' doch, komm' doch — Ariel stampft schon Löcher in den Boden!" Imelda gewahrend, zog er sein Käppchen und sie mit seinen hellen, Kinderaugen anstarrend, grüßte er sie mit dem landesüblichen „Küss' die Hand!"

„Du darfst die Gräfin nicht grüßen," sagte Odilo verweisend, „ein Diener hat nicht das Recht dazu. Auch sollst du mich in Gegenwart anderer Personen nicht du nennen! Dann wandte er sich zu Imelda „Du entschuldigst, er ist noch ein Kind; ich halte ihn nicht wie einen Diener und er begreift noch nicht, wo für ihn die Grenze liegt."

Odilo ging, und wie, um den Kleinen für den Verweis zu entschädigen, legte er die Hand auf seine Schulter.

Imelda blieb peinlich berührt zurück. Dieses üppige, röthlichblonde Haar des Knaben, sein rundes, rosiges Gesicht — das Alles kam ihr bekannt vor. Mit welchen Menschen lebte Odilo zusammen, wie konnte er es wagen, seine dunklen Beziehungen bis hierher zu tragen? Wer war dieser kleine Diener, der seinem Herrn du sagen durfte? Und Odilo war nicht einmal in Verlegenheit gerathen, hatte nicht einen Augenblick lang seinen Gleichmuth verloren. Aber sie wappnete sich gegen ihn; er sollte sie nicht mehr durch seine erhabenen Manieren niederzwingen; er sollte sehen, daß sie nicht mehr weiches Wachs in seinen Händen war, wie ehedem.

Sie erwartete ihn am folgenden Morgen in dem großen Salon, der an ihr Schlafzimmer anstieß. Dieser Salon war nur zu intimem Gebrauch bestimmt, obgleich hier Alles groß, pompös und schwerfällig war. Ihre zarte Gestalt verlor sich in dem ungeheueren, altdeutschen Lehnsessel. Sie dachte darüber nach, warum Odilo auf dieser Unterredung bestand, die doch peinlich und beschämend für ihn enden mußte. War er so ganz geharnischt und gewappnet durch sein Selbstbewußtsein? Er mußte ja Scheu empfinden vor ihr, die er getäuscht und betrogen hatte, um zu Wohlstand zu gelangen.

Aber Odilo schien nicht im mindesten befangen, als er eintrat. Er sah sie Anfangs gar nicht in dem

weiten, düsteren Gemach. „Du siehst leidend aus,“ sagte er dann.

„Das macht wohl nur das Trauerkleid,“ entgegnete sie. „Willst du dich nicht setzen?“

Wie es schien, zog er es vor, zu stehen, ihr gegenüber an den Thürpfosten gelehnt. Auf diese Weise konnte er über sie hinwegsehen; und diese hochmüthige, gleichgiltige Weise, über sie fortzublicken, reizte sie — reizte sie auch heute. Sie saß vor dem großen, geschnitzten Bureau, über welchem ein lebensgroßes Bild ihres Großvaters hing; und sie blickte jetzt dieses Bild an, statt Odilo.

Er hatte einige Blätter Papier in der Hand, welche er ihr jetzt reichte. „Du weißt wohl, daß auf Grund unseres Ehe-Contractes Gütergemeinschaft zwischen uns besteht, da die Güter kein Majorat sind,“ sagte er.

„Auf Grund unseres Ehe-Contractes!“ wiederholte sie mit Beziehung.

„So ist es“ — er verstand ihre Anspielung nicht, oder wollte sie nicht verstehen. „Sieh die Rechnungen ein, damit du unsere Einkünfte kennst. Was mich betrifft, so brauche ich sehr wenig.“

„Warum bist du so sparsam?“ frug sie scharf, sie wollte ihn zu dem Zugeständniß nöthigen, daß er denn doch nicht die gleichen Rechte habe wie sie.

Er entgegnete: „Ich bin nicht sparsam, ich habe nur einfache Lebensgewohnheiten.“

„Du kannst sie ja verändern,“ sagte sie herausfordernd, „ich werde dir kein Hinderniß in den Weg

legen. Meinetwegen können deine Liebschaften mehr kosten als bisher."

Er sah sie jetzt mit unveränderter Ruhe an. „So schmutzige Worte auf so jungen Lippen! Du hast deine Schule rasch gemacht."

Sie fühlte, daß er schon wieder die Oberhand über sie gewann. Er zwang sie nieder durch seinen Blick, sein Wesen; sie bäumte sich dagegen, sie rief: „Es steht dir schlecht an, mich zu verweisen. Zwar, das Wort kam nicht von dir, wohl aber der Begriff."

„Es war längst mein Wunsch, dir alle Aufklärungen zu geben, die du zu fordern berechtigt bist; aber dein Eigensinn, oder sagen wir, deine persönliche Abneigung gegen mich haben das vereitelt."

Sie schöpfte tief Athem, endlich hatte sie ihn, wo sie wollte. In hochfahrendem Tone sagte sie: „Du irrst! Ich bedarf keiner Aufklärungen. Mir ist Alles ganz klar — ich bin ja nicht mehr das Kind, das ich war, ich habe seither Welt und Menschen kennen gelernt. Deine Handlungsweise hat für mich gar nichts Dunkles und Unerklärliches mehr. Auch habe ich nicht die mindeste persönliche Abneigung gegen dich; ich sagte dir wohl damals, daß ich dich hasse, verabscheue — nicht? Ich war ein Kind und verstand es nicht besser. Jetzt bist du persönlich mir ein Fremder, ein ganz Fremder, weiter nichts. Ich weiß jetzt, daß Jedermann in dieser Welt seinen Vortheil zu wahren sucht, und ich habe nicht mehr oder nicht weniger Achtung für dich, als etwa für meinen Modelieferanten, meinen Advocaten oder für die Menschheit überhaupt."

Odilo machte einen Schritt zu ihr und sagte noch ruhig, aber doch mit vibrirender Stimme: „Willst du nicht lieber aufhören, du wirst schwer bereuen, was du sagst.“

Ein unbestimmter Schreck ergriff sie; dennoch wollte Imelda nicht aufhören, sich nicht von ihm imponiren lassen. Eine dämonische Lust ergriff sie, diesen hochmüthigen, unbeugsamen Menschen zu kränken, zu verletzen, ihn zu demüthigen, und sie fuhr fort: „Ich war damals ein urtheilsloses, willenloses, armes Kind, mit dem du beginnen konntest, was du wolltest. Jetzt bin ich mündig geworden, und ich sehe nicht ein, warum ich nicht das Recht haben sollte, jetzt mein Urtheil über Verhältnisse abzugeben, denen man mich damals mit verbundenen Augen überliefert hat. Ich wiederhole dir ja: ich erhebe keinen Vorwurf gegen dich. Du warst nicht nur arm — du littest Noth; es bot sich dir Gelegenheit, in den Besitz eines großen Erbes zu gelangen. Du wärest ein Thor gewesen, nicht zuzugreifen. Großvater wollte es ja durchaus, und ich glaube sogar, er hat die Initiative ergriffen; ich gestehe dir das gerne zu. Du hast mir dann allerlei schöne Phrasen vorgeredet — es geschehe nur zu meinem Besten, zu meiner künftigen Sicherstellung, zu meinem Schutze und dergleichen mehr. Aber ich nehme dir auch diese frommen Lügen nicht übel. Man kann ja einen fabelhaft unwissenden Kinde von sechzehn Jahren — und das war ich — nicht sagen: ich heirate dich nur deines Geldes wegen und behalte dabei meine Geliebte. Jetzt weiß

ich, daß hundert Andere dasselbe thun und entschuldige dich darum. Nur hast du es dir doch gar zu bequem gemacht."

Odilo sah sie so sonderbar, so ruhig bei dem Allen an, daß sie stockte, unwillkürlich stockte. Und dennoch wuchs ihr Zorn gegen ihn, wuchs immer mehr, da er so ganz gelassen blieb.

„Ich bitte dich, zu bemerken," sagte er eisig, „daß ich mich nicht entschuldige."

„Wozu auch!" versetzte sie heftig, „es ist an dir, zu schweigen. Damals schwieg ich zu Allem, was du sagtest und anordnetest. Jetzt ist die Reihe an dir."

„Ich schweige, weil ich nicht gewohnt bin, mich gegen derlei Angriffe zu vertheidigen," antwortete Odilo. „Du willst mir doch wohl sagen, daß du, wenn du damals klüger gewesen wärest, deine Zustimmung nicht gegeben hättest?" Da sie nicht gleich antwortete, fuhr er fort: „Ich will meinerseits thun, was in meiner Macht steht: willst du deine völlige Freiheit wieder haben? Du bist noch sehr jung und es ist für dich nichts verloren. Der Rechtsanwalt mag dir dann mittheilen, was ich heute dir zu sagen die Lust verloren habe."

„Ein Scheidungsproceß?" sagte Imelda mit Abscheu; er wagte es, ihr noch von Scheidung zu sprechen? „ich habe vorläufig nicht die mindeste Sehnsucht, mich wieder zu verheiraten."

„Dieser Wunsch könnte dir doch wohl kommen. Ich werde dann für dich thun, was möglich ist."

„Gut, das genügt. Inzwischen müssen wir uns

arrangiren. Willst du regelmäßig hier wohnen, und wann?"

„In jedem Jahre doch einige Wochen. Ich muß mich um die Güter kümmern, die dein Großvater hinterlassen hat, denn ich habe es ihm versprochen, habe auch in den letzten Jahren ihm schon manche Sorge abgenommen. Du bist hier groß geworden, und diese wenige Wochen ausgenommen, überlasse ich dir das Waldschloß."

Das scheint mir ganz in der Ordnung," versetzte sie. „Du hast es dir allzu leicht gemacht. Du hast alle Rechte deiner Stellung für dich in Anspruch genommen, aber du weisest alle Pflichten zurück, selbst die, welche jedem billig Denkenden unabweisbar scheinen würden."

„Ich will das mit meinem eigenen Gewissen ausmachen."

Sie war empört. „Du hast aber seinerzeit von mir gefordert, von dir nur das Gute zu glauben."

„Verzeihe meine Offenheit: aber heute, da ich sehe, wie du bist, lege ich keinen Werth mehr auf deine gute Meinung."

„Das ist ein Glück für dich!"

„Gewiß. Wir sind zu Ende — nicht?"

„Ich glaube."

Er wandte sich zum Gehen; nun trat er nochmals an sie heran. „Noch ein Wort: Ich sehe ein, der Schein war gegen mich, ist gegen mich. Dennoch, wenn du meinesgleichen wärest, könntest du ahnen, fühlen, daß ich der Gemeinheit nicht fähig bin, daß

ich nicht so niedrig handeln konnte, wie du meinst. Du aber bist deiner Sache sicher. Du hast recht; wir sind, wir bleiben Fremde für einander. Ich beklage es um deinetwillen. Ich dachte nicht, daß du werden konntest, was du geworden bist. Aber ich kann es nicht mehr ändern, mag es auch nicht."

Er war gegangen. Vor ihr lag noch ein Blatt Papier, mit seiner festen, energischen Handschrift beschrieben. Sie blieb zurück — besiegt, überwunden. Niemals vorher in ihrem Leben hatte sie Jemanden so geflissentlich gekränkt, niemals so absichtlich böse Worte gesucht, als gegen diesen Mann. Aber er war unverwundbar, wie Siegfried; sie hatte ihn nicht treffen, nicht verwunden können. Er war stolz und gelassen geblieben, und sie war es, die verwirrt, fast beschämt zurückblieb. Zweifel, Unruhe, ja Reue überkamen sie. Warum hatte sie so gegen ihn gewüthet? Er hatte sie ja nie betrogen, er hatte ihr die Wahrheit gesagt, daß er ihr nur ein Bruder sein würde. Daß er, dem Drängen des Alten nachgebend, in diese Heirat gewilligt hatte, war es nicht natürlich? Und er liebte jene Andere, jene Blonde, wollte sie nicht verlassen — konnte es vielleicht nicht. Das Alles war menschlich, begreiflich, entschuldbar. Gewiß, er fühlte sich nicht schuldig, das war klar. Warum hatte sie ihn mißhandelt? Sie war ihm häßlich erschienen, sie fühlte es. Und ganz umsonst hatte sie sich preisgegeben, denn sie vermochte nicht ihn zu beugen. Er hatte diese Unterredung gesucht, er trachtete vielleicht auch nach einer Verständigung, wie der Sterbende es ihm

ans Herz gelegt hatte. Sie konnten ja doch Freunde werden. Aber sie verscheuchte den Gedanken wieder. Einen Augenblick lang schien ihr die Aussicht, mit ihm freundlich zu verkehren, verlockend, aber nur einen Augenblick lang. Gewiß, er hatte seine Geliebte, vielleicht dieselbe, vielleicht eine andere — wer weiß, wie viele! Er lebte mit seinem dunklen Anhang und wies es zurück, auch nur die einfachsten gesellschaftlichen Pflichten gegen sie zu erfüllen — gegen sie, der er Wohlstand und Wohlleben dankte. Und bei der Erinnerung an das schöne Weib mit den weißen Schultern und dem goldblonden Haar, das er damals in den Armen gehalten hatte, empörte sich ihr Herz. Nein niemals konnte sie ihm verzeihen!

Imelda nahm das Diner mit Dr. May und Hortense, ihrer Gesellschafterin, ein, welche sie telegraphisch herbeigerufen hatte, um nicht durch das fortwährende Alleinsein mit ihrem Secretär zu viel Anstoß zu erregen. „Monsieur“ war zwar auch anwesend, aber schwachsinnig und schwerfällig wie er war, figurirte er kaum noch mit Anstand bei den Mahlzeiten. Schwester Veronika befand sich schon seit Jahren in ihrem Kloster.

Goldener Frühlingssonnenschein fluthete in die Galerie, welche für Imelda so zahlreiche Kinder-Erinnerungen barg. Satan lag noch immer neben ihrem Platze, aber er war alt und phlegmatisch geworden. „Monsieur“ sprach noch immer von Corneille und Racine, welche nach seiner Meinung die größten, die einzigen Classiker der Welt wären. Niemand wider-

sprach ihm. Hortense langweilte sich grausam in diesem trauererfüllten Schlosse. Julian schien melancholisch; seine Herrin mußte es sich gefallen lassen, daß er tagelang schwieg, wenn er keine Lust zum Reden hatte. Heute fiel ihr seine Schweigsamkeit nicht auf; sie fühlte sich beunruhigt durch diese Thür dort, die nach dem Thurmgemache führte. Was that, was trieb Odilo dort? Sie hätte diese unschickliche Absonderung nicht zugeben sollen. Und jetzt, da er nicht da war, erschien es ihr leicht, ihn zu zwingen — hätte er nicht nachgeben müssen? —

Der Abend war lau, lieblich, windstill. Graue, weiche Dämmerung lag auf dem Gartenparterre, und der Duft der Hyazinthen und Narzissen erfüllte die milde, süße Luft. Dunkelrother Glanz lag auf dem unbeweglichen, grauen Gewölk des Abendhimmels. Imelda saß draußen auf einer Bank zwischen den kahlen Büschen, welche ihre knospenden Zweige wie erwartungsvoll in die Lüfte streckten. Julian ging vor ihr auf dem Kieswege auf und nieder. Die Schweigsamkeit zwischen ihnen dauerte noch immer an. Er wußte, daß jener Mann, der drüben in dem Thurme hauste, ihre Gedanken beschäftigte, und es verletzte ihn, daß sie sich nicht gegen ihn aussprach, wie sie es sonst über andere Männer gethan hatte.

Drüben in dem Thurmgemach wurde Clavier gespielt, es war die „Appassionata“; und in der tiefen, heiligen Stille des Frühlingsabends drangen die gewaltigen, leidenschaftdurchglühten Töne wie mahnend zu ihr herüber. Es war ihr, als sei es gestern, daß

sie, im Garten lauschend, zum erstenmal die „Appassionata“ hörte, von ihm, der sie auch jetzt spielte. Er war ihr damals wie eine Gottheit erschienen. Niemals wieder hatte ein Mensch so ihre Seele bezwungen, ohne Worte, ohne persönliche Bemühung, nur durch sein Wesen, wie damals er! Und in diesem Augenblick wurde ihr klar, daß ihr kindliches Herz damals sein gewesen, daß sie damals im Begriffe war, ihn zu lieben. Aber die festgeschlossene Knospe ihrer Liebe war grausam in den Staub getreten worden — vielleicht für immer. Warum konnte sie nicht lieben, wie Andere? Niemand wollte ihr glauben, daß sie frei sei, daß kein Mann sich ihrer Gunst erfreuen durfte.

Warum liebte sie nicht Julian? Sie hatte selbst eine zeitlang geglaubt, daß er der Mann ihrer Liebe sei. Sie hatte einmal vor zwei bis drei Jahren den Wunsch gehabt, ihre Bildung einigermaßen zu vervollständigen. Es wurde ihr fühlbar, daß Alles, was sie von „Monsieur“ und Schwester Veronika erlernt hatte, doch gar zu ungenügend schien. Während ihr alle möglichen Lehrer zu Gebote standen, hatte sie ihrem Hang zum Abenteuerlichen nachgegeben und den Weg einer Zeitungs-Annonce eingeschlagen. Ein kaustisch-witziger Brief, „Majus“ unterzeichnet, der es mit dem Offert nicht ernst zu nehmen schien und das Bildungsbedürfniß der Antragstellerin persiflirte, hatte ihre Neugierde gereizt. Sie lud „Majus“ zu sich, indem sie ihren Namen nannte. Er erschien nicht, sondern erwiderte, daß er ein armer, unbekannter Student ohne alle Empfehlungen sei und ihr Palais nicht betreten

wolle, bevor sie nicht von der vollen Sachlage unterrichtet sei.

Sie ließ „Majus“, recte Dr. d. phil. Julian May, nicht nur zu sich kommen, sondern sie engagirte ihn als Lehrer der Literaturgeschichte, denn der junge Mann mit dem bitteren Witz und den feurigen Augen interessirte sie. Er glaubte noch immer nicht an ihre ernste Absicht, zu lernen; aber er ging mit der Abenteuerlust eines jungen, liebeslustigen Studenten auf ihr Anerbieten ein. Er überzeugte sich, daß sie wirklich lernte, mit dem Wissensdurst eines klugen, aufgeweckten Kindes, dessen Herz ruhig und unerfahren ist. Sie verdoppelte und verdreifachte bald ihre Stunden, denn als sie zu lernen begann, entdeckte sie erst eigentlich ihre völlige Unwissenheit. Sie wußte nicht nur nichts — sie verstand nichts; und er wußte, er verstand nur zu gut! Er war einer jener jungen Feuergeister, welche das Leben stiefmütterlich behandelt und die sich mit um so heißerem Eifer eine ideale Welt erschließen, da die wirkliche sie im Stiche läßt; er war Einer von Jenen, die sich durch Witz, Hohn, Verneinung für das Entsagen rächen. Nicht nur sein Wissen, seine überlegene Bildung, auch seinen Pessimismus, seine kühnen Negationen konnte der Jüngling vor seiner naiven Schülerin ausströmen. Sie bewunderte ihn, er wurde ihr bald unentbehrlich. Sein sinnliches Naturell aber hatte an dem vertraulichen Verkehr mit der jungen Frau rasch Feuer gefangen; auch sie verlor auf kurze Zeit die Unbefangenheit. Bei ihr aber verflog der kleine Liebeszauber bald, nicht so bei ihm, und damals

kündigte er ihr zum erstenmal. Aber sie wollte seine Gesellschaft nicht entbehren; sie schalt ihm wegen des „dummen Verliebtseins", sie ließ ihn nicht fort. Ja, sie bot ihm eine Stellung in ihrem Hause an, für so lange, als er auf seine Staatsanstellung warten mußte. Er lehnte ab; nur wenn sie ihn liebte, wollte er annehmen. Inzwischen starb seine Mutter; es blieben noch jüngere Geschwister zurück, die zu versorgen waren.

Julian nahm die Secretärstelle jetzt an, auch ohne daß sie ihn liebte. Das Verhältniß zwischen Herrin und Diener ward gänzlich verwischt. Sie zankten sich, neckten sich, theilten beinahe ihr ganzen Leben miteinander. Sie wußte sehr gut, daß er sie noch liebe, obwohl selten mehr die Rede davon war. Er machte ihr keine glühenden Liebesscenen mehr wie im Anfang, eher verdrießliche Eifersuchtsscenen, aber sein heißblütiges Temperament, sein starrer Sinn bestand um so eigensinniger auf dem alten Verlangen, als es aussichtslos schien. — —

Wie glücklich würde er sein, wenn sie jetzt zu ihm hinträte, mit einem Liebesworte, einer zärtlichen Geberde; ein neues, reizvolles Leben würde für sie Beide beginnen — aber sie that es nicht. Sie ließ ihn ruhelos auf und nieder laufen, wie es seine Gewohnheit war; sein hageres, ausdrucksvolles Profil zeichnete sich deutlich von dem lichten Abendhimmel ab. Ohne Theilnahme, ganz mechanisch, sah sie ihm zu. Drüben im Thurmgemach wurde jetzt die Sonate op. 90 gespielt

die verklärte Wehmuth, die sich in dem ersten Satze ausspricht, machte ihr Herz eigenthümlich erbeben.

„Wer spielt denn dort?" frug Julian jetzt.

„Es ist der Graf," versetzte sie in gleichgiltigem Tone.

Wieder war eine Woche vergangen. Imelda trauerte noch immer um ihren Großvater, aber sie begann doch schon etwas Langeweile zu empfinden. Odilo hatte sie ein einzigesmal gesehen, war ihm begegnet, wie man einem Bekannten begegnet. Er hatte gefragt, wie es ihr gehe, ob sein Clavierspiel sie in ihrer jetzigen Stimmung nicht störe, und ob sie nicht etwa Gäste erwarte; die Lage würde dann doch peinlich werden, und er würde lieber abreisen, obgleich seine Anwesenheit noch nöthig sei. Er sagte das Alles gelassen wie immer.

Sie versetzte ebenso gelassen, daß er sie nicht störe; sie erwarte auch keine Gäste. Nachträglich ärgerte sie sich über ihn, dieses getrennte Leben in einem Hause war abgeschmackt. Am selben Tage erhielt sie ein elegantes Billetchen von Theodora, es war aus Graz datirt. Theodora hatte einen kleinen Frühlingsausflug nach Italien gemacht, der Todesnachricht erst spät erhalten. Sie drückte ihr Beileid aus und fragte, ob sie wohl auf ein bis zwei Tage nach dem Waldschlosse kommen dürfe.

Die Ereignisse der letzten Zeit hatten in Imelda die Erinnerung an Theodora's Erzählung verdrängt. Jetzt gedachte sie wieder derselben. Kein Zweifel, Odilo und jener du Bois waren ein und dieselbe Person.

Sie wollte erfahren, was zwischen den Beiden geschehen war, sie wollte Odilo mit Theodora's Anblick überraschen. Sie wollte sehen, ob er einmal seine Ruhe, seine unnahbare Haltung verlieren würde. So sandte sie denn eine Einladung an Theodora und ein Billet Odilo des Inhaltes: „Ich erwarte den Besuch einer Freundin, welche in meine Verhältnisse eingeweiht ist. Du kannst daher bleiben, wenn es dir sonst beliebt.

IV.

Theodora hatte mit sehr vielen Koffern und Schachteln ihren Einzug auf dem Waldschlosse gehalten; sie schleppte immer und unter allen Umständen einen großen Toiletteapparat mit sich. Sie hatte ja sonst im Leben nichts zu thun, als sich schön zu machen und schön zu sein. Sie hatte keine Sorgen, keine Pflichten und auch keine herrschende Leidenschaft. Sie putzte sich also, scherzte bisweilen selbst darüber und gestattete, daß Andere über ihren Toilettenluxus discrete Glossen machten.

Jetzt schleifte sie die Schleppe ihrer prächtigen, phantastischen Frühlingsrobe über die feuchten Wege des Parkes und frug Imelda unaufhörlich über die Einzelheiten des Todesfalles aus. Zu ihrem leeren Leben fühlte sie das Bedürfniß, einen fremden Schmerz mitzuempfinden. Imelda hatte alles erzählt, noch einmal Alles durchgeweint und durchgelitten, wie es bei solchen Condolenzbesuchen üblich ist.

„Und Sie waren so allein!" sagte Theodora mit-

leidig; „das heißt, Sie hatten Dr. May zur Seite. Aber dennoch, es gibt ja so vielerlei Sorgen bei einem solchen Ereigniß.“

„Mein Vetter war hier, ist noch hier,“ versetzte Imelda.

„Sie haben noch einen Vetter?“ fragte Theodora unbefangen.

„Gewiß, Sie wissen doch — die Geschichte von dem einzigen und letzten Grafen vom Walde, dem ich meinen Frauennamen verdanke.“

Theodora fiel einen Augenblick aus ihrer Apathie. „Er — Ihr — wirklich? Und er ist hier? Wenn Sie wüßten — man hat in der Gesellschaft so oft gezweifelt, daß er existirte.“

„In der That?“ sagte Imelda leichthin. „Wir leben gänzlich getrennt. Aber Sie begreifen, daß solch' eine Katastrophe eine persönliche Begegnung unausweichlich macht.“

„Gewiß begreife ich das; aber Sie sind doch unaufrichtig gegen mich gewesen. Ich habe Ihnen meine ganze Vergangenheit aufgedeckt, und Sie, Sie haben mir nie von diesem Ihren Vetter gesprochen.“

„Ich hatte nichts von ihm zu sagen,“ betheuerte Imelda — „eine bloße Convenienzheirat des Namens wegen. Wir leben fast so lange völlig getrennt, als wir verheiratet sind. Ich dachte, ihn niemals wiederzusehen.“

„Ich muß der Gräfin beipflichten,“ sagte Julian, „auch ich wußte nichts von dem Grafen, und so viel

ich glaube, Niemand aus der Umgebung der Gräfin. Sie wurde völlig durch seinen Anblick überrascht."

„Es ist also doch eine Art Geheimniß um diesen Grafen," sagte Theodora.

„Wahrscheinlich werden Sie es noch geheimnißvoller finden, Theodora, wenn ich Sie bitte, ihn von allen Hausherrenpflichten zu dispensiren. Wie leben auch hier völlig geschieden . . . Sie sind mein Gast."

Mit einem Anflug von Naivetät, welche ihre junonische Schönheit pikant kleidete, sagte Theodara: „Ich möchte ihn aber doch einmal sehen, diesen letzten und einzigen Grafen vom Walde."

„Das kann schon geschehen, wenn der Mann Sie des Namens wegen wirklich interessirt." Imelda sprach mit gekünstelter Unbefangenheit. Sie war immer aufrichtig gegen ihre Freundin gewesen; heute aber lockte sie dieselbe förmlich in eine Falle.

Der Abend wurde kühl und man blieb im Salon; ein Feuer aus großen Scheiten lohte in dem ungeheueren Kamin. Man hatte den Todesfall erschöpft und sprach von anderen Dingen. Thèodora erzählte, daß sie, eben nur im Fluge, in Rom gewesen sei, um ihre „eigentliche" Liebe zu sehen.

„Mein Gott — der schöne Clavierlehrer!" scherzte Imelda.

„Nein," versetzte Theodora ahnungslos, „der ist verschollen, wie ich Ihnen sagte. Meine eigentliche Liebe ist — Antinous. Dieses Marmorbild macht mich zum Sterben melancholisch."

„Deßhalb reisen Sie nach Rom?"

Julian hatte, während die Damen plauderten, etwas gekritzelt. Es war eine poetische Skizze in reimlosen Jamben: das alte Rom — Mondschein — die schweren, gelblichen, müden Wellen des Tiber, und im trägen Spiel dieser Wellen taucht im Mondschein ein schöner, nackter Leichnam auf. Der einsame Wanderer hat ihn erblickt, kann das Bild nicht wieder vergessen! seine Hand, die den Meißel führt, hat das Bild der Nachwelt überliefert, anders, lebend, aber doch geheimnißvolle Todesmelancholie ausströmend.

Theodora war ganz ergriffen von der kleinen Erzählung.

Imelda lächelte. „Nicht wahr, man sollte aus Julian und Lubin eine Person machen können? Leider geht es nicht. So ist nun einmal die Wirklichkeit!" —

Einige Tage waren vergangen. Imelda fühlte manchmal Gewissensbisse, war im Begriff, Theodora zu verrathen, daß du Bois in ihrer Nähe weile; und dennoch schwieg sie immer wieder. Was lag eigentlich auch daran? Theodora spielte gewiß nur mit dieser Erinnerung, wie mit dem Antinousbilde.

An einem regnerischen Nachmittage, der an keinen Spaziergang denken ließ, saßen die beiden Freundinnen in der Galerie, wo man das Frühstück eingenommen hatte. Sie schwiegen Beide; sie pflegten sich keinen Zwang aufzuerlegen, wenn sie zum Sprechen nicht gestimmt waren. Imelda blickte in müßiger Erstarrung in den Regen hinaus, Theodora blätterte in einem Album, welches Ansichten aus Steiermark enthielt, da hörte Imelda den Schlüssel an der Thür umdrehen,

welche die Galerie mit dem Thurmgemach verband. Odilo benützte diesen Durchgang bei schlechtem Wetter, wenn er in die Bibliothek oder auch in das Bureau des Hausverwalters ging. Ohne Zweifel hatte ihn die Stille in dem angrenzenden Raume veranlaßt, zu glauben, daß derselbe leer sei.

Imelda saß mit dem Rücken gegen die Thüre, Theodora ihr gegenüber. Die Letztere sah gleichgiltig und ahnungslos auf, als die Thür ging. Plötzlich aber sprang sie auf, stieß einen Schrei aus und ließ das Album auf die Erde fallen. Imelda sah ihr Werk geglückt, die Bombe war effectvoll geplatzt; sie genoß den Triumph, auch Odilo überrascht und überrumpelt zu sehen. Er war sorglos eingetreten und stand plötzlich Theodora gegenüber. Er war dunkelroth geworden. Imelda betrachtete ihn mit athemloser Spannung, ohne weiter an ihre Freundin zu denken. Sie sah jetzt, wie er die Brauen zusammenzog und die trotzige Falte tiefer wurde; sie entstellte ihn mehr denn je, diese Falte. Und jetzt sagte er ruhigen, kalten Tones: „So stelle mich doch der Dame vor!“

Imelda nahm mit erzwungener Kälte die kleine Förmlichkeit vor.

„Herr Graf,“ sagte Theodora, bebend und schwer athmend, „Sie gleichen Einem, den ich seit zehn Jahren nicht sah, den ich todt glaubte; darum erschrak ich. Entschuldigen Sie mich!“

„Zehn Jahre sind eine lange Zeit, gnädige Frau.“ sagte Odilo mit harter Stimme, „zumal, wenn man damals zwanzig Jahre alt war. Ich staune über die

Treue Ihres Gedächtnisses und gestehe, daß es das meine übertrifft. Es thut mir leid, Sie erschreckt zu haben, es geschah gegen meinen Willen, denn ich hatte keine Ahnung von Ihrer Anwesenheit." Er grüßte flüchtig und ging ebenso rücksichtslos, wie damals, als er diese Galerie zum erstenmale betreten hatte.

Flammenden Blickes sah ihm Theodora nach. „O, ich wußte es, er wird mir nie verzeihen!"

Imelda fiel aus ihrer Rolle, zu thun als hätte sie nichts gewußt, und Theodora bemerkte das gar nicht. Imelda bemerkte bitter: „Warum ließen Sie sich das von ihm bieten? Was sollte er Ihnen zu verzeihen haben?"

„Er liebte mich, und ich liebte ihn wieder; dennoch habe ich ihn verlassen und verrathen."

Bei den Worten, „er liebte mich", fühlte Imelda ein eigenthümliches Mißbehagen, einen ganz physischen Stich im Herzen. „Aber, Theodora," sagte sie mit Ueberlegenheit, „Sie haben nichts an ihm verloren. Er ist ein kaltsinniger, berechnender Mensch ohne Herz, ohne Empfindung, ohne Leidenschaft."

„Täuschen Sie sich, oder wollen Sie mich täuschen?" sagte Theodora mit erwachendem Mißtrauen. „Er kaltsinnig — er ohne Leidenschaft? Sie sind ein Kind, wenn Sie das glauben."

„Er ist kalt, ist selbstsüchtig," beharrte Imelda, „Sie liebten ihn und idealisiren ihn. Ich wünsche, daß Sie seine anmaßenden Manieren nicht ernst nehmen. Sie sind besser wie er — demüthigen Sie sich nicht vor ihm!"

Es war ihr selbst nicht ein einzigesmal gelungen, ihn zu beugen; sie wünschte, daß es wenigstens einer Anderen gelingen möchte.

Theodora lächelte jetzt ihr gewohntes, müdes Lächeln. „Es ist ja Alles vorbei — eine alte Geschichte — zehn Jahre alt. Sprechen wir nicht davon.“ Sie hob das Album auf, das noch am Boden lag. „Wird der Graf nochmals hier vorbeikommen?“

„O, sicher nicht, er wird lieber im Regen durch den Garten gehen.“

„Um so besser,“ und Theodora begann von anderen Dingen zu sprechen. Aber sie wußten Beide genau, daß sie nicht bei der Sache waren, daß die steierischen Landschaften ihnen unerträglich langweilig erschienen. Ein fremder Ton, eine peinliche Spannung blieb zwischen ihnen.

„Sind Sie müde, Imelda, sehr müde?“ fragte Theodora am Abend, als die Stunde gekommen war, wo man sich zurückzuziehen pflegte.

„Nein, ich bin nicht müde!“

„So wollen wir noch ein wenig plaudern,“ und Theodora begleitete Imelda in deren Schlafgemach, obgleich ihre Unterhaltung den ganzen Abend hindurch einsilbig genug gewesen war. Das Zimmer war unverändert, auch der ungeheuere Betschemel stand noch immer da, und das Himmelbett, auf gewaltigen Bärentatzen ruhend, hatte noch denselben Baldachin aus brettschwerem, altem Sammt, mit gigantischen Fransen verziert.

Theodora setzte sich auf den Rand dieses Bettes,

welches die Größe eines niedlichen Schlafcabinetes hatte, und sagte nun offen, wenn auch ein wenig befangen: „Ich bitte Sie, erzählen Sie mir etwas von Ihrem Vetter!"

„Sie werden mir nicht glauben," versetzte Imelda, „aber ich weiß nichts von ihm; kaum mehr, als das, was ich Ihnen schon sagte. Ich kenne sein Vorleben gar nicht. Er war arm von Haus aus und heiratete mich, um zu Vermögen zu kommen. Beim besten Willen kann ich Ihnen nicht mehr sagen."

„Sie sind aber sichtlich gereizt gegen diesen Mann."

„Ich, gereizt? O, nein — oder doch vielleicht. Ich bin verkauft worden und er war der Käufer, der Vortheil ganz auf seiner Seite."

„Ich begreife dies Alles nicht," sagte Theodora, „ich kann ihn keiner Gemeinheit für fähig halten."

Imelda schwieg; Odilo hatte das auch von ihr gefordert und sie klammerte sich mit Wollust an den Gedanken, daß er niedrig an ihr gehandelt habe.

„Er wird doch geliebt haben in all' diesen Jahren," sagte Theodora leise.

„Gewiß," entgegnete Imelda hart, „er hatte oder hat noch eine Geliebte, irgend ein obscures Frauenzimmer, eine Magd, ein Bauernweib — so etwas! Ich weiß nichts Genaues. Ich könnte eher Sie bitten: Erzählen Sie mir etwas von dem Grafen."

„Ich weiß nur, was mich betrifft."

Imelda brannte darnach, das zu erfahren, und sie ließ sich nun herbei, eine Mittheilung zu erbitten.

„Ihr Vetter und jener Clavierlehrer du Bois sind ein und dieselbe Person," sagte Theodora.

„Ich errieth es."

Theodora begann zu erzählen. Sie hatte die Lider gesenkt und sprach mit ihrer weichen, einförmigen, etwas schleppenden Stimme; aber ihre Brust wogte heftig und bisweilen schien ihr der Athem auszugehen.

„Ich fasse mich ganz kurz," sagte sie. „Ich erzählte Ihnen schon, daß er als Clavierlehrer meines Bruders ins Haus gekommen war. Ich war neunzehn bis zwanzig Jahre alt, wie ich glaube, in seinem Alter. Mein Vater war Feldmarschall-Lieutenant; wir machten ein großes Haus. Meine Schwester war schon längst verheiratet, sie hatte einen viel älteren Mann genommen, einen Oberst. Wir waren nicht vermögend, aber sehr verwöhnt, und unsere Eltern waren ängstlich bemüht, uns Mädchen gut zu versorgen. Ich war jung, schön und von Anbetern umschwärmt; aber der junge schweigsame Clavierlehrer interessirte mich mehr als alle Anderen. Er war schön, er sah so vornehm aus und — er schien sich nichts aus mir zu machen. Ich hatte immer etwas in dem Clavierzimmer zu thun, wenn er da war. Ich lehnte mich an das Instrument, that, als ob ich meinem Bruder zusähe, aber ich blickte den Lehrer an, und ich triumphirte, wenn ich sah, daß ihm das Blut in die Wangen stieg. Ich gab mir alle Mühe, wandte alle erdenklichen kleinen Coquetterien an; es stand mir ja auch gut, freundlich zu sein gegen den Hauslehrer meines Bruders. Was immer auch

vorging oder mich beschäftigte, ich hatte immer ein herzliches Wort, einen freundlichen Blick für Bruno's Lehrer. Lange, lange nahm er meine Freundlichkeit mit der allergemessensten Höflichkeit hin — sehr lange! Aber das reizte mich noch mehr; warum sollte er mich nicht lieben können, da so viele Andere mich lieben? — Und endlich gewahrte ich, daß er sich verfärbte, wenn ich eintrat, daß er verwirrt wurde, auf Bruno's Fingersatz nicht mehr achtete — daß er zitterte, daß er meinen Blick, meinen Händedruck erwiderte. Einmal mußte Bruno Noten aus dem Salon holen, da fanden wir uns — es waren nur fünf Minuten, aber es war genug; wir hatten so lange stumm für einander gebrannt. Endlich hatte er sich mir ergeben, und ich war so stolz, so glücklich! Er erschien mir wie ein höheres Wesen, wie ein Märchenprinz, wie Lohengrin, bevor dieser seinen Namen nennt. — Was sagten Sie, Imelda?"

„Ach nichts; bitte, sprechen Sie weiter!" Imelda hatte das Fenster geöffnet und ließ die kalte, feuchte Abendluft um ihr Gesicht spielen.

„Er war so ganz anders wie andere Menschen, jedes Wort kam ihm aus tiefster Seele! Aber Sie glauben mir ja doch nicht, und ich will nicht weiter beschreiben, was ja nicht zu beschreiben ist. Wir waren Beide jung, schön, heißblütig, verliebt — das ist meine Entschuldigung. Inzwischen kam Herr v. Mölk in unser Haus und bewarb sich um meine Hand. Er war ein Eisenbahnunternehmer von jungem Adel, sehr sehr reich. Meine Eltern waren entzückt von dem Be-

werber; meine Mutter bemerkte meinen Schrecken, nahm mich ins Gebet, ließ sich bestätigen, was sie schon geahnt hatte. Die Eltern stellten mir vor, daß ich unmöglich einen blutjungen, blutarmen Clavierlehrer heiraten könne, daß ich mich standesgemäß versorgen müsse. Sie thaten, was Eltern in diesem Falle nur irgend thun können, um eine Tochter zu zwingen. Ich sah endlich ein, daß sie recht hätten; es schien mir wenigstens so. Ich konnte du Bois, den Clavierlehrer meines Bruders, nicht heiraten, hatte das auch nicht ernstlich erwogen. Daß ich eine standesgemäße Ehe schließen, daß ich mich versorgen müßte, leuchtete auch mir ein. Das Herz war mir wohl recht schwer, aber ich gab doch zu, daß meine Mutter an du Bois schrieb. Sie theilte ihm meine bevorstehende Verlobung mit und ersuchte ihn, unser Haus bis nach meiner Hochzeit zu meiden. Er schrieb mir und bat um eine letzte Zusammenkunft; es war die erste und letzte außer unserm Hause — im Prater. Ich sehnte mich nach einem versöhnlichen Abschied, dennoch ging ich mit geheimem Grauen; und meine Ahnung hatte mich nicht betrogen."

Theodoras Stimme sank jetzt zum Flüstern herab. „Er war schrecklich — unbeschreiblich! Ich konnte kein einziges Wort hervorbringen vor seinem furchtbaren Zorne. Er faßte mich mit eiserner Faust und zwang mich auf die Knie nieder — er nannte mich eine Elende — er wollte mich und sich tödten. Schon fühlte ich das Eisen des Revolvers an meiner Stirn — ich sah nichts, als seinen bösen, zornsprühenden

Blick — die finstere Falte auf seiner Stirne — ich hörte, wie er mit den Zähnen knirschte, wie heiß und schwer sein Athem ging. Ich wollte vor Angst vergehen, aber es war etwas wie Wollust in dieser Angst. Ich wollte sterben, obgleich ich vorher den Andern hatte heiraten wollen — das Sterben erschien mir süß, aber ich wollte, daß er vorher noch einmal gut sei, wünschte noch einen Kuß von ihm, und ich klammerte mich an ihn. Er stieß mich brutal von sich: „Ich dich küssen? Nimmer und nimmermehr! Wenn das der Preis ist für dein Leben, so behalte es!" — Ich weiß nicht, welche Verwünschungen er noch ausstieß. Dann warf er den Revolver von sich und lief fort, ohne noch einen Blick, ein Wort für mich zu haben. Ich sah ihn nie mehr wieder — bis heute."

„Und Sie haßten ihn nicht, nachdem er Sie so brutal behandelt hatte?" fragte Imelda.

„Anfangs ja! Es schien mir, daß ich diese brutale Wuth, diese maßlose Verachtung nicht verdient habe. Ich empörte mich gegen ihn, ich wollte ihn vergessen. Lächelnd konnte ich meinem Verlobten den kleinen Roman gestehen, ihm versichern, daß derselbe vorüber sei. Und er glaubte es; hatte er mir doch einen prachtvollen Diamantschmuck zum Hochzeitsgeschenk gemacht — wie sollte ich noch an den kleinen Clavierlehrer denken! Aber ich dachte doch noch an ihn, erst nur wie an etwas Merkwürdiges, das man kein zweitesmal erlebt, und dann wie an etwas, das allein der Mühe werth war, erlebt zu werden. Meine Ehe war leer und glücklos. Mein Mann liebte mich — ja, er liebte

mich, wenn er gerade Zeit dazu hatte, so zur Zerstreuung, zwischen seinen Speculationen. Die Hauptsache aber war doch, daß ich sein Haus mit Glanz und Effect repräsentirte. Und da dachte ich immer wieder an jenen Jüngling mit dem Götterzorn in dem flammenden Augen, und die bösen Worte des Hasses und der Verachtung, die er mir zugeworfen, sie erschienen mir schön. Er war ein ganzer Mann — er hatte ganz und voll geliebt! Ich hatte vor ihm gezittert — ich hatte ihm zu Füßen gelegen, und das war so schön, so schön gewesen!"

Theodora sprach jetzt ganz leise und mit völlig geschlossenen Augen. In ihrem elfenbeinfarbenen Negligé und ihrer unbeweglichen Haltung erschien sie Imelda wie eine Somnambule. „Mein Mann starb mir nach fünfjähriger Ehe," fuhr sie fort, „er erlag irgend einer modernen Nervenkrankheit, welche er sich durch Wohlleben, Ausschweifungen und geschäftliche Ueberanstrengung zugezogen hatte. Ich hatte ihn nicht geliebt, war jung, schön, wohlhabend; nach Ablauf des Trauerjahres begann ich wieder zu leben. Ich versuchte es, wieder zu lieben, aber was waren das für Männer! Versplittert, haltlos, frivol, ohne Glauben an sich selbst, ohne Glauben an die Liebe — Menschen, die Alles sind, nur nicht Mensch! Und nach so vielen, vielen Jahren genoß ich erst in der Erinnerung, was ich damals als junges Mädchen gar nicht begriffen und gewürdigt hatte — die Liebe jenes Anderen, Verschollenen. Ich fühlte die Gluth seiner Küsse, die zärtliche Kraft seines Armes. Die reine Offenheit seiner

Seele, seines Blickes, und es war mir Wonne, in den Flammen seines Zornes zu vergehen."

Theodora lächelte mit geschlossenen Augen. Imelda sah sie groß an. „Sie lieben ihn ja noch immer," sagte sie mit lauter, harter Stimme.

Theodora schlug die Augen auf, es war, als erwache sie aus einem Traume. Sie dehnte ihre schönen, üppigen Glieder und erhob sich. „Ich ihn noch lieben? Was fällt Ihnen ein!" sagte sie in ganz verändertem Tone; „ich bin ja doch kein Pensionsmädchen. Ich werde doch nicht zehn Jahre lang einen Mann lieben, den ich für todt oder verschollen hielt, und der sich nicht das mindeste aus mir macht? Es wäre doch gar zu albern. Ich träume nur manchmal, träume gern; Sie wissen das ja längst. Ich träume manchmal von meiner kleinen Tochter, manchmal von Antinous, manchmal von Otto du Bois, von Todten, von alten Statuen und alten Erinnerungen."

„Wenn Sie gewußt hätten, daß du Bois ein Graf ist . . .?" wandte Imelda ein.

„So hätte ich ihn vielleicht geheiratet," sagte Theodora unbefangen, „und Sie wären jetzt nicht Gräfin vom Walde, sondern irgend eine andere Gräfin. Einen Grafen kann man ja heiraten, auch wenn er nichts hat. Die Armuth schreckte mich eigentlich weniger. als der Scandal — ein Clavierlehrer!"

„Warum er nichts verrieth," meinte Imelda.

„Warum? Er wollte mich auf die Probe stellen, er war ein echter Romantiker. Ich habe die Probe

nicht bestanden, und, wie Sie sehen, er hat mir bis heute nicht vergeben."

„O, Sie irren! Ich bin überzeugt, Theodora, daß Sie ihn ohne Mühe haben können. Geniren Sie sich nicht etwa wegen der Titelfrage!"

„Abgesehen davon, liebes Kind, aber Liebe conservirt sich nicht — glauben Sie mir!"

„Ich glaube es ja, aber es blieb doch Alles unausgelebt."

„Und wenn dem so wäre, liebe Imelda — es ist aber nicht so — so dürfte es wegen der Titelfrage nicht geschehen. Denn ich sehe wahrhaftig nicht ein, weßhalb ihr euch nicht noch finden solltet. Ich bin überzeugt, daß es nur jugendliche Ueberspanntheiten waren, die euch trennten. Da Sie, meines Wissens, keinen Anderen lieben, ist doch wahrlich kein Hinderniß vorhanden. Ihr sollt, ihr werdet euch versöhnen!"

„O, niemals!" rief Imelda.

„Welch' einen bösen, harten Ausdruck Ihr Gesichtchen eben annahm," sagte Theodora; „wenn ihr Beide so sehr eigensinnig seid, wird es schwer gehen. Aber es wird endlich doch gehen! Und nun gute Nacht!"

— — — — — — — — — — —

„Der Herr Graf!" rief der Kammerdiener, die Flügelthüren zu Imelda's Salon aufstoßend. Der Diener machte ein sehr erstauntes Gesicht, riß Mund und Augen auf. Der „Herr Graf" ließ sich bei helllichtem Tage sehen und kam wie jeder andere Besuch zur Gräfin!

Es regnete noch immer. Beide Damen befanden

sich in dem Salon, aber Theodora entfloh in das anstoßende Zimmer, Imelda's Schlafgemach, als der unerwartete Besuch gemeldet wurde. Gleich darauf aber folgte ihr Imelda, um sie zu rufen, denn der Graf wünschte ausdrücklich, sie, Theodora, zu sprechen; er verließ noch am selben Tage das Waldschloß, er räumte das Feld, da sein Incognito gelüftet war.

Theodora trat ihm jetzt mit der vollen Unbefangenheit einer Weltdame entgegen. Sie sah prachtvoll aus in ihrem mattweißen, mit orientalischer Goldstickerei geschmückten Negligée — der denkbar größte Contrast zu Imelda's keuschmädchenhafter Erscheinung in dem knappen, einfachen Trauerkleide.

Odilo schien gefunden zu haben, daß er gestern zu hart gewesen sei; er trat auf Theodora zu und reichte ihr die Hand. Sie verfärbte sich etwas, als sie seine Hand berührte. Sie unaufhörlich fest und ruhig anblickend, nahm er ihr gegenüber Platz. Er mochte seinen Groll aufgegeben haben, denn er frug jetzt ohne weitere Umschweife, wie es ihr in den ganzen Jahren ergangen sei.

„Wie es mir erging?" entgegnete sie mit gesenkten Augen. „Mein Mann und mein Kind sind todt, meine Eltern auch; mein Bruder starb. Nur ich lebe noch, ohne eigentlich zu wissen, warum."

„Das wissen die Wenigsten, und die es wissen, haben es sich theuer genug erkauft." Da Theodora nicht antwortet, fuhr er mit sanfter Stimme fort: „Was konnte Bruno so plötzlich geschehen?"

„Es kam nicht plötzlich," sagte Theodora jetzt mit

hörbar bebender Stimme, „er kränkelte lange; es war ein Herzleiden. Man brachte ihn nach Nizza — er starb zwei Wochen nach — meiner Hochzeit. Es begann gleich unter dem Zeichen des Todes, wie Sie sehen."

„Hat er gelitten?" frug Odilo weiter.

Theodora erzählte nun, etwas freier werdend, von der Krankheit und dem Tode ihres Bruders; er war im Alter von vierzehn Jahren gestorben. Und wieder die Fassung verlierend, schloß sie leise: „Er sprach immer von Ihnen, er sehnte sich nach Ihnen, er rief Sie . . . aber die Mutter . . ." sie brach ab.

Ihre Erregung schien ihn zu rühren. Er betrachtete sie mit wachsendem Antheil, das Blut stieg ihm in die Wangen, seine Augen begannen zu leuchten. Imelda saß stumm daneben und verwandte kein Auge von ihm. Sie gewahrte, wie einmal schon bei einer anderen Gelegenheit, daß er lebendig werden konnte, daß warmes, junges Blut in seinen Adern floß. Nur für sie, für sie war er immer von Stein geblieben.

Odilo sagte jetzt zu Theodora — er sagte es mit dem schweren Nachdruck, den er seinen Worten zu verleihen vermochte: „Ich habe Ihren Bruder sehr geliebt, es war mir, als wäre er der meine. Ich hatte eine natürliche, unwillkürliche Zuneigung für diesen Knaben; er hatte ein reines, ein heißes Herz ohne Falsch und Trug. Ich habe Bruno nie vergessen."

Theodora war dunkelroth geworden; jetzt aber erhob sie das Haupt. „Es ist schön, ist rührend, daß Sie dieses Kindes so gedenken. Aber — es war eben

ein Kind. Er kannte das Leben noch nicht — kein Kampf, kein Conflict, keine Versuchung war an ihn herangetreten. Bruno konnte reinen Herzens sterben, wie er gelebt hatte."

Odilo hatte sich erhoben, sich für eine kleine Weile abgewandt. Nun reichte er Theodora nochmals die Hand. „Sie haben recht, gnädige Frau — und welch' ein Glück, daß es doch Kinder auf Erden gibt! Leben Sie wohl, und" — er sagte es fast herzlich — „es war ja doch gut, daß wir uns noch einmal begegnet sind, nicht?"

Er sagte noch Imelda einige Abschiedsworte, reichte auch ihr zerstreut die Hand und bemerkte, daß seine Adresse beim Haushofmeister erliege. Dann ging er.

Imelda sah ihm starren Blickes nach. „Gewiß, er hat ein Kind!" murmelte sie.

Theodora beachtete das nicht. „Wohin reist er?" frug sie Imelda, ohne aufzublicken.

„Was weiß ich?" entgegnete Jene achselzuckend. „Seine Adresse ist immer dieselbe: Wien, postlagernd."

V.

Mehrere Wochen waren vergangen. Theodora weilte noch immer auf dem Waldschlosse; sie und Imelda hatten die Verabredung getroffen, den ganzen Sommer zusammen zuzubringen; während der zweiten Hälfte desselben sollte Imelda Gast in der Villa ihrer Freundin am Traunsee sein. Die beiden Damen, welche vorher freundschaftlich, aber doch oberflächlich und nur während der Wintersaison untereinander verkehrt hatten, waren jetzt unzertrennlich. Der Abwesende hatte ihre Freundschaft so befestigt; obgleich keine von ihnen ein Interesse für ihn zugab, so sprachen sie doch immer von ihm, wenn sie allein waren. Theodora schwärmte für ihn und Imelda widersprach ihr.

Es war inzwischen etwas lebhafter im Schlosse geworden. Lubin war in Folge einer an ihn ergangenen Einladung angekommen und fühlte sich bald sehr heimisch. Victor v. Felde kam fast täglich zu Besuch von Feldau; er hatte einen Urlaub von unbestimmter Dauer erhalten, um seine Gesundheit herzustellen, die

in Folge eines tollen Lebens angegriffen war. Schließlich traf auch Theodora's Schwester, die Generalin, ein. Ihr Mann, der unsichtbare General — alle Welt verwunderte sich, daß dieser General wirklich existirte, denn man sah und hörte nichts von ihm — war zur Cur nach Krapina-Töplitz abgereist, und seine Frau konnte über diese sechs Curwochen ganz frei verfügen. Sie suchte stets solche Kreise auf, wo die Jugend vorherrschte, sie entschädigte sich dann für den trübseligen Anblick des Alters in ihrer Häuslichkeit. Der fabelhafte General war thatsächlich zwanzig Jahr älter als sie, der Altersunterschied schien aber dreißig bis vierzig zu betragen. Der Mann war ein gichtbrüchiger Greis, den nichts mehr interessirte, als seine Diät, seine Krankheit und das Whistspiel. Sie hatte von ihren zweiundvierzig Jahren zwar die etwas matronenhafte Fülle, war aber trotzdem beweglich, lebhaft und vor Allem enthusiastisch. Unter den Damen auf dem Schlosse war sie das junge Mädchen, unaufhörlich in Extase über das „wunderbare" Schloß, den „wunderbaren" Wald, die „wunderbaren" alten Möbel, Gobelins und sonstigen Kostbarkeiten. Natürlich das Allerwunderbarste war Lubin; wenn er Clavier spielte war er Apollon; wenn er sich mit jugendlichem Appetit über das Essen hermachte — Dionysos; wenn er beim Criquetspiel leichtfüßig über den Rasen rannte — Hermes.

Die Generalin trug sich mit Vorliebe blaßblau und zartrosa, erschien stets mit Blumen geschmückt in ländlich phantastischen Costümen. Theodora bevorzugte

matte Farben, classische Einfachheit und wenigen, echten Schmuck. Von dem erschütternden Eindrucke, den die unvermuthete Erscheinung des Schloßherrn auf sie gemacht hatte, war nichts mehr zu verspüren. Ihr schönes Gesicht zeigte denselben müden, melancholisch gelangweilten Ausdruck, den man an ihr zu sehen gewohnt war. Und lächelnd sprach sie wie immer von der „schönen Liebe", welche sie herbeisehnte, die zu erleben sie jedoch bezweifelte.

Gräfin Imelda in ihrem glatten, knappen Trauerkleide und mit ihrem lebhaft natürlichen Wesen erschien neben diesen beiden Damen sehr anspruchslos, wie ein ganz junges Mädchen, welches um Vater oder Mutter Trauer trägt. Sie war jetzt alleinige Herrin des Waldschlosses; den riesigen, schwarzen Hund allezeit zur Seite, glitt ihre leichte Elfengestalt durch die düsteren, weitläufigen Räume des Schlosses. Die Gräfin war manchmal schweigsam und melancholisch wie Theodora, manchmal jagte sie mit Lubin im Garten umher, manchmal verbündete sie sich mit Dr. May, um die kleine Gesellschaft durch freigeistige Reden und kecken Spott zu verblüffen; dann wieder gab sie dem Lieutenant v. Felde mütterlich klingende, gute Lehren.

Der Lieutenant beklagte, wie Jedermann seines Kreises bald erfuhr, ein „verfehltes Leben". Niemand wollte das dem hübschen, jungen Officier glauben; aber Victor betheuerte mit einer Beharrlichkeit, welche an Selbstgefälligkeit grenzte, er habe allezeit ganz „schauderhaftes Pech" gehabt, in der Liebe wie im Spiele — was bekanntlich sonst nie vorkommt — und so weiter

in allen Dingen des Lebens. Ja, er hatte Schulden. er war krank in Folge eines regellosen Lebens, ja, er war ein halb verkommener Mensch — aber daran war nur sein Pech schuld. So lange er nüchtern war, blieb seine „unglückliche Liebe“ romantisch verschleiert; hatte er jedoch einige Gläser hinter sich, so erfuhr man ohne Mühe, daß Gräfin Imelda der Gegenstand dieser Liebe sei. Gräfin Imelda bestritt dies allerdings im intimen Kreise; sie behauptete, nicht sie, sondern das Waldschloß sei Victor's unglückliche Liebe von Kindesbeinen an. Weiteres Pech hatte Victor mit seinen Garnisonen gehabt. Zuerst kam er in ein gottverlassenes Nest nach Ostgalizien; es blieb dort einem anständigen Menschen nichts übrig, als zu trinken und zu spielen. Was hätte man dort beginnen sollen? Nicht einmal ein ordentlicher Wein war dort zu bekommen. Dafür gediehen die Schnäpse, und besonders während des langen, kalten Winters konnte man doch nichts Anderes thun als Schnaps trinken. Nach langem Exil kam Victor ohne Uebergang und gänzlich ausgehungert nach Wien in Garnison, das heißt in das andere Extrem. In Wien sind der Versuchungen wieder zu viele; es ist gar nicht möglich, von der Stadt in eine Vorstadt zu gelangen, ohne Geld auszugeben und irgend ein kleines Liebesabenteuer zu erleben. So war Victor in allerlei Unglück gerathen. Seine Verhältnisse daheim waren auch nicht die glücklichsten, seine Schwestern noch unverheiratet, Feldau unverhältnißmäßig verschuldet. Die alte Baronin lebte

noch und suchte eine reiche Partie für ihren Sohn, bisher jedoch ohne Erfolg.

„Das arme Opfer!“ sagte Imelda bedauernd von dieser Braut.

„Es bleibt mir nichts übrig, als zu heiraten,“ betheuerte Victor.

„Heiraten — wer um Gottes Willen wird denn heiraten!“ schrie Lubin.

„Warum nicht?“ meinte Victor, „wenn es eine Geldheirat ist.“

„Heiraten — wie philiströs! Nur Schwachköpfe heiraten!“ brüllte Lubin, ohne daß sein hübsches, bartloses Gesicht im mindesten seinen behaglichen Ausdruck verloren hätte. „Wenn die Frau Geld hat, so ist es noch schlimmer; man kann sie dann erst recht nicht los werden.“

„Herr Lubin,“ sagte die Gräfin, „Sie sollten diese Ihre Meinung doch nur in Herrenkreisen ausposaunen.“

„Entschuldigen Sie, Frau Gräfin,“ sagte Lubin mit dem kindlichen Lächeln, das ihm so gut ließ, „ich bin nun einmal nicht galant. Uebrigens, es ist ja doch wahr; keine Frau kann immer jung bleiben — wer wird also heiraten, kein Vernünftiger! Eine alte Frau haben — brrr!“ Er schüttelte sich.

„Haben Sie denn nie geliebt, Herr Lubin?“ fragte scherzend die Generalin.

„Ich? O ja, als achtzehnjähriger Bursch.“ Er sagte das in einem Tone, als wäre es zwanzig Jahre her und nicht zwei. „Da habe ich mich in ein Mädel vergafft. Es war ziemlich arg, ich verlor sogar den

Appetit. Nun, es wird mir nicht so leicht wieder geschehen."

Ich bitte Sie, Lubin, spielen Sie uns etwas vor," fiel Imelda ein, „Ihre Musik ist weit erfreulicher als Ihre Lebensphilosophie."

Der junge Mann begab sich nun in unvermindert guter Laune an das Clavier, um den Wunsch der Hausfrau zu erfüllen. Mit zartester Empfindung spielte er eine Berceuse und eine Nocturne von Chopin. Die lauen Lüfte des Sommerabends drangen durch die offene Thür des Gartensalons, und die Nachtigallen, welche draußen in den dichten Bosquets des Parkes hausten und sich des Abends hören ließen, schienen vor der Wehmuth dieser Musik zu verstummen.

„Ich kann Ihnen nicht helfen, Lubin," sagte die Gräfin, nachdem der Spieler geendet hatte, „Sie sind eben doch ein Romanheld."

„Jedenfalls bin ich unschuldig daran," betheuerte der Jüngling.

„Und nun gehen Sie, die Cigarre ist Ihnen gewiß lieber als unsere Gesellschaft," und Lubin — ging.

Victor promenirte draußen, um eine Cigarre zu rauchen. Bald hörte man Lubin's unbändiges Gelächter; ohne Zweifel ergötzte ihn Victor wie gewöhnlich durch eine der unsauberen Anekdoten oder kaum auszusprechenden Bonmots, wie sie in militärischen Kreisen so vorzüglich gedeihen. Die schönen Seelen dieser beiden jungen Herren hatten sich rasch erkannt. Nur fand Lubin vorläufig noch keinen Gefallen daran, stundenlang bei der Flasche zu sitzen; er war noch jung

und unverdorben genug, um mehr Hunger als Durst zu fühlen und unvermischtem Rum keinen Geschmack abzugewinnen.

„Romanhelden von heute — Romanhelden aus der Wirklichkeit!" rief Imelda. „Arme Theodora, ich verzweifle beinahe daran, daß du eine „schöne" Liebe findest!" und die Freundinnen — sie dutzten sich jetzt — sahen einander an. Sie dachten Beide dasselbe.

Eines Tages besichtigte man die Rüstkammer in der unteren Halle. Die Sammlung unterschied sich nicht von derlei Collectionen, sie enthielt alte Rüstungen, Hellebarden, Musketen u. s. w. Das Hauptstück der Sammlung war ein prachtvoller, ganz kleiner Dolch von altitalienischer Arbeit. Tückisch funkelnd lag er in einem Etui von blauer Seide gebettet. Theodora schien ganz berauscht von diesem Dolch, sie verwandte kein Auge davon. „Kann man sich damit wirklich tödten?" Niemand wußte eine Antwort darauf, Julian ausgenommen; er hatte zwei Semester Medicin studirt und erklärte jetzt der schönen Frau, daß man sich mit einem so scharf geschliffenen Dolch bequem tödten könne, entweder an der Kehle oder durch einen Stich ins Herz. Theodora hörte aufmerksam zu, ohne zu antworten. Ihre Augen funkelten fast sinnlich, während sie auf der schönen Waffe ruhten.

„Die Rüstkammer nimmt sich hier unten in dem düsteren Gewölbe viel besser aus als früher in dem oberen Thurmzimmer," bemerkte die Gräfin.

„Was ist denn jetzt oben?" fragte Victor.

„Nichts und Niemand," versetzte Imelda.

Die beiden jungen Herren polterten die Wendeltreppe empor, sie wollten die Aussichtswarte auf der oberen Plattform ersteigen, aber der Zugang zu dem Gemach im ersten Stockwerk war abgesperrt. Victor wollte den Schlüssel vom Haushofmeister holen, Imelda jedoch wehrte plötzlich ohne Angabe eines Grundes ab. „Es ist für Fremde verschlossen," sagte sie entschieden.

„Es spukt!" rief Julian dazwischen. Ein peinliches Schweigen herrschte mit einemmale in der kleinen Gesellschaft. Victor sah betroffen, Julian finster d'rein

„Es spukt wirklich, man spürt es!" rief Lubin· ihn genirte der Spuk natürlich gar nicht. Man brach auf, Theodora war die Letzte. Sie konnte sich von ihrem Dolche gar nicht trennen; sie hatte sonst keinen Gegenstand beachtet, nicht einmal die schreckliche Eiserne Jungfrau, obgleich Lubin über dieselbe die fürchterlichsten Witze gerissen hatte. —

Es war Ende Juli. Die drei Damen hatten ihre Abreise nach dem Salzkammergute beschlossen; Julian blieb auf dem Waldschlosse, um zu arbeiten. Lubin wußte nicht, wohin. Er hatte seine Wohnung in Wien aufgegeben, besaß nichts als Schulden und hatte noch keine bestimmte Vorstellung, wo er nach drei Tagen sein Haupt betten würde; das verminderte aber weder seine gute Laune, noch seinen vortrefflichen Appetit.

An einem dieser letzten Tage machte man noch einen Ausflug in die Berge, theils zu Wagen, theils zu Fuß. Man besichtigte eine Ruine und lagerte dann im Walde, um einen kleinen Imbiß einzunehmen, den der Bediente nachgetragen hatte. Lubin und die Ge-

neralin hatten Hunger, Victor aber fiel über die Weinflaschen her. Imelda, eine schwache Esserin, nahm gar kein Interesse an dem Mahle, welches den Anderen so willkommen schien. Sie wünschte noch einen zweiten Aussichtspunkt zu besuchen, der am anderen Berghang lag. Dort war Walde'sches Jagdrevier und ein kleines Forsthaus, wo sie einigemale mit dem Großvater gewesen war. Man hatte von da eine Aussicht über bewaldete Thäler, welche dadurch reizvoll war, daß man nirgends ein menschliches Dach gewahrte. Theodora, träge und gleichgiltig wie sie war, zeigte keine Lust zu dem Spaziergang. Imelda ging also mit Julian, von dem allein sie wußte, daß ein schöner Spaziergang ihm lieber war, als eine gründliche Abfütterung. Anfangs wurde sie ganz irre an ihrem Wege, denn sie vermißte die Touristenzeichen, die früher hier angebracht gewesen waren. Dennoch glaubte sie ihrer Sache sicher zu sein und wirklich, nachdem sie eine Viertelstunde etwa einen schmalen, stark verwachsenen Pfad verfolgt hatten, fanden sie die gesuchte Aussichtsbank. Das kleine Försterhaus lag ungefähr hundert Schritte seitwärts. Auf der Wiese, welche sie davon trennte, lief ein kleiner Knabe umher.

„Es muß ein neuer Förster hier sein," sagte Imelda; „damals waren es alte, kinderlose Leute, als ich mit Großpapa hier war. Du, Kleiner, komm' einmal her!" Das Kind hörte nicht; nun rief Julian es an und es kam herbeigesprungen. „Das ist wohl irgend ein Stadtkind," meinte Julian. Der Kleine trug ein weißes, gesticktes Kleidchen, Knie, Arme und Hals waren bloß.

Es war ein schönes, kraftstrotzendes Kind von etwa fünf Jahren, blond, sonnverbrannt, mit offenen Gesichtszügen. Ohne eine Spur von Scheu blickte der Knabe aus seinen ernsten, blauen Augen die Fremden an.

„Wie heißest du?“ fragte Imelda.

„Siegfried,“ erwiderte er mit heller, lauter Stimme.

„Und wie noch?“

Das Kind sah sie verwundert an und schwieg.

„Wohnst du schon lange in diesem Hause?“

„Nein, nicht lange,“ entgegnete der Kleine.

„Wie heißt dein Vater?“

Der Knabe dachte eine Weile nach. „Papa.“

„Und wie nennen ihn die Leute?“

„Herr,“ antwortete Siegfried.

Imelda starrte das Kind wie verloren an; diese ernsten, durchdringend blickenden blauen Augen kamen ihr bekannt vor. „Welch' ein sonderbares Kind,“ sagte sie für sich.

„Was haben Sie denn an dem kleinen Schlingel?“ fragte Julian ein wenig ungeduldig.

Der Kleine hatte jetzt Satan an der Schnauze gefaßt. „Lass' sein!“ rief Imelda. Satan war alt, oft übel gelaunt und wie leicht konnte das riesige Thier dem kleinen Geschöpf Schaden zufügen. „Lass' sein — er beißt!“

„O nein,“ sagte Siegfried furchtlos und steckte seine kleine, dicke Hand dem Hunde ins Maul.

Imelda zog das Kind zurück, welches wieder den ernsten, festen Blick auf sie richtete. Und plötzlich ließ

sie den Knaben wieder los. „Gehen wir! Adieu, Siegfried!“

„Leb' wohl!“ sagte Siegfried in seiner ernsten Weise. Bevor sie den Wald betraten, sah sie noch einmal zurück. Der Kleine stand noch auf derselben Stelle und sein fragender Blick schien ihr zu folgen.

Sie fanden die Gesellschaft sehr vergnügt um ein auf dem Rasen ausgebreitetes Tischtuch gelagert. Lubin hatte den Hut der Generalin aufgestülpt, einen mit himmelblauer Seide und blaßrosa Rosen überreich geschmückten Strohhut und die Generalin hatte ihn diesmal den „schönen Schäfer“ getauft.

„Sie bekommen bei uns rothe Backen, Lubin,“ sagte Imelda, „ich bemerke das soeben.“

„Ich fühle mich ja auch so wohl, wie die klassischen fünfhundert Säue zusammen,“ entgegnete der „schöne Schäfer“.

„Aber Sie werden nicht mehr an Chopin erinnern, wenn Sie blühend aussehen,“ bemerkte Julian.

„Ah?“ Das war der einzige Punkt, wo Lubin sterblich war; er wünschte an Chopin zu erinnern. Man brach auf, um in das Thal hinabzusteigen, wo die Wagen warteten. Eine Wetterwolke war inzwischen heraufgezogen und die Gesellschaft erreichte mit Mühe die ersten Häuser des Ortes Rothleiten, der unten sehr malerisch an beiden Ufern des Flusses lag. Man kehrte in ein bäuerliches Gasthaus ein, wo Victor v. Felde sogleich von neuem zu trinken begann. Imelda blieb schweigsam und zerstreut.

„Die Gräfin ist von einer Ahnung oder etwas

Aehnlichem befallen worden," sagte Julian; und man sprach jetzt von Ahnungen. Lieutenant Victor behauptete, all' sein Pech geahnt zu haben. Auch Theodora litt an Ahnungen; ihre Schwester, die Generalin, hatte Träume.

Lubin hatte natürlich weder Ahnungen noch Träume. Dafür hatte er ein aufmerksames Auge für die Kellnerin, welche den Herren Wein, den Damen saure Milch servirte. Es war ein hübsches, junges Frauenzimmer mit einem dicken, einfältigen Gesicht. Lubin frug nach ihrem Namen und nannte sie nun laut und geflissentlich „schöne Emma". In einem Augenblick, da er gewahrte, daß die Damen ihn bemerkten, kniff er die schöne Emma in die Wangen und dann blickte er mit Stolz im Kreise umher, um sich zu vergewissern, daß die ganze Gesellschaft seine Heldenthat gewürdigt habe. Die schöne Emma schien weder erfreut noch verlegen, sie ließ die Aufmerksamkeiten des jungen Herrn mit dem Gleichmuth eines echt steierischen „Trottels" über sich ergehen.

Als sie sich entfernt hatte, begann Lubin sich bei dem schöngeistigen Gespräch zu langweilen, schlich davon und begann Kegel zu schieben.

„Er ist doch gar zu unartig, dieser schöne Lubin," sagte Imelda, „lassen wir ihn hier zurück."

„Sie dürfen ihm nicht böse sein," wandte die Generalin ein, „er ist ein Genie, man kann von ihm nicht verlangen, daß er auch artig sei."

Endlich kamen die beiden Wagen heran, die man hatte herbeirufen lassen. Und nun, da die Damen die

Laube verließen, wo man gesessen hatte, machte sich auch Victor noch schnell an die schöne Emma. Er war so wohlerzogen, sie nur hinter dem Rücken der Damen zu kneifen. Die beiden jungen Herren, er und Lubin, überboten einander, um in cynischen Ausdrücken die Reize der Kellnerin zu feiern.

„Nein, nein, ich bin böse auf ihn!“ rief Imelda; die Generalin, welche neben ihr im Wagen saß, hatte Lubin gewinkt.

„Es ist nur Scherz!“ rief die Generalin, und Lubin stieg ein. Er begann jetzt eine Art Rechtfertigung natürlich eine philosophische. Es gibt keine eigentliche „Liebe“, folglich auch kein „Herzensglück“ u. s. w.; das Alles sind conventionelle Lügen, an die schließlich Niemand mehr glaubt, als ein paar Backfische. Wozu also die Komödie?

Da Lubin's bartloses Gesicht ihn noch jünger erscheinen ließ, als er war, klang dieses nihilistische Plaidoyer von seinen Lippen doch zu paradox, um irgendwie überzeugend zu wirken. Die Generalin lächelte nur, Imelda aber hatte mit finsterer Miene zugehört; sie blickte nicht auf den Sprecher, sondern seitwärts in den von feuchten Nebelflören umhüllten Wald.

„Sie haben im Grunde ganz recht, Lubin, und es ist wirklich so, wie Sie sagen,“ entgegnete sie; „aber Sie haben das ja nur aus Büchern. Sie sind ja noch so jung, Sie wissen im Grunde nichts. Sie sollten über den Gegenstand also lieber schweigen.“

„Aber, liebe Gräfin,“ rief die Generalin, „wie alt

sind denn Sie? Etwa zwei ganze Jahre älter als Lubin?"

„Ich," murmelte Imelda betroffen, „ich? O, ich bin ganz und gar nicht jung. Es genügt manchmal eine einzige Stunde, daß man alt werde."

„Ach, gewiß eine Täuschung in Ihrem Falle, Frau Gräfin," meine Lubin, und seiner heiteren Miene nach hing der leicht bewölkte Abendhimmel über ihm ganz voller Geigen.

Als sie in Ober-Waldau ausstiegen, gewahrte Imelda auf der Fahrstraße, die auch zum Bahnhofe führte, einen jungen Burschen in schmucker Jägertracht; sie kannte sein rothblondes Haar. Sonderbar, daß der Anblick dieses Haares sie so peinlich berührte. Rasch entschlossen, trat sie auf den Jüngling zu; er erröthete und lächelte sie verlegen an. Odilo's Diener grüßte sie, dem erhaltenen Befehl entsprechend, nicht, aber er hatte es nicht im mindesten erlernt, ein unbewegtes Bedientengesicht zu machen.

„Wo kommen Sie her, Alois?" frug sie rasch.

„Ich bin mit dem Herrn Grafen von Wien gekommen, er glaubt, die Frau Gräfin wäre schon abgereist."

„Und wo ist der Graf?"

„Er ist in Rothleiten ausgestiegen."

Sie wandte sich ab, erfüllt von einem finsteren, sinnlosen Zorn. Würde er es wagen, wirklich wagen, seine dunklen Beziehungen bis hierher zu verpflanzen, wo sie Herrin war? Und im nächsten Augenblick wieder sagte sie sich: „War es nicht völlig gleichgiltig, was er that?"

Das Diner war in Folge des Ausfluges sehr spät eingenommen worden, und es dämmerte schon stark, als Imelda und Theodora das Gartenparterre betraten, um noch ein wenig zu promeniren. Der Himmel war noch immer bewölkt, aber es regnete nicht mehr.

„Bist du einverstanden, daß wir morgen reisen?" frug Imelda ihre Freundin.

„Aber gewiß!" entgegnete Theodora; offenbar war ihr das Reisen ebenso gleichgiltig als das Verweilen. Ihr schönes Gesicht hatte heute einen Ausdruck von Langweile und Ermüdung, der an Trostlosigkeit grenzte. Ihr träger Blick folgte jetzt einen Augenblick lang dem Imelda's; diese sah nach dem Thurme hinüber, dessen sämmtliche Fenster hell erleuchtet waren.

„Was bedeutet das?" frug Theodora etwas lebhafter.

„Es bedeutet, daß der Graf gekommen ist — weil er uns schon abgereist glaubte, natürlich!" Theodora zuckte heftig zusammen. Imelda, peinlich berührt, zog den Arm aus dem ihren. „Ich glaube darum, daß wir morgen abreisen sollen."

„Gewiß," sagte Theodora jetzt entschieden, „wir reisen!

Sie schwiegen Beide lange Zeit. Mit einemmale sagte Theodora: „Ich möchte vorher nur noch allein mit ihm sprechen, wenn du . . ."

„Was habe ich dabei zu thun?" versetzte Imelda und sah erstaunt, fast erschreckt in das plötzlich leidenschaftlich erregte Gesicht ihrer Freundin. Sie winkte einem Gärtnerburschen, der in der Nähe arbeitete, und befahl ihm, Alois, den Groom des Grafen, zu rufen.

Nach etwa zehn Minuten kam Alois mit knabenhafter Eile gerannt. Er war barhaupt und sah Imelda erwartungsvoll und ungeduldig an.

„Alois,“ sagte diese, „melden Sie Ihrem Herrn, daß Frau v. Mölk ihn einen Augenblick zu sprechen wünsche, hier, im Garten.“

Theodora hatte Alles geschehen lassen. Sie saß jetzt wieder regungslos da, sogar mit geschlossenen Augen — sie lächelte, und sie sagte in einem ganz fremden Tone: „Ich danke dir, Liebe. Er wird kommen, ich weiß es, obgleich er mir nicht verziehen hat; aber er ist dennoch gut! Ich möchte es noch ein einzigesmal fühlen, Alles — seinen Zorn, seinen Haß, seine Verachtung vielleicht und auch seine Güte. Genug — ihn — nur ein einzigesmal — — dann ist es aus!“

„Wie sonderbar du bist,“ sagte Imelda, zwischen Sympathie und Abneigung schwankend, „ich gehe. Erkälte dich nicht, es fängt eben wieder an zu tröpfeln.“ Sie ging. Theodora beachtete nicht ihr Gehen, ihre Worte, sie saß da, fast wie eine Statue. Ihr ganzes inneres Wesen erschien wie erstarrt in Erwartung.

Imelda begab sich auf ihr Zimmer, ohne sich weiter um ihre anderen Gäste zu kümmern. Eine unbezwingliche Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt; sie trat an das offene Fenster und lauschte in den Garten hinab. Das war Odilo's tiefe Stimme, er war schon gekommen; sie hörte ihn sprechen, in ruhigem Tone. Der Regen rauschte sachte in den Bäumen, er mußte die Beiden vertreiben; und wirklich, sie hatten sich er-

hoben. Dort gingen sie dicht neben einander, Theodora in ihrem dunklen Kleide, ein Spitzentuch um die Schultern, daneben seine hohe Gestalt, und selbst in dieser tiefen Dämmerung unterschied sie die stolze, etwas steife Haltung des Kopfes, die ihm so eigenthümlich war. Es war ihr ein eigenartiges Gefühl, die Beiden so zusammen zu sehen, ein Gefühl, über das sie nicht hinauskonnte; sie erstarrte müßig in dieser dunklen Empfindung staunenden Unbehagens.

Sie lief jetzt in das anstoßende Bibliothekzimmer, um die Beiden mit den Blicken verfolgen zu können; sie gingen auf den Thurm zu und jetzt traten sie in die untere Halle ein. Imelda fühlte etwas wie Widerwillen gegen Theodora, wie konnte sie das thun — wie unschicklich, wie würdelos von ihr! Sie konnte doch ein anderes Obdach für den Regen suchen.

Imelda ging in ihren Salon zurück, um die Rückkehr ihrer Freundin zu erwarten. Aber Theodora kam nicht — kam nicht. Die Nacht war völlig hereingebrochen, der Regen schien wieder aufgehört zu haben es war wenigstens ganz still draußen.

Mehr als eine Stunde war vergangen — wo blieb Theodora? Imelda suchte sie in allen Räumen des Schlosses, aber sie war wirklich nicht da. Nun ergriff Imelda ein Tuch, schlang es um die Schultern, ging in den dunklen Garten hinab und rief halblaut nach Theodora. Aber diese war nirgends — kein Zweifel mehr, sie befand sich noch bei ihm. — Imelda ließ sich jetzt auf der Bank nieder, wo sie vorhin gesessen hatte, und sah nach dem matt erleuchteten Fenster des

Thurmes empor. Es war beinahe so, wie damals vor Jahren; sie draußen in Nacht und Einsamkeit, nach dem Fenster schauend, hinter dem die Anderen sich ihrer Liebe freuten. Es schien nun einmal ihr Schicksal so! Sie saß in tiefster Finsterniß, wie schwere, schwarze Mauern standen die Baumhecken um sie herum, über ihr ein schwarzer, schweigender Himmel, um sie nächtige, unbewegte Lüfte. Nur das Fenster — das Fenster dort sprach! Sie fühlte einen unsäglichen Abscheu, sonst nichts. — Gewiß, die Beiden hatten sich wiedergefunden und ihre jungfräuliche Natur empörte sich gegen dieses rasche, billige Finden. Wie stolz hatten sie Beide gethan! Wie unnahbar erschien Odilo, wie verächtlich hatte er das Weib von sich gewiesen, als er sie damals in der Galerie unvermuthet wiedersah! Und heute, weil sie wollte, nur wollte — wie leicht war er ihr erreichbar! Und sie, wie konnte sie den Mann noch lieben, der sie mit Verachtung und Grausamkeit behandelt hatte? Ein plötzlicher Widerwille gegen diese Kokette mit den poetischen Prätensionen erfüllte Imelda, sie wollte nicht mit ihr reisen, nicht mehr mit ihr verkehren. Uebrigens, würde Theodora selbst noch wollen? Sie hatte ja jetzt ihren Zweck erreicht. Ein glühend heißer Zorn wallte in der Einsamen auf, ihre Wangen brannten; sie schämte sich für die Andere, sie schämte sich der Schwäche dieses Weibes, sie empfand Ekel vor ihrem eigenen Geschlecht.

Theodora kam nicht, es war nutzlos, auf sie zu warten. Imelda erhob sich, um ihr Schlafgemach

aufzusuchen, aber sie blieb stehen und sah noch immer nach den Fenstern. Ein leiser Wind strich jetzt über ihr glühendes Gesicht. Plötzlich sagte sie sich: „Was geht es mich an? Warum sollen sie sich nicht lieben? Sie sind Beide jung und schön und sie haben ja ihre Jugendliebe von damals nicht ausgeliebt." Sie wiederholte sich das, aber in ihrer Brust blieb ein dunkles, brennendes, unerträgliches Gefühl, fast wie ein physisches Uebel. Mit einemmale dachte sie an Lubin und seine Weisheit. Warum hatte sie ihn gescholten? Er heuchelte nicht, wie die Anderen, er sagte wie ein Kind die Wahrheit. Sie vergab ihm in Gedanken alle seine Unarten.

Es schlug 11 Uhr von der Thurmuhr, Imelda wandte sich zum Gehen. Da ereignete sich etwas Befremdliches: Von dem erleuchteten Fenster her, nach dem sie fortwährend gestarrt hatte, ertönte Clavierspiel. Es war der leichtbeschwingte Dreivierteltact irgend eines Scherzo. Sie horchte und horchte, ohne die Melodie eigentlich zu hören; Odilo spielte — er mochte doch wohl allein sein. Wo war Theodora? Sie war nicht herabgekommen, konnte auch nicht durch die Galerie, denn jener Durchgang war seither verstellt. Vielleicht weilte sie noch unten in der Waffenhalle, durch welche man zu der Treppe gelangte. Imelda näherte sich zögernd dem Thurme, es war so ganz still ringsum, nur das Scherzo klang noch immer herausfordernd in die Nacht hinaus. Die kleine, eisenbeschlagene Thür stand offen, Imelda betrat die Halle, welche von einer einzigen, am Fuße der Treppe angebrachten Wandlampe

erhellt wurde; Wände und Winkel des Raumes lagen in tiefem Schatten. Dort im Fenster, in der tiefen Nische, auf der geschnitzten Bank saß Theodora, allein. Sie saß da in einer höchst sonderbaren, hockenden Stellung und rührte sich nicht.

Imelda rief ihren Namen, aber jene antwortete nicht und Imelda trat einige Schritte näher. Theodora saß ganz zusammengesunken da, neben ihr, ordentlich zusammengelegt, lag das Leibchen ihres tegetthoff-blauen Foulardkleides; sie hatte nur ihr spanisches Spitzentuch um die Schultern geschlagen. Imelda empörte sich von neuem, ein instinctiver Abscheu erfaßte sie — sich so zu entkleiden in der Wohnung eines Mannes! Der ganze Haß und Ekel von vorhin kam wieder, der dem Staunen gewichen war.

Jetzt stieß ihr Fuß an einen Gegenstand — sie hob ihn auf. Es war das blaue Sammtetui des italienischen Dolches — es war leer. Theodora aber regte sich noch immer nicht — oben wurde das Scherzo wiederholt, in beschleunigtem Tempo — rasch und rascher!

„Sie ist todt!“ sagte sich Imelda, ohne eine Regung von Mitleid. „Warum hat sie diesen Menschen geliebt, der zu ihrem Todeskampfe ein Scherzo spielt? Oder ist sie nicht todt, schläft sie, träumt sie? Man sieht kein Blut.“ Und wirklich, man sah kein Blut. Es fiel ihr ein, daß Julian die Sache so erklärt hatte: Wenn man sicher und kräftig auf der rechten Stelle hineinstößt, erfolgt der Tod durch Verblutung nach innen. Oder doch — auf dem Spitzentuche dort sieht

man einige dunkle Flecke — und plötzlich fühlte sich Imelda von Grauen erfaßt; sie schrie laut, ohne zu überlegen: „Zu Hilfe — zu Hilfe!“

Er dort oben unterbrach sein Spiel, und ein rascher, leichtfüßiger Schritt kam die Wendeltreppe herab. Odilo stand jetzt auf der untersten Stufe derselben.

„Was ist das für eine Scene!“ rief er unwillig, mit dem Fuße aufstampfend. Er schien es noch ungnädig aufzunehmen, daß man ihn beim Clavierspiel gestört hatte. Imelda zeigte stumm nach der regungslosen Gestalt.

„Ohnmächtig?“ sagte er kalt. „Dabei kann ich doch nicht helfen!“

Und plötzlich schlug ihre Stimmung um — in glühendes Mitleid mit der Unglücklichen, in Zorn gegen den Herzlosen. O, sie hatte recht gehabt, die Aermste — er war unversöhnlich — eisig kalt, — war sich immer und immer gleich.

„Es ist wahr, du kannst nicht helfen!“ schrie sie ihm brutal ins Gesicht, „du magst nun gehen — sie ist todt!“

„Warum nicht gar!“ sagte er ungläubig, aber doch etwas betroffen; und noch einmal wallte sein Zorn auf: „Nein, nein, es ist nur wieder eine Komödie — Ihr habt ja niemals ein wahres Wort, ein echtes Gefühl, Ihr großen Damen! — Theodora!“ Er war an sie herangetreten, faßte sie an der Schulter, prallte zurück — verstummte.

Imelda hing an seiner Miene — sie war finster, mitleidslos. Er runzelte die Stirne; mit veränderter Stimme sagte er: „Warum hast du dich nicht früher um sie gekümmert? Vielleicht wäre noch Hilfe möglich gewesen. Jetzt ist's zu spät, es sind wohl schon zwei Stunden her."

Das Geheimniß dieser zwei Stunden war jetzt aufgeklärt.

„Ich sollte mich kümmern!" rief Imelda, empört über seine Kälte, „warum hast du dich nicht gekümmert? Du hättest sie mit Einem Worte retten können."

„Ich habe keine leeren Worte," brauste er auf, „und wer durch eine Phrase zu retten ist, den zu retten lohnt nicht der Mühe. Welcher Schwachsinn, welche Thorheit, sich jetzt zu tödten! Sie hätte das vor zehn Jahren thun sollen. Jetzt konnte ich ihr nur die Wahrheit sagen: daß sie ein unreiner Charakter war, und daß ich nichts von ihr wissen will. Und wenn sie jetzt noch einmal hören könnte, würde ich ihr nochmals dasselbe sagen."

Imelda fühlte, daß er sie auch jetzt, in dieser grauenhaften Stunde noch bezwang. Sie wünschte nur, ihm noch einen einzigen liebevollen Gedanken für die Todte abzuringen; und sie sagte leise: „Theodora hat ja gebüßt, bereut. Sie war damals so jung, sie hat dich immer — geliebt. Du bist unmenschlich hart!"

Er sah ihr jetzt ernst und fest ins Auge. Ohne Groll, aber mit schwerem Nachdruck sagte er: „Es gibt Dinge, die ich niemals verzeihe — höre niemals!"

Er stand vor ihr, starr, unbeugsam, wie das ewige Schicksal.

Und wie ein Richtschwert fiel sein Wort auf ihre bebende Seele herab.

Drittes Buch.

I.

Es war Mitte September, als Imelda von einer Rundreise nach verschiedenen modischen Nordseebädern nach Wien zurückkehrte. Sie war nur von ihrer Gesellschafterin begleitet gewesen; Julian weilte noch auf dem Waldschloß, wo sie ihn zurückgelassen hatte. Es schien ihr denn doch gewagt, sich von dem jungen Manne begleiten zu lassen, jetzt, wo sie Trauer trug, sich von der großen Gesellschaft fern hielt und daher immer allein mit ihm erschienen wäre. Fehlte ihr Julian, oder lagen ihr die beiden Todesfälle im Waldschlosse auf der Seele — genug, es war die erste Reise ihres Lebens, die ihr nicht die mindeste Freude gemacht hatte, von der sie mißmuthig und verstimmt heimkehrte.

In Etretat hatte sie den Grafen Meers und seine kleine Frau getroffen, und der Graf hatte ihr auch diesmal den Hof gemacht. Gräfin Marietta aber bewies, daß sie seither schon Fortschritte in der gesellschaftlichen Kunst gemacht habe; sie war eitel Liebens-

würdigkeit gegen Imelda, verleumdete diese aber hinterrücks bei der ganzen Badegesellschaft und bezeichnete die Gräfin als eine Art von Messalina. Auch in Wien erschien der Graf, kaum daß sie angekommen war, zu ihrer Begrüßung; seine Frau war durch Unwohlsein verhindert, ihn zu begleiten. Bernhardt wunderte sich zunächst, daß die Gräfin schon jetzt in Wien bleiben wollte, da noch „alle Welt" draußen auf den Schlössern weilte. Unter „aller Welt" verstand der Graf jene paar Dutzend Seigneurs, welche große Jagdgründe besaßen.

Imelda erklärte lachend: „Ich bin nun einmal eine Ketzerin! Schnitzeljagden interessiren mich ebensowenig wie Wettrennen. Ich bleibe hier, um Opern und Concerte zu hören."

Der Graf fand, daß sie immer originell sei — sie dachte sich, daß er eigentlich immer fad und einfältig wäre. Er müßte seine junge, leidende Frau nach Abbazzia begleiten und sie dort der Obhut seiner Schwiegermutter übergeben.

„Ach, wie schade! Wir entbehren also die reizende Gräfin während der ganzen Saison?" sagte Imelda und sie dachte zugleich: „Dem Himmel sei Dank — diese alberne, unausstehliche Person ist man auf Monate hinaus los!"

Als der Graf gegangen war, schickte sie sich an, Julian zu schreiben, um ihn einzuberufen. Sie hatte das schon seit einigen Tagen vor, doch war sie eine sehr träge, lässige Briefschreiberin. Während sie die Feder zur Hand nahm, kam ihr der Gedanke, selbst

nach dem Waldschloß zu fahren, dort die letzten schönen Herbsttage zu genießen. Das Palais hier war so öde, so düster, das Repertoire der Oper so uninteressant und die Concertsaison begann erst Ende October. Ja, sie wollte nach dem Waldschloß. Odilo konnte doch wohl nicht da sein, Julian hatte ihn in seinen Briefen nie erwähnt. Und wie mochte er in dem Thurme wohnen bleiben nach jenem gräßlichen Ereigniß? — Ja, dieser unbegreifliche, unerwartete Todesfall war es, der ihr noch heute die Stimmung verdarb. Es war nicht eigentlich Mitgefühl für die Todte — dieses Mitgefühl war verflogen; warum hatte sie auch ihr Herz an diesen Mann gehängt? Aber ein eigenthümliches Grauen war ihr, Imelda, in der Seele geblieben — ein böser, dunkler Schreck, eine unbestimmte, aber doch gräßliche Vorstellung: so zu sterben, so sterben zu müssen, weil man liebt und nicht wieder geliebt wird! Kommt das wirklich vor — ist das möglich? Theodora war so gestorben, einsam — verlassen — in dem halbdunkeln Gewölbe, während er über ihr sorglos Clavier spielte. „Es ist mir unbegreiflich!" sagte sie täglich, stündlich, „unfaßbar! Wie konnte das geschehen!"

Sie wollte Julian überraschen. Während sie die wenigen Anordnungen für die Reise traf, entsann sie sich, daß sie einen Auftrag an Lubin ausrichten mußte von der Generalin, welche sie auf der Durchreise in Marienbad getroffen hatte. Die Generalin suchte dort vor dem Beginn der Winter-Saison jedesmal etwas von ihrem Embonpoint loszuwerden. Imelda sandte

einen Diener aus, um nach dem jungen Pianisten fahnden zu lassen; eine Stunde später erschien Herr Mario Lubin mit seiner gewohnten heiteren Miene und seinem ungebundenen Wesen.

Imelda setzte dem jungen Manne auseinander, daß die Generalin sich erboten habe, das Protectorat über seine gesammten Verhältnisse zu übernehmen; sie wollte seine zerrüttete Finanzlage ordnen und ihm auch für die Zukunft hinaus seine Wege nach Thunlichkeit ebnen. Die Generalin hatte nämlich das große Vermögen ihrer Schwester geerbt. Dieses Vermögen schien nie zur Ruhe kommen zu sollen. Der verstorbene Eisenbahnunternehmer hatte es seinem Töchterchen vererbt, die kleine Dora ihrer Mutter und diese ihrer einzigen Schwester. Die Generalin hatte keine Kinder, keine nahen Verwandten; sie wünschte nun einen „idealen" Lebenszweck und sie hatte sich daher entschlossen, den jungen Künstler zu begönnern.

Imelda hatte dies Alles trockenen Tones erörtert. „Sie haben schließlich noch die Chance, die Generalin zu beerben," schloß sie.

Lubin's ewig lachendes Gesicht war während ihrer Rede ernst, beinahe finster geworden. „Und meine Gegenleistung?" fragte er jetzt heftig.

„Darüber ist nichts ausgemacht worden," sagte Imelda lächelnd. „Jedenfalls müssen Sie der Generalin ein wenig den Hof machen, häufig ihr Haus besuchen, ihr vorspielen, sich auch wohl etwas von ihr bevormunden, jedenfalls aber sich sehr stark anschwärmen lassen. Das wird wohl doch unumgänglich sein!"

Lubin schnellte jetzt von seinem Sitze auf; dunkelroth und mit gerunzelter Stirne rief er: „Ich begreife nicht, Frau Gräfin, wie Sie so einen Auftrag übernehmen konnten! Oder meinen Sie etwa, daß es nur „Enthusiasmus“ für die Musik ist, welcher die Dame zu solcher Großmuth treibt?“

„Nein, lieber Lubin, das kann ich nicht behaupten!“

„Nun denn, wie können Sie mir allen Ernstes eine Zumuthung stellen, welche sich weder mit meinem Charakter, noch mit meiner Ehre verträgt?“

Imelda sah verwundert auf; dieser Knabe konnte so böse werden? Heute zum erstenmal, da sich etwas wie Gemüthsbewegung auf seinem Gesichte malte, erschien er auch ihr schön. Sie sah ihm eine Weile zu, wie er zornig im Zimmer auf und nieder lief, dann sagte sie lächelnd: „Sie fallen ja ganz aus der Rolle, Herr Lubin, Sie geberden sich ja wie ein Idealist!“

„Wie meinen Sie das!“ fragte Lubin noch immer finster.

„Setzen Sie sich doch — ich will Ihnen erklären, was ich meine.“ Er setzte sich zwar nicht, blieb aber mit gespannter Miene vor ihr stehen. „Sie glaubten, daß nur schöne Gefühle, wie Freundschaft, Liebe, Kunstbegeisterung ideal seien, das heißt, eines materiellen, praktisch vernünftigen Substrates entbehren. Sie irren, Ehre, Charakter, Mannesstolz sind ganz ebensolche abstracte Ideale, welche sich auf materielle Weise nicht erklären lassen und auch ganz und gar nicht praktisch sind. Wenn Sie consequent sind, so räumen Sie mit

der Ehre ebenso auf, wie mit der Liebe. Nehmen Sie sich ein Beispiel an dem biederen Falstaff, dem Ideal eines Materialisten. „Was ist Ehre?“ sagte er, „kann ich die Ehre essen? Nein! Sie ist Luft — was geht mich also die Ehre an?“ Und als die Ehre ihn auf das Schlachtfeld ruft, stellt er sich todt. — Machen Sie es ebenso, lieber Lubin; wenn die Ehre ruft, stellen Sie sich mindestens stocktaub.“

Der junge Mann blickte schweigend zu Boden. Sie fuhr fort: „Sie haben mir bei jeder Gelegenheit betheuert, Ihr einziges Ziel sei Geld und Wohlleben. Sie sind jung, hübsch, ein Künstler. — Ganz mühelos können Sie so zu dem ersehnten Wohlleben kommen. Nur fort, in die Rumpelkammer mit der Ehre, zu den anderen abgetakelten Idealen! Lassen Sie den makellosen Charakter und das Dachstübchen den Idealisten — greifen Sie zu!“

Lubin begann das Champagnerlied aus „Don Juan“ zu pfeifen. „Ich werde mir's überlegen,“ sagte er kurz.

Am folgenden Tage, unmittelbar vor ihrer Abreise, erhielt Imelda von der Generalin ein Billet, welches von überschwänglicher Freude und idealer Begeisterung für die Musik troff: Lubin hatte ihre Gönnerschaft angenommen.

Es war ein dunkler Abend, als Imelda mit ihrer Gesellschafterin im Waldschloß anlangte. Sie hatte sich noch nie so sehr gefreut, ihre Heimat wiederzusehen, als diesmal. Es ist doch gut, solch' einen Ort zu haben, wo man unter allen Umständen hingehört

— sich sagen zu können: „Ich bin zu Hause.“ Sie freute sich, Julian wiederzusehen, wie eine Schwester sich freuen mag, einen guten treuen Bruder wiederzufinden, und sie weinte dem guten Großvater einige Thränen nach; es war zu traurig, daß er nicht da war, nie mehr da sein würde!

Sie ließ ihr Zimmer tüchtig heizen — die großen Räume wurden leicht kühl — und saß bis in die Nacht hinein mit Julian plaudernd auf. Sie hatten sich so viel zu erzählen, und sie fühlte so recht, wie sehr er ihr gefehlt hatte. Aber es war gut so, er hatte gearbeitet — einige düster gefärbte Balladen, dann ein Lustspiel, eigentlich nur eine Scene zwischen zwei Personen: Ein junger Professor und eine emancipirte junge Witwe, die Beide auf Schopenhauer schwören und gegen die Liebe gefeit zu sein glauben; natürlich spielt ihnen der „blinde Wille“ einen Streich, und sie verlieben sich in einander. Julian erzählte das, gelesen wurde heute nichts. Dann zeigte er ihr einige verblaßte Zeichnungen, die er in dem Arbeitszimmer des alten Grafen gefunden hatte. Sie stellten Partien aus dem Parke des Schlosses vor.

„Von Leopold Hofmann!“ rief Imelda lebhaft, „wie konnte ich ihn so ganz vergessen! Was mag aus ihm geworden sein? Vielleicht haben Sie etwas von ihm gehört?“ Und sie erzählte die kleine, ganz vergessene Episode.

„Leopold Hofmann!“ entgegnete Julian, „das ist ja der sogenannte „dämmernde“ Hofmann. Er lebt, wie ich glaube, in München und malt nichts als Abend-

dämmerung in verschiedenen Abstufungen mit oder ohne Mondessichel, auch mit einem Streifchen Abendroth und ein oder zwei aufblinzelnden Sternen — eine Au, einen Sumpf, einen Waldrand — aber immer Abenddämmerung; sonst weiß ich nichts von ihm zu sagen."

Während Imelda noch die Zeichnungen betrachtete und sich an ihre Entstehung zu erinnern suchte, hörte man gedämpft und aus der Ferne Clavierspiel. „Da hören Sie, Hortense spielt noch, und sie gab vor, so schläfrig zu sein."

„Aber das ist ja der gnädigste Herr Graf," entgegnete Julian.

„Der ist hier?" frug Imelda erstaunt.

„Gewiß, er war gar nicht fort. Tagsüber bekommt man ihn selten zu Gesichte, der Himmel weiß, wo er steckt. Abends jedoch, wenn wir profanen Menschen eben einschlafen, fängt er an, zu spielen. Wie lange das dauert, weiß ich nicht, ich hörte ihm zwar gerne und oft zu, aber ich wurde doch immer früher müde als er."

„Sind Sie nie mit ihm zusammengetroffen?" fragte Imelda.

„Ja, und ziemlich stark zusammengetroffen. Einige Tage nach Ihrer Abreise ließ er mich nämlich durch den Haushofmeister ersuchen, ich möchte ihm nicht in den Weg kommen. Er hätte nichts gegen mich, aber fremde Gesichter wären ihm unangenehm.

„Das sieht ihm ähnlich!" rief Imelda unwillig.

„Ich war wüthend, das gestehe ich," fuhr Julian fort, und am folgenden Morgen lauerte ich dem Un-

nahbaren auf — er verließ das Schloß immer Vormittags in Begleitung seines Grooms und kam erst Abends oder Nachts wieder — und trat dem hohen Herrn entgegen. Herr Graf," sagte ich ungefähr, „ich bin hier auf Wunsch und Befehl der Gräfin, deren Diener und Freund ich bin. Die Verpflichtung, mich wie ein Bedienter zu betragen, der sich von seinem angewiesenen Posten nicht wegrührt, kann ich nicht eingehen. Ich bin ein Mensch wie Sie, Herr Graf, und ganz ebenso wie Sie dem Drange unterworfen, an schönen Abenden oder Morgen einen Spaziergang zu machen. Um mir diese Freiheit zu wahren, ziehe ich es vor, lieber in einem Bauernhause in Nieder-Waldau zu wohnen, als auf Ihrem Schlosse." Er wurde nicht böse, wie ich erwartet hatte, sondern sagte gelassen: „Wenn Sie ein anständiger Mensch sind, habe ich gar nichts gegen Ihre Anwesenheit." — „Gerade, weil ich ein anständiger Mensch bin, Herr Graf, kann ich auf Ihre Bedingung nicht eingehen." — „Bleiben Sie nur immerhin," sagte er und bot mir die Hand. So blieb ich und respectirte jetzt freiwillig seine Schrulle — ich wich ihm aus."

„Er ist unausstehlich mit seinen großen Manieren," sagte Imelda.

„Das kann ich gerade nicht finden," entgegnete Julian. „Als ich krank wurde — ich hatte wieder einen meiner Fieberanfälle, und so stark, daß ich selbst einen Typhus fürchtete — kam er zu mir herüber und fragte, ob ich gut verpflegt sei, ob mir nichts fehle. Ich rief ihm zu, er möge mir lieber nicht nahe kommen,

meine Krankheit könne ansteckend sein. Aber er trat an mein Bett und meinte mit seiner unerschütterlichen Gelassenheit: „Ach, ich war nie krank, habe keine Anlage dazu.“ Mir gefällt sein eigenthümlicher Ernst. Ich sah ihn übrigens wiederholt mit seinem kleinen Diener Reifen spielen, auch einmal der Schwatzhaftigkeit des alten Gärtners stand halten. — Sie wissen die Geschichte von dem Beinbruch aus seiner Jugend, wir haben sie auch schon gehört. Graf Odilo behält dabei immer seine ernste Miene, aber es ist etwas darin von dem Ernst der Kinder, die keine Frivolität, keinen seichten Scherz, keine kalte Gleichgiltigkeit kennen, denen auch das Spiel Ernst ist.“

„Mir ist seine Art nun einmal antipathisch,“ sagte Imelda kalt.

„Es muß so sein, weil Sie seine Art gar nicht verstehen, sonst hätte doch Alles anders kommen müssen.“

Sie schwiegen jetzt Beide. Der Herbstwind heulte um die Mauern des Schlosses und verschlang die Töne des fernen Claviers.

„Also wieder krank gewesen, armer Julian — ja, ich bemerkte gleich, daß Sie blaß sind.“

„Ach, es war nur wieder solch' ein dummer Fieberanfall! Es ging rasch vorüber.“

Und sie schwiegen wieder. Das ferne Clavier tönte fort.

Endlich begann Imelda: „Als ich jetzt von Paris kam, da war mir so sonderbar zumuthe, wie noch nie vorher. Ich wußte nicht, wohin ich sollte, was be-

ginnen; ich entschied mich endlich dafür, hierher zu fahren, ohne auch eigentlich zu wissen, warum."

„Ich begreife Ihre Stimmung, Frau Gräfin" — Imelda wußte, daß, wenn er sie so förmlich „Frau Gräfin" nannte, etwas sehr Bitteres nachfolgte — „ein Leben, ausgefüllt mit seichter Unterhaltung, halber Langweile, herzloser Coquetterie ist denn doch eigentlich kein Leben, und ein Recht, glücklich zu sein, hat nur der, welcher glücklich macht — wenigstens den guten Willen dazu hat."

Sie haben mir das schon sehr oft gesagt, lieber Freund, Sie könnten schon wissen, daß es nicht hilft."

„Ich sage es Ihnen heute in meiner Nutzanwendung." Er hatte sich erhoben und war dicht vor sie hingetreten. „Sie werden ja doch niemals einen armen, unschönen, unliebenswürdigen Mann lieben — wie mich! Ich rathe Ihnen also: Suchen Sie die Liebe Ihres Mannes zu gewinnen, seine Sonderlingsmanieren werden Ihnen bald und leicht sympathisch werden. Er ist jedenfalls ein bedeutender Mann, ist gut, ja, er ist vielleicht eine edle Natur."

„Wenn Sie wollen, daß wir Freunde bleiben, Julian, so sprechen Sie mir nicht mehr von diesem Manne — und nun: Gute Nacht!"

„Warum wollen Sie mir durchaus nicht sagen, was zwischen ihm und Ihnen vorgefallen ist?"

„Ich will nicht, werde nicht — es ist auch nicht der Rede werth."

„Gute Nacht, Gräfin Sphinx, ich glaube Ihr

Räthsel zu errathen; doch hoffe ich noch um Ihretwillen, daß ich mich täusche!" —

„Was meint er?" frug sie sich, ihm unwillig nachblickend.

Es schlug eben Mitternacht. Das Clavier tönte noch immer fort. — — — —

„Bist du allein?" fragte Odilo, die Thür seines Thurmzimmers öffnend, die nach der Galerie führte. Dieser Durchgang schien von ihm den ganzen Sommer hindurch benützt worden zu sein. Imelda war allein in der Galerie, wie er vermuthet hatte. Er trat ein, um ihr freundlich, aber gleichgiltig und in seiner üblichen Weise an ihr vorbeisehend, einige begrüßende Worte zu sagen, nach ihrem Ergehen zu fragen. Sie wunderte sich eigentlich, daß er noch immer von ihrer Existenz Notiz nahm, da sie ihn oft gekränkt hatte; ihr schien jetzt, daß er dasselbe Wohlwollen für sie habe, wie für den erkrankten Julian und den alten Gärtner, Sie wechselten einige gleichgiltige Worte. Imelda erklärte, nur so lange verweilen zu wollen, als das Wetter erträglich bliebe; wenn irgend ein Besuch käme, zum Beispiel Victor v. Felde, sollte die Anwesenheit des Grafen verschwiegen werden. Odilo war es zufrieden.

Nun sagte Imelda: „Ich rechnete nicht darauf, dich hier zu treffen. Ich dachte, die Katastrophe von damals würde dich von hier vertrieben haben."

„Du geberdest dich ja, als ob ich ihr Mörder wäre," entgegnete Odilo lebhafter. „Ich bin ja ganz unschuldig an ihrem Tode, ich konnte ihr nur die

Wahrheit sagen. Und nun ist es mir ganz gleichgiltig, ob sie an der Cholera gestorben ist oder an unglücklicher Liebe zu mir. Ich mache mir weder einen Vorwurf daraus, noch fühle ich mich geschmeichelt. Und damit du in dieser Sache klarer siehst, will ich dir diese Wahrheit wiederholen, nachdrücklicher und deutlicher, als ich es Theodora sagen konnte: Große Damen ihres Schlages sind mir unerträglich, sind mir ein Gräuel. Ich theile ganz die Meinung Schopenhauer's, daß die „Dame" überhaupt ein Unding sei. Ich kenne nur das Weib, das mir völlig im Bereiche der Natur steht, das einfache, ja einfältige Weib, welches niemals mit Gefühlen spielt oder experimentirt. Die „Dame", welche ein coquettes Spiel mit dem Herzen des Mannes treibt, mag Anderen ein Gegenstand des Interesses sein, ich verabscheue sie — meide sie. Ich liebe das Weib, für welches die Liebe eine natürliche Sache ist, das nichts anderes kennt, als Gatten und Kind, welches unfähig ist, das Danaidengeschäft der Reflexion über ihre eigenen Gefühle zu unternehmen — das Weib, welches sich aus Instinct, meinem stärkeren Willen unterordnet. Ich bin in der Liebe ganz Hellene, gehe nicht über die einfache Natur hinaus und kann deshalb eine Theodora nicht nur nicht lieben — ich kann auch nicht mit ihr verkehren, ihr nicht nahe kommen, auch nicht die mindeste Theilnahme für sie empfinden. Nun ist dir mein Verhalten doch klar?"

„Gewiß," sagte sie erbleichend, „nur bist du ein-

seitig. Auch in einer „Dame“ kann manchmal ein wahrhaft liebendes Weib verborgen sein.“

„Das will ich dir nicht bestreiten. Aber Theodora hat mir das Gegentheil bewiesen. Sie hat nichts und Niemanden geliebt als sich selbst — ein junges, schönes Weib, aber welch' eitles, leeres Leben! Und nun leb' wohl für jetzt — — du siehst, unsere Wege gehen ganz und gar auseinander!“

„Du hast Recht,“ versetzte sie kalt, „sie können sich niemals kreuzen.“

Er hatte die Thür seiner Wohnung von innen geschlossen, war ihr wieder entschwunden in jener abgesonderten Welt, die mit der ihren so gar keinen Berührungspunkt hatte. Es schnitt ihr so sonderbar ins Herz, als er rasch und energisch, wie alle seine Bewegungen waren, die Thür ins Schloß warf und den Schlüssel umdrehte. Der Schweiß brach ihr von der Stirn und es war doch empfindlich kühl in der Galerie mit ihrer einfachen Glaswand nach außen. Zorn und Haß kochten in ihr gegen den Mann, der sie abermals gedemüthigt und besiegt hatte, ohne daß sie etwas gegen seine starke Seele vermochte. Sie begriff nur zu deutlich, daß seine Erklärung ihr ebenso sehr galt wie Theodora. „Gräuel“ — „Abscheu“ — „unerträglich“ diese seine starken Ausdrücke summten vor ihren Ohren. Wie durfte er ihr das bieten? Hatte sie je nach ihm verlangt? Sie erinnerte sich jetzt mit Genugthuung an all' das Böse, das sie ihm angethan hatte, und plötzlich wurde der Drang in ihr rege, einen andern Mann zu lieben. Warum hatte sie nicht längst

einen Anderen gewählt? Es wollte ihr ja ohnehin Niemand glauben, daß sie keinen begünstigten Verehrer hatte. Aber sie wollte nunmehr einen wählen, und doch — sie dachte mit Unlust, mit Unbehagen an alle die Männer ihrer Bekanntschaft. Eine häßliche Kälte, eine widrige Bitterkeit stiegen in ihr auf — es war ihr Alles zum Ekel — Alles!

Sie starrte auf den Mosaikboden, auf den eine blasse, nebelumflorte Sonne schien. Satan schlief in diesem armseligen Sonnenschein, er hatte, alt, schwerfällig und phlegmatisch, wie er war, Odilo gar nicht begrüßt, weder feindlich noch freundlich. Sie setzte, wie sie oft that, ihre Füße auf Satan's Rücken und dieser wedelte wie im Traume mit dem Schweife. Sie hatte eigentlich nichts und Niemanden auf der Welt, als diesen alten Hund; und mit dieser Vorstellung erwachten hundert Erinnerungen in ihr, frohe, süße Erinnerungen, da sie, ein glückliches Kind mit Satan herumtollte. Dann fiel ihr Odilo's Vorhersage ein, als sie mit ihm von der Waldhöhe hinabstieg: sie würde einst mit Sehnsucht und Wehmuth an die Zeit ihrer ersten Jugend zurückdenken. Seine Voraussage war bereits eingetroffen. — — —

„Wie böse Sie heute sind!" sagte Julian verwundert. Sie hatte der Gesellschafterin einen scharfen Verweis und auch ihm eine unfreundliche Antwort gegeben, beides aus nichtigen Anlässen.

„Man kann nicht immer gut sein," sagte sie kurz.

Nachmittags, als der Courierzug von Graz um

vier Uhr die Station passirt hatte, erschien ein ganz unvermutheter Besuch: Graf Meers. Er kam von Abbazzia, wohin er seine Frau begleitet hatte, erfuhr in Graz zufällig die Anwesenheit der Gräfin und ergriff die Gelegenheit, ihr einen Besuch abzustatten. Imelda lud ihn ein, einige Tage zu verweilen, und er nahm an, obgleich er Geschäfte in Wien hatte; aber die Geschäfte des Herrn Attaché schienen niemals dringend.

Ein großes Diner wurde improvisirt. Imelda machte eine reizende, coquette Toilette; eine prachtvolle schwarze Sammtrobe, tief ausgeschnitten, welche ihren zarten, milchweißen Teint hervorhob, ihre fein modellirte Büste sehen ließ; dazu ein Schmuck von echten Perlen. Sie sah reizend und eigenartig aus, ihr kleiner Kopf mit dem vielen losen Gelock erinnerte an den der Recamier. Sie überschüttete den Gast mit Liebenswürdigkeiten und schien nicht zu bemerken, daß Julian leichenblaß vor Zorn ward und noch weniger aß als sonst.

Nachdem die Gräfin sich zurückgezogen hatte, rauchte der Graf noch eine Cigarette im Garten. Der Abend war sehr finster, aber mild. Julian war ebenfalls herausgekommen zu rauchen und Luft zu schöpfen.

Die beiden Herren trafen einander. „Wer spielt denn dort drüben in dem Thurme Clavier?“ frug der Graf Julian.

„Ich kann nicht dienen, wahrscheinlich Fräulein Hortense.“

„Sie wollen mir etwas weiß machen — das ist ein Mann und ein Künstler!“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Graf.

Der Graf rief jetzt einen Gärtner an, der einige Orangenbäumchen nach dem Treibhaus brachte. „He da, Sie — wer haust denn da drüben in dem Thurme?“

„Niemand, gnädigster Herr, zu dienen!“

„Also eine förmliche Parole!“ rief der Graf. „Das wird interessant. Da sehen Sie hin, Herr Secretär!“

Das Clavierspiel war verstummt, das Licht verschwand von dem Thurmfenster, wandelte durch die Galerie und hielt in einem der anstoßenden Zimmer still.

„Es ist das Boudoir der Gräfin!“ rief der Graf.

„Es ist die Bibliothek!“ sagte Julian ruhig.

„Es ist das Boudoir!“ beharrte Bernhard. „Also es gibt Gespenster hier, die in alten Thürmen hausen, Clavier spielen und nächtlicher Weile wandern. Wo habe ich denn schon von solchen Gespenstern gelesen? Ja, in Sacher-Masoch's „Messalinen“.“

„Und in Byron's „Don Juan“,“ ergänzte Julian; aber diese Dichtung kannte Graf Meers nicht.

„Heute habe ich den armen Julian geärgert,“ sagte sich Imelda, ihren Perlenschmuck ablegend und achtlos beiseite werfend. („Sie hätte kein Herz für Edelsteine,“ hatte Theodora gesagt.) „Morgen muß ich alle Beide ärgern, ihn und Bernhard! Ich werde zu Victor hin-

überreiten — allein! Und dann werde ich sehen. ob schließlich Einer von den Dreien erträglich ist, ich glaube aber nicht, daß ich einen „lieben werde.“ Doch will ich's versuchen.‘

II.

Es folgte ein schöner, sonniger Morgen. Imelda ließ ihr Reitpferd satteln und ritt davon; sie ließ sich bei dem Grafen entschuldigen und Julian sagen, er möge sich um den Gast kümmern. Hortense vertraute sie das Ziel ihres Spazierrittes an: Feldau; die boshafte Hortense würde es schon den Herren verrathen. Imelda konnte sich lebhaft vorstellen, wie die beiden Herren, die einander in den Tod nicht leiden konnten, sich unterhalten würden, mit gegenseitigen Bosheiten unter der Maske der Höflichkeit. Der Graf verstand es, in der impertinentesten Weise herablassend zu sein, Julian rächte sich dafür durch seine geistige Ueberlegenheit.

Es war ein herrlicher Ritt durch den herbstlichen Wald, in welchem die letzten Alpenveilchen dufteten. Es war etwa eine Stunde nach Feldau, welches abseits von der Bahn lag. Victor, noch immer beurlaubt, wohnte gegenwärtig allein dort. Von seinen Schwestern war die eine verheiratet, die jüngere weilte mit der

Mutter in Graz — damit sie leichter eine Partie fände, wie die Baronin offen zugestand. Victor hätte seinen Urlaub dazu benützen sollen, um sich des verwahrlosten Gutes anzunehmen, aber da er selbst verwahrlost war, mochte seine Wirksamkeit nicht sehr ersprießlich gewesen sein.

In der That, der erste Eindruck, den Imelda in Feldau empfing, war kein erhebender. In dem Vorgarten des „Schlosses“, eines einfachen, ehemals weiß getünchten Hauses, trieb sich eine Schaar von Enten und Hühnern herum, welche schnatternd und gackernd auseinanderstob, als das Reitpferd erschien. An der Front des Herrenhauses fielen einige zerbrochene Fensterscheiben auf. Man hörte irgendwo den Tact von Dreschflegeln. Imelda wollte schon umkehren, sie hatte plötzlich die Lust verloren, Victor zu besuchen. Das Gegacker und Geschnatter des Geflüges aber lockte einen von weitem nach Branntwein riechenden alten Diener herbei, und nun zeigte sich auch Victor. Er trug eine schäbige Joppe und unsaubere Wäsche, aber das schien ihn nicht zu geniren. Er war sehr erfreut, Imelda zu sehen, von deren Anwesenheit auf dem Waldschlosse er noch nichts wußte, und er plagte sie in kindischer Weise, zu bleiben. Sie hatte durchaus umkehren wollen, angeblich, weil die Baronin nicht da war, in Wirklichkeit, weil ihr Alles hier mißfiel. Nun folgte sie Victor in das Haus, der sie in eine gegen den Garten hinausliegende, verglaste Veranda führte. Auch dieser Raum hat keinen erfreulichen Anblick; die Glasfenster zeigten die Spuren einer ungeheuren

Fliegencolonie, ebenso die Bilder Ihrer Majestäten an der Wand. Die Rohrsessel waren alle zerfranst und durchgesessen, einer davon stand mit geknickten Beinen in der Ecke. Der Tisch war mit einem ordinären rothen Kaffeetuch bedeckt, und trug eine Schüssel mit saueren Häringen, sowie eine große Flasche Allasch-kümmel. Der junge Baron war offenbar mit dem Frühstück beschäftigt gewesen, und während er Imelda ein- über das anderemal die Hand küßte, überströmte er sie zugleich mit dem Duft von Schnaps und Häring. Imelda setzte sich in resignirter Stimmung auf das mit gestreiftem Zeug überzogene Sopha, welches stellenweise seine haarige Innerlichkeit zeigte. In dem Augenblicke, als Victor's alkoholgeschwängerter Athem sie gestreift hatte, war ihr klar geworden, daß sie ihn niemals hätte lieben können.

„Warum trinkst du schon am frühen Morgen Schnaps?" sagte sie vorwurfsvoll. Sie hatte es sich nicht abgewöhnen können, ihn zu dutzen — die Kinder-gewohnheit war zu mächtig.

„Was will man machen?" sagte Victor gleichgiltig.

„Und der Häring, wie kommt denn der auf deinen Tisch?"

„Man hat doch manchmal einen Katzenjammer vom vorherigen Abend."

„Aber Victor!"

„Ja, das ist nun einmal so, kommt ganz von selbst — aber reden wir doch von etwas Gescheidterem. Du siehst reizend aus! Das dunkle knappe Reitkleid steht

dir —" er schnalzte mit der Zunge. Er rückte dicht an sie heran und sah sie mit begehrlichen Blicken an.

„Mach fort, Victor! Du riechst nach Branntwein."

„Bah, was liegt daran — ich bin nun einmal ein Mann!"

„Die Männer mögen sich bei dir bedanken! — Sieh mich nicht so an — hörst du?"

„Na, was ist's denn weiter, wenn ich dich auch so ansehe?"

„Ich verbiete dir's!" Er blickte jetzt zur Seite. Wie verkommen sah er aus, und welch' ein schmucker Junge war er gewesen! Sie sagte ihm das ins Gesicht: „Es ist schade um dich."

„Ich kann nichts dafür, es ist halt so gekommen," meinte er.

„Wie hast du den ganzen Sommer hingebracht?" fragte sie.

„Geschlafen, sich gemopst, bis'l Karten gespielt, in Graz herumgebummelt und so weiter — es war recht fad."

„Und getrunken auch?"

„Das gehört einmal zum Leben, davon redet man nicht."

„Höre, Victor, das hätte ich nicht von dir gedacht, daß du ein Säufer, ein Spieler, ein Lump wirst — ich hatte dich immer gern."

„So schlimm ist's ja nicht," versetzte er etwas beleidigt; „es ist wahr, freilich wahr, ich trinke bis'l zu viel; ich hab' mir das in Galizien angewöhnt — es ist nicht meine Schuld. Aber was liegt daran? Und das bis'l Kartenspiel, gewöhnlich Tarok, nur manchmal

wird eine Bank gelegt, wenn man mit paar Freunden zusammenkommt. Und was soll man machen? Es ist einmal so. — Aber willst du nicht etwas nehmen, schönes Kind?"

„O, nur keine Galanterie, wenn ich bitten darf! Diese Münze ist für Kaffeehauscassierinnen, Kellnerinnen und so weiter. Ja, lass' mir etwas Obst bringen, deinen Schnaps mag ich nicht. Obst, und wenn möglich auf Silber! Ich möchte mich überzeugen, ob du das Silberzeug nicht versetzt hast."

Victor belachte diesen Einfall: „Das ist ja gerade das Gute am Silber, daß man es versetzen kann." Silbergeschirr war aber wirklich nicht aufzutreiben, es war verpackt, versperrt. Der Diener brachte angeschlagene Porzellanteller mit einigen Trauben und Aepfeln. Imelda spielte damit, ohne eigentlich zu essen. „Das Obst ist mehr für Auge und Nase, als für den Gaumen," fand sie. Victor meinte, es sei für keinen dieser Sinne; der Alkoholgenuß hatte ihn stumpf gemacht. Er betrachtete die junge Frau mit verliebten Augen und drückte sich an sie heran.

„Geh' fort," sagte sie gebieterisch, „du riechst nach Branntwein."

„Ach, was liegt daran? Du bist ein herziger Schneck — sei doch nicht gar so spröde! Thu' nicht so stolz — du bist frei, kannst unsereinem doch was gönnen! Wir sind ja ganz unter uns — so gib mir doch wenigstens ein Buss'l!"

Sie stieß ihn fort, schalt ihn; er wurde zudringlich. Die Sache war nicht ganz gemüthlich. Victor war

nicht ganz nüchtern, sein rothnasiger Diener nirgends zu sehen; der Garten schien ausgestorben, man hörte nichts als die taktmäßigen Schläge der Dreschflegel in der Ferne.

Sie hatte sich endlich seiner erwehrt; sie fürchtete sich nicht vor Viki, mit dem sie als Kind gespielt hatte, und so gelang es ihr, ihn mit dem Blick zu bändigen. Er setzte sich abseits und seufzte, er wurde nun sentimental. „Du bist ja doch an meinem Unglück schuld, Imelderl. Siehst du, wenn ich dich bekommen hätte . . .“

„So wärest du auch ein Lump geworden, höchst wahrscheinlich. Nimm dich zusammen und werde noch ein ordentlicher Mensch, anstatt immerfort über Dinge zu lamentiren, die nicht zu ändern sind.“

„Ach Gott, wozu sollte ich noch ein ordentlicher Mensch werden?“ jammerte er, mit trübseliger Miene an dem zerrissenen Rohrgeflechte des Sessels zupfend, auf dem er saß. „Ich bin zum Unglück bestimmt; und überhaupt, was ist das Leben? Es ist Alles nur ein Traum.“

„Ein Rausch, willst du sagen,“ fiel Imelda ein, „für dich ist es nur ein Rausch.“ Sie fühlte Abscheu und Beschämung vor dieser Liebesscene, welche sie mit Bewußtsein und Absicht gesucht hatte. Aber das Gefühl der Ueberlegenheit über den verkommenen jungen Mann erhob sie aus dieser bedrückten Stimmung. Sie machte jetzt Victor vernünftige Vorstellungen, er solle den Dienst quittiren, der für ihn zu viele Versuchungen mit sich brächte, sein Gut bewirthschaften, an seine

Mutter und Schwestern denken -- vor Allem sich das Trinken und Spielen abgewöhnen.

Während er mit Mühe die Löcher in dem Rohrgeflechte vergrößerte, ächzte er: „Es ist sehr schwer, ein ordentlicher Mensch zu werden, wenn man weiter gar nichts davon hat.“

„Was hast du denn davon, wenn du Bankerott machst oder in Säuferwahnsinn verfällst!“

„So schlimm ist's ja nicht mit mir . . .“ und er warf sich in die Brust. „Du müßtest mich halt gern haben, vielleicht werde ich dann ein anderer Mensch.“

„Du bist ein Prahler,“ sagte sie, „wer weiß, wie viele Mädchen du schon geliebt hast, seit du aus der Akademie heraus bist.“

Er betheuerte, keine eigentliche Liebe gehabt zu haben, nur kleine, galante Beziehungen zu Cassierinnen, Schänkmädchen u. s. w. Die Versicherung seiner Treue klang nicht sonderlich überzeugend. In Imelda war der Gedanke erwacht, ihn allen Ernstes zu bessern; aber wie sollte sie das anstellen? Schließlich müßte man sich auch um seine Wirthschaft kümmern, um seinen Inspector, seine Dienstboten, und zu all' dem fühlte Imelda nicht die mindeste Neigung. Sie wurde sehr ernst und nachdenklich, so sehr, daß Victor auch ein ganz feierliches Gesicht zu machen begann. Sie ließ sich vorläufig von ihm versprechen, daß er täglich für den ganzen Nachmittag und Abend nach dem Waldschloß kommen würde; da konnte er wenigstens nicht spielen, sich auch nicht betrinken. Er versprach es, ebenso, daß er seinen Abschied nehmen würde, aber das

letzte Versprechen schien ihr nicht sehr verläßlich. Er nahm sich beim Scheiden noch einige kleine Freiheiten heraus, und als sie böse werden wollte, betheuerte er: „Na, etwas muß ich doch davon haben, wenn ich mich bessere!“ —

Imelda ritt in ziemlich gedrückter Stimmung nach Hause. Sie schämte sich der vorübergehenden Idee, Victor zu lieben oder sich auch nur von ihm lieben zu lassen, und der Plan, ihn zu bessern, erschien ihr reizlos. Trotzdem wollte sie dabei bleiben, sie wollte doch irgend etwas unternehmen — das Leben erschien ihr unerträglich leer.

Als sie nach dem Waldschloß kam, war es Zeit, Toilette zum Diner zu machen. Sie legte ein violettes Atlaskleid an; diese sonst von der Mode verpönte Farbe, die ihr vorzüglich stand, war für die Halbtrauer zulässig. Sie nahm frische, weiße Astern zum Schmuck für das Haar und die Brust. Das Kammermädchen erzählte, der Herr Graf sei abgereist, habe jedoch nur kleines Gepäck mitgenommen. Er wäre nach Graz gegangen.

Das Diner begann in allseitig gedrückter Stimmung. Der Graf und Julian schienen sich durch gegenseitige Liebenswürdigkeit das Leben sauer gemacht zu haben. Der Graf hatte unter Führung des Secretärs das Schloß besichtigt, auch die Rüstkammer, und sprach mit Beziehung von der Romantik solcher Schlösser. Immerwährend kam er auf den Thurm zurück, er hätte ihn so gern bestiegen, aber der Zugang

war verschlossen. Solche Thürme haben ihre Geheimnisse, natürlich!

Imelda wurde durch diese Thurmgeschichte erheitert, Julian schien seine boshafte Rolle meisterhaft gespielt zu haben. Sie wurde sehr liebenswürdig gegen alle Welt, sogar gegen Hortense, welche, wohlgeschult wie sie war, immer betheuerte, die Thurmtreppe wäre nicht passabel.

Nachdem der Kaffee genommen war, wünschte Graf Meers mit Imelda einen Spaziergang zu machen. Der Abend war indeß kühl und stockfinster; sie bemerkte, daß es ihm nur darum zu thun war, mit ihr allein zu sein .... sie wollte einmal seinen Wunsch gewähren. So ersuchte sie denn Hortense, deren Clavierspielt berüchtigt war, auf dem Clavier etwas vorzutragen, und die Gesellschafterin begab sich in das anstoßende Zimmer, wo das Instrument stand. „Monsieur“ hatte sich bereits zurückgezogen, so blieb noch Julian; dieser begriff nicht, oder wollte nicht begreifen, er rührte sich nicht von der Stelle. Wie tactlos von ihm! Sie ärgerte sich und sagte: „Herr Doctor, Sie sollten doch so galant sein, Mademoiselle die Noten umzuwenden.“ Er warf ihr einen wüthenden Blick zu und entfernte sich.

„Wir sind überflüssig,“ sagte Hortense lachend, „unsere Gnädige will sich von dem Grafen küssen lassen. Ich spiele gar nicht dazu — warum auch?“

„Warum auch,“ wiederholte er, „ich gehe! Wenn die Gräfin uns wieder befehlen sollte, sagen Sie, daß ich Kopfweh habe.“

„Sie ärgern sich,“ sagte Hortense, „Sie sind eifersüchtig!“ Sie lachte boshaft, denn sie bedauerte ihn nicht; kalt und praktisch, wie sie war, konnte sie nicht begreifen, warum er sich in seine Herrin verliebt hatte.

Imelda erwartete indessen mit kühlem Interesse, was der Graf sagen würde. Immerhin gefiel er ihr besser als Viktor — er war sauber, elegant, betrug sich tadellos — jeder Zoll ein Cavalier. Sein verlebtes Gesicht mochte einmal hübsch gewesen sein; jetzt war es nicht mehr so; aber ein „angenehmes“ Aeußere hatte er noch immer. Nur trug er immer dieselbe vornehm blasirte Miene zur Schau — auch jetzt, wo er Imelda in feinem gedämpften Salonton versicherte, daß er ihretwegen den ganzen Tag „Qualen“ erduldet habe.

Und in diesem Augenblick erschien ihr die Liebe als etwas sehr Spaßhaftes; er meinte es doch nicht im Ernst, dieser Herr! Lächelnd sagte sie es ihm: sie glaubte nicht im mindesten an seine Qualen. Abbazia war ihm wohl zu langweilig, das Meer interessirte ihn wohl längst nicht mehr? Und in Wien hatte die Saison noch nicht begonnen; so hielt er sich im Waldschloß auf, um als Zeitvertreib ihr ein wenig den Hof zu machen. — Sie sagte das Alles mit ihrem graziösen Lächeln und ihrer kindlichen Stimme.

Er vertheidigte seine „Qualen“, ja, er machte ihr eine förmliche Erklärung. Sie, die Gräfin, war die „grande passion“ seines Lebens. (Sie erinnerte sich dabei, daß er ihr kürzlich in Wien wörtlich gesagt hatte, die Fuchsjagd sei die „grande passion“ seines

Lebens.) Er fand nirgends Rast und Ruhe, der unheilbare ennui — „Sie verstehen mich, Gräfin: ennui ist etwas Anderes als Langweile“ — trieb ihn von Ort zu Ort. Der Graf schien wirklich aufgeregt, mit seinem nach „new june hey“ duftenden Batisttuche fuhr er sich über die Stirn. Aber er sprach immer in einem Ton, als handle es sich um ein Diner oder um eine Wette, er faßte ihre Hand und küßte sie, als wäre es beim Cotillon.

„Aber lieber Graf,“ sagte Imelda, „Sie sprechen wie ein Träumer. Die „grande passion“ Ihres Lebens heißt Maria und badet in Abbazzia — nicht? Plaudern wir lieber von etwas Anderem.“

„Sie scherzen, schöne Gräfin. Ehe und große „passion“ sind doch in der Regel zweierlei; Ihre große Leidenschaft müßte dann den Namen eines Grafen vom Walde führen.“

Sie verfärbte sich, man sah, daß der Name ihr Ohr peinlich berührte.

„Sie haben mich getroffen, indeß das Gleichniß stimmt nicht recht. Maria liebt Sie, sonst wäre sie nicht so eifersüchtig.“

Der Graf setzte ihr jetzt in seiner eleganten gedämpften Weise auseinander, es interessirte ihn so leidenschaftlich, zu wissen, ob sie überhaupt lieben könne. Sie mußte im Stillen lächeln; denn auch sie interessirte sich aus dem gleichen Grunde für ihn, wenn auch nicht gerade leidenschaftlich. Aber sie dachte: Kann dieser kalte, elegante Mensch lieben? — Und so spielten

sie einander nicht nur dieselbe Komödie vor — sie verriethen es jetzt auch einander.

„Ich will Ihnen lieber gleich die Wahrheit sagen, Graf Bernhard: ich kann nicht lieben, so viel ich weiß.“

„Sie werden doch vielleicht eine Ausnahme machen, Gräfin, und wer würde sich nicht der reizvollen Hoffnung hingeben, selbst diese Ausnahme zu bilden?“

„Ach, hoffen Sie gar nichts, ich nehme grundsätzlich keine Huldigungen von Ehemännern an; gerade als „femme divorcée“ glaube ich nicht von diesem Grundsatz abgehen zu dürfen.“

Sie log. Im Gegentheil, es reizte sie, den Grafen dieser albernen, unausstehlichen Person, dieser Maria, abtrünnig zu machen.

Er erwiderte: „Wenn Sie befehlen, so bin auch ich „divorcé“.“

„Ich befehle Ihnen vielmehr, kreuzbrav zu werden und zu Ihrer Frau zurückzukehren.“

Er betheuerte weiterhin seine Bereitwilligkeit, seine Frau zu verlassen. Aber Imelda glaubte ihm nicht; träge und apathisch, wie er war, fürchtete er gewiß den Scandal. Und er wiederum glaubte es nicht im mindesten, daß sie ihn zu seiner Frau zurückführen wollte; er ahnte vielmehr, daß sie das Gegentheil wünschte.

So spielten sie einander, anmuthig lächelnd, eine weitere Komödie vor. Er sagte ihr die ausgesuchtesten Artigkeiten, machte zuletzt einen kleinen, graziösen Fußfall, erbeutete eine Aster von ihrer Schulter und schien

zufrieden, obgleich er noch immer von seinen „Qualen" sprach.

„Ja, Sie sind Sphinx, sind wirklich Gräfin Sphinx!" rief er, „aber ich werde Ihr Räthsel noch ergründen."

„Das bezweifle ich."

Imelda fand Vergnügen an dem Spiel, und doch war es nur Spiel. Sie hatte ja dem Grafen kein wahres Wort gesagt; und unwillkürlich dachte sie an Odilo. „Ihr habt ja nie ein echtes Gefühl, ein ehrliches Wort," hatte er gesagt. Er war nicht da, aber aus Trotz gegen ihn mochte sie gerade so sein, wie er es verabscheute.

Victor bessern, Graf Bernhard von seiner Frau scheiden — das war das Resultat dieses Tages. Julian war nicht mehr sichtbar geworden, war tödtlich gekränkt. Er dauerte sie, hatte er ihr doch gar nichts zuleide gethan. Sie ließ ihn rufen, nachdem der Graf und Hortense sich zurückgezogen hatten. Mochte Jener jetzt wieder eifersüchtig werden und an ihrer Tugend zweifeln, wenn er wollte — es galt ihr ganz gleich.

„Sie befehlen, Frau Gräfin?" frug Julian eintretend. Wenn er böse war, beobachtete er immer alle möglichen Höflichkeitsformen; er war's dann im Stande: „Küß' die Hand" zu sagen, und das drückte sogar Verachtung aus.

Imelda saß in dem ungeheueren Lehnsessel vor dem Bureau noch in voller Diner-Toilette; sie sah gleichgiltig aus, ja etwas gelangweilt. „Was ich befehle?"

wiederholte sie zerstreut. „Ich möchte wissen, wer eigentlich die Sphinx war; ich weiß nur, daß Sphinx Räthsel bedeutet, sonst nichts."

„Aber, Frau Gräfin, Sie hätten ja nichts weiter nöthig gehabt, als durch Johann den S=Band des Conversations=Lexikons holen zu lassen, d'rinnen steht es. Allerdings, ich bin ja auch nichts Anderes als Johann und das Lexikon in einer Person."

„Also war es so einfacher, nicht wahr?" sagte sie, und sie dachte: „Er wird schon wieder gut werden, mag er sich etwas ärgern."

„Ich sehe das ein. Sie schicken mich fort, Sie rufen mich — es ist ja ganz in der Ordnung. Also, um Ihnen zu dienen: Die Sphinx war ein Ungeheuer, halb Weib, halb wildes Thier, am Rande eines Abgrundes lauernd. Sie gab den vorüberkommenden Wanderern ein Räthsel auf, welches keiner lösen konnte. Der Unglückliche, dem es nicht gelang, wurde von der Bestie in den Abgrund gestürzt. Endlich kam Einer, der das Räthsel löste — es war Oedipus. Die Sphinx zerschmetterte sich nun selbst in dem Abgrund!"

„Ein charaktervolles Ungeheuer, diese Sphinx, sie gefällt mir," sagte Imelda. „Wie war ihr Räthsel?"

„Ach, ein abgeschmackter Orakelspruch!"

„Ich denke mir meinerseits, das Räthsel der Sphinx sei die Liebe gewesen," fuhr Imelda fort; „als ein Mann ihr Räthsel löste, sie bezwang, stürzte sie sich in ihren eigenen Abgrund."

„Das Sprichwort von der Grube, die man einem

Anderen gräbt, wäre dann eine Art von Seitenstück zu dem Abgrund der Sphinx," meinte Julian; „ich glaube indessen die lebendige Sphinx von heute beginnt erst recht zu lieben, wenn ihr Räthsel gelöst ist. Das Gleichniß stimmt nicht, die Sache ist nicht so tragisch, durchaus nicht. Wollen Sie die Gnade haben, mich zu entlassen, Frau Gräfin?"

Das schien wieder doppelsinnig. Er verlangte seine Entlassung überhaupt, aber sie ignorirte das. „Sie können ja immer nach Belieben kommen und gehen, Julian."

„Das ist nicht wahr!" schrie er grob.

„Ausgenommen gerade, wenn Sie eine besondere Bosheit vorhaben. Warum sind Sie heute denn nicht selbst gegangen? Sie blieben ja geflissentlich, so mußte ich Sie fortschicken. Sie sind so oft mit mir allein, warum sollte der Graf nicht auch dasselbe Recht dazu haben?"

„Weil er nicht Ihr Freund, nicht Ihr Hausgenosse ist, und mehr als das . . . weil er ebensowenig wie dieser Tropf von Baron Felde Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen verdient. So ist es Ihrer auch unwerth, es ist schlecht, herzlos, niedrig von Ihnen, mit diesen Leuten zu coquettiren und mich als Bedienten zu behandeln, zumal da Sie wissen, daß ich Sie liebe . . . oder doch geliebt habe, solange als ich an die Reinheit Ihrer Sitten, Ihres Herzens glaubte!"

Ein sonderbarer Trotz regte sich in ihr. Warum hielten sie Beide, Odilo wie Julian, für so schlecht? Was hatte sie verbrochen? Sie sagte herb: „Sie haben

ganz recht ... ich bin schlecht. In diesen Tagen habe ich es deutlich gefühlt; es steigen böse Regungen in mir auf und beherrschen mich. Vielleicht tauge ich wirklich nichts! Aber was liegt daran? Wozu und für wen sollte ich gut sein?"

„Wer erst so fragen muß ... wozu, für wen? ... der freilich ist schlimm daran. Man ist gut und reinen Herzens, weil man nicht anders sein kann. Aber Ihr Fall ist anders; Sie sind jung, frei, reizend! Es war eine Thorheit von mir, zu glauben, daß Sie Keinen lieben. Sie verbergen es, und ich weiß nur, daß ich es nicht bin. Darum ist es besser, ich gehe."

„Hören Sie mich an, Julian," sagte sie mit ungewohntem Ernst, „wenn wir noch länger miteinander leben sollten, müssen diese unerfreulichen Scenen ein Ende nehmen; ich bin ihrer müde. Wenn es so weit sein wird, wie Sie meinen, werde ich Ihnen selbst sagen: Es ist besser, Sie gehen. Heute aber ist es noch nicht nöthig. Sind Sie nun zufrieden?"

„Eine neue Variante!" sagte er; „wenn das Räthsel der Sphinx gelöst wird, so falle ich dem Abgrund zum Opfer, nur damit mir die Lösung nicht weh thut. Nun ja, ich bin einverstanden, Frau Gräfin, und ich rechne darauf, daß Sie Wort halten."

„Mein Wort darauf, und nun gute Nacht!"

Sie hatte nach derlei häuslichen Scenen gewöhnlich noch ein besonders freundliches Wort für ihn gehabt, ihm zuerst die Hand gereicht. So war es immer gewesen, und durch ihre nachgiebige Güte hatte

sie schließlich sein cholerisches Temperament bezwungen. Heute aber that sie nichts dergleichen. Sie war so kalt gestimmt, und eine frostige häßliche Bitterkeit erfüllte ihre Seele. „Es ist wahr," wiederholte sie sich, „wozu gut sein gegen irgend Jemanden? Ist etwa mir Jemand von Herzen gut?" Sie legte ihre Prachtrobe ab, legte ihr Negligée an und entließ das Kammermädchen.

Sie war allein in ihrem ungeheuren, prächtigen, düstern Schlafgemach, und wie so oft in ähnlichen Augenblicken stieg eine Erinnerung in ihr auf: ein ganz kleines, weißgetünchtes Stübchen, auf dem Tisch eine kleine Petroleumlampe, wie sie die armen Leute haben — und ein junges Paar, das sich küßt und herzt. Dieses zärtlich lächelnde Gesicht des Mannes — wenn sie es doch vergessen könnte! — Ist es nicht wie Wahnsinn? Sie denkt mit Haß und Abscheu an diese Scene und doch schleicht sich eine schmeichelnde Vorstellung in ihr Inneres: Ach, so an der Brust eines geliebten Gatten ruhen zu können! — —

Imelda weiß es seit lange: sie ist krank in tiefster Seele. Etwas Dunkles, Böses, nie Rastendes wühlt in ihr. Sie sucht Zerstreuung, Vergessenheit — sie könnte sich in den Schlamm werfen, wenn sie wüßte, daß es hilft.

V.

Graf Meers hatte nicht geruht, bis er nicht Imelda dazu bewogen hatte, eine Fuchsjagd zu veranstalten. Zwar, es fehlte an einer Meute, und es fehlte auch an dem richtigen Terrain; aber der Graf setzte seinen Willen schließlich doch durch. Victor hatte sich sehr leicht von der Sportmanie anstecken lassen, er trieb Hunde auf und stellte sein Gebiet zur Verfügung, da die Reviere der Gräfin zu bergig und zu stark bewaldet waren.

Imelda arbeitete schon ganze acht Tage lang an Victor's Besserung. Da er diese Woche fast gänzlich auf dem Waldschloß zugebracht hatte, war es ihm allerdings nicht möglich gewesen, sich zu betrinken. Er fühlte sich aber offenbar nicht sehr wohl dabei, sich immer sehr anständig betragen zu müssen. Der Graf und Julian fanden seine Anwesenheit lästig und zeigten sich nicht gerade liebenswürdig gegen ihn. Imelda bevorzugte ganz willkürlich bald diesen, bald jenen der Herren, und so herrschte nicht immer die zufriedenste

Stimmung in der Gesellschaft. Man lachte höchstens, wenn immer von Victor's Verheiratung die Rede war und er ein so sauersüßes Gesicht dazu machte, daß man nicht wußte, ob die Heirat, welche die Gräfin ihm vermitteln wollte, eine Buße oder eine Belohnung für ihn sei.

In Anbetracht der unerfreulichen Stimmung auf dem Schlosse, war Imelda also auf die Idee einer Fuchshetze eingegangen; sie war selbst eine gute Reiterin und nahm natürlich selbst theil an der Jagd. Aber diese war keineswegs von Glück begleitet, denn der Fuchs rettete sich gleich am Anfange in eine waldige Schlucht, wohin ihm die Reiter nicht folgen konnten. Mit Noth und Mühe hatte man ein zweites Thier aufgestöbert, inzwischen aber hatte Imelda längst die Lust an der Sache verloren.

„Sagen Sie, was Sie wollen, Graf,“ erklärte sie ihrem Begleiter, „aber ich werde das Vergnügen nie begreifen, welches darin liegt, solch' ein armes Thier zu Tode zu hetzen. Dieses wilde, grausame Jagen über Stock und Stein wird mich niemals belustigen. Ich möchte viel lieber dort in den Wald hinaufreiten; oben auf dem Plateau ist eine schöne Aussicht. Sehen Sie, der Nebel von heute Früh hat sich ganz zerstreut. Aber ich will Sie der Jagd nicht entziehen!

Natürlich erklärte sich der Graf mit Freuden bereit, sie zu begleiten, wohin sie wollte; durch diese willkürliche Entfernung von der Jagdgesellschaft gelang es ihm wenigstens, die Gräfin zu compromittiren. Sie, leichtsinnig oder emancipirt, wie sie war, schien

nicht daran zu denken, denn sie rief nicht einmal ihren Groom heran. So ritten sie denn in leichtem, gleichgültigem Geplauder den Wald hinan.

Oben auf der Höhe lag ein Gehöft, wo man bei der guten Jahreszeit einige einfache Speisen und Getränke für Touristen bereit hielt. Der Graf und Imelda nahmen an dem roh gezimmerten Tische Platz, der vor dem Bauernhause für die Gäste dastand, und ließen sich, hungrig, wie sie waren, den höchst frugalen Imbiß gut schmecken, der aus Kaffee, Brot, Butter und Käse bestand. Auch die Pferde erhielten etwas Hafer. Imelda ergötzte sich an diesem idyllischen Ausflug weit mehr als an der Jagd. Sie plauderte mit der Bäuerin und ließ dieselbe in dem Glauben, daß ihr Gefährte ihr „Herr", das heißt Gatte sei. Natürlich ließ sich Bernhard diese Komödie ebenfalls gerne gefallen. Dagegen war es nicht viel mit der Aussicht, man sah nur in das anstoßende Thal.

Ueber den westlichen Bergen stiegen nicht unbedenkliche Wolken auf, und Imelda dachte, da der Nachmittag schon vorgerückt war, an die Heimkehr. Sie wünschte, einen anderen Weg einzuschlagen, den sie sich von den Wirthsleuten beschreiben ließ. Man mußte auf demselben an die Bahn und an den Fluß hinabgelangen; so konnte man dann auf der großen Chaussee heimkehren, falls inzwischen die Dunkelheit hereinbrechen würde. Sie machten sich also auf den Weg. Der Graf führte ihr Pferd am Halfter, und sie plauderten vertraulich; er nannte sie noch immer „du", wie sie es scherzend vor der Bäuerin gethan

hatte, und sie ließ ihn gewähren, ja, sie erwiderte das „du“, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das Spiel nur bis zur Ankunft in Waldau währen sollte.

Inzwischen begann es in dem Walde stark zu dämmern, ohne daß der Weg bergab führen wollte, wie man erwartete. Der Pfad lief immer an der Höhe hin, und Imelda fing an, unruhig zu werden. „Wir hätten rechts abbiegen sollen bei dem Kreuz dort!“ rief sie. „Kehren wir um!“

Er widersprach, die Sache war ja zweifelhaft, wozu also wieder so weit zurückreiten? Irgendwohin mußte dieser Weg auch führen. Endlich trafen sie ein altes Weiblein mit Klaubholz, welches ihnen bestätigte, daß sie auf diesem Wege zwar ins Thal kämen, aber nicht nach Waldau, sondern nach Rothleiten. Das war nicht eben ein Unglück. Zwar die Nacht mußte hereinbrechen, bevor sie nach Rothleiten kamen, aber sie konnten dort ihre Pferde einstellen und die Eisenbahn benützen; es verkehrten gegen Abend mehrere Züge.

Sie trabten also weiter, während es zu tröpfeln begann, erst leise und sachte, dann dichter und dichter und endlich rauschte ein starker Regen vom Himmel nieder, der sich mit schweren Wolken bezogen hatte. Im Walde wurde es jetzt so finster, daß man die Pferde nur mit Mühe vorwärts brachte. Imelda, verwöhnt und ein wenig ängstlich, wie sie war, verlor die Fassung. Es schien ihr, als sei sie verhext, in irgend eine fremde, feindliche Welt gerathen. Der Wind und der Regen sausten in dem Walde, es war so finster

daß von einem Wege, von einem deutlichen Ziele, einer Orientirung gar keine Rede war. Oben über den schattenhaften Wipfeln der Bäume sah man dunkelgraue Wolkenballen sich aufthürmen, sonst nichts als Finsterniß, in der unsichtbare Dämonen sausend und stöhnend ihr Unwesen zu treiben schienen. Zudem fühlte Imelda sich vom Froste geschüttelt; ihr Tuchkleid war durchnäßt, eisig naß glitt es über ihre Haut. Sie ließ die Zügel schlaff sinken, während das Pferd ängstlich schnob. Bernhard legte den Arm um ihre Taille, zog sie näher an sich und suchte sie mit zärtlichen Worten zu beruhigen. In ihrer Angst und Verwirrung bemerkte sie das kaum, und so wurde er immer kühner. Auf einmal fühlte sie seine Lippen und seinen Schnurrbart auf ihrer Wange, und jetzt wurde sie sich klar über ihre Lage. Sie stieß den Mann zurück.

„Ich begreife nicht, Graf, wie Sie meine Angst und Hilflosigkeit so schmählich mißbrauchen können! Es ist unritterlich von Ihnen!“ Imelda nannte ihn wieder „Sie“.

Er leugnete nicht, dem Zufall sehr dankbar zu sein, sprach von seiner Liebe und ermahnte sie, der Fügung des Schicksales nicht zu widerstreben. Er hätte nicht gewagt, sie um ein eigentliches Rendezvous zu bitten, nun hatte ihm der Gott der Liebe eines bewilligt; und er legte abermals den Arm um ihre Taille.

„Was wagen Sie?“ rief Imelda verzweifelt. Sie mußte sich anstrengen, um ihm verständlich zu werden; der ganze Wald toste wie ein unruhiges Meer.

„Warum so spröde?“ drängte der Graf, „warum gerade gegen mich so spröde — habe ich Das verdient? Warum soll ich weniger glücklicher sein als Andere?

„Welche Anderen? Sie sind ja von Sinnen?“ stieß Imelda hervor.

„Welche Anderen?“ wiederholte er. „Der große junge Mann, der neulich in dem Thurmzimmer Clavier spielte und die Schlüssel zu den Gemächern des Schlosses hat; ich sah ihn früh aus dem angeblich unbewohnten Thurme kommen. Warum wurde seine Anwesenheit verborgen? Aber ich frage nicht weiter, ich habe ja kein Recht dazu, nur sträube ich mich dagegen, daß du gerade mir unerreichbar sein solltest.“

„Ich fasse nicht, Graf Bernhard, wie Sie noch Werth auf meine Person legen können, wenn Sie solche Begriffe von meinem Charakter haben?“

„Warum? Ach, du spielst wieder Komödie mit mir, Imelda! Du weißt selbst, daß solche perfide Weiber, wie du eines bist, solche treulose Nixen mit unschuldvollen Augen und kaltem, wandelbarem Herzen uns am gefährlichsten sind.“

Imelda verstummte. Sie hatte jahrelang in der großen Welt gelebt, viel erfahren, viel beobachtet; sie glaubte nicht einmal recht an das Glück, an den Adel der Liebe, dennoch überraschte sie die Anschauung dieses Mannes.

Sie waren jetzt auf eine Lichtung gekommen, der Regen peitschte mit verdoppelter Heftigkeit auf sie

nieder, aber in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten schimmerte ein Licht.

„Sollte das Rothleiten sein?“ meinte der Graf.

„Was fällt Ihnen ein? Rothleiten liegt unten im Thal, wir sind ja kaum merklich bergab gekommen. Das muß meine Rothleitner Försterei sein, glaube ich; sie liegt einsam, etwa eine Gehstunde vom Orte entfernt.“

„Gut, da können wir ja doch ein Obdach über Nacht finden!“ rief der Graf, er verhehlte kaum seinen Jubel über diese Wendung. Imelda, von Frost geschüttelt, hielt sich kaum mehr auf dem Pferde, sie hatte keine Wahl, als in der Försterei einzukehren. Sie biß die Zähne aufeinander — es würde zwischen ihr und dem Manne zu einer Entscheidung kommen, zu einem Kampfe, aber mochte es sein! — Dann fiel ihr der kleine Knabe ein, den sie im Sommer hier gesehen hatte. Aber wenn ihre Ahnung sie nicht täuschte, wenn das Kind im Zusammenhang mit Odilo's Anwesenheit stand, so war dieser ja vor ein bis zwei Wochen schon abgereist.

„Gut, wir wollen dort einkehren,“ sagt sie entschlossen, „es sind, so viel ich weiß, nur zwei alte Leute in dem Hause, die mir treu ergeben sind.“

Sie trieben die Pferde in der Richtung des Lichtes an. Einige Fenster des Parterrehauses waren erleuchtet, das Thor des Stacketzaunes war nur angelehnt, sie konnten bis zur Hausthür eindringen. Man schien drinnen das Trappeln der Pferde auf dem nassen Boden nicht gehört zu haben, da Wind und Regen um

das Haus tobten. Der Graf pochte an die verschlossene Hausthür.

Man öffnete von innen, und der Lichtschein, der herausfiel, beleuchtete auch das blonde Haar des jungen Alois, der eine Lampe in die Hand hielt. „Küß' die Hand," sagte der Knabe, Imelda erkennend, verlegen und bestürzt, der arme Junge wußte noch immer nicht, wie er sich der Gräfin gegenüber betragen sollte.

„Ist dein Herr hier im Hause?" frug die Gräfin.

„Gewiß, Frau Gräfin — natürlich!"

„Wir müssen weiter," sagte Imelda halblaut, aber dringend zu ihrem Begleiter. Dieser jedoch hörte nicht, er war schon ins Haus getreten.

„Rufe deinen Herrn, Kleiner, rasch!" sagte er.

„Komm' heraus, Odilo!" schrie Alois, eine nahe Thür öffnend; „der Herr will etwas von dir," sagte er ängstlich zu Odilo, der herausgetreten war.

„Was wünschen Sie von mir?" wandte dieser sich nicht eben freundlich zu dem Grafen, der ihn erstaunt maß. Er erkannte den Bewohner des Thurmes und mußte aus seiner feinen, städtischen Tracht schließen, daß es nicht der Förster war.

„Sind Sie der Herr dieses Hauses?" frug der Graf.

„Das bin ich!"

Trotz der abweisenden Haltung, mit der diese Antwort gegeben wurde, fuhr der Graf fort: „Sie sind also doch der Förster der Gräfin vom Walde? Ich bitte Sie um ein Obdach für die Dame und mich. Wir haben unsere Jagdgesellschaft verloren und uns verirrt; wir sind todtmüde und durchnäßt bis auf die Haut."

Odilo antwortete nicht, sondern trat auf die Schwelle. Jetzt erst sah er Imelda, die mitten im strömenden Regen sich an ihr Pferd lehnte. Ohne den Anderen weiter eines Blickes zu würdigen, sagte er kurz: „Die Dame ist willkommen; der Herr kann ganz gut bis Rothleiten hinabreiten — eine halbe Stunde etwa, von hier links hinab durch den Wald.“

„Ich danke,“ sagte Imelda, „ich ziehe es ebenfalls vor, weiter zu reiten.“

„Das gebe ich nicht zu,“ sagte Odilo, sie am Handknöchel fassend, „Alois, nimm das Pferd, mein Junge!“

Graf Meers verlor jetzt seine gemessene Haltung. Mit zornverzerrter Miene trat er Odilo in den Weg. „Sind Sie bei Sinnen oder nicht? Was nehmen Sie sich denn da heraus? Die Dame steht unter meinem Schutze und ich lasse sie nicht allein hier, ich bin ihr Freund, ihr Gast und ich weiche nicht von ihrer Seite!“

„Die Dame steht jetzt unter meinem Schutze und bleibt hier, Sie aber gehen!“ sagte Odilo gelassen. „Verlassen Sie sich darauf, daß die Sache ganz in der Ordnung ist.“

„Wer sind Sie, Frecher?“ schrie Meers. „Begreifen Sie nicht, daß dieses Haus der Gräfin gehört, und Sie kein Recht haben, mich aus demselben zu weisen?“

„Doch, denn ich bin der Graf vom Walde,“ entgegnete Odilo, „ich bitte, geben Sie den Weg frei!“ Er nahm den Thürflügel in die Hand und wies mit nicht mißzuverstehender Geberde hinaus.

Sprachlos vor Ueberraschung taumelte der Graf zurück. „Sie wissen nicht, wen Sie vor sich haben,

mein Herr!" schrie er von draußen. „Wir sprechen uns noch!"

„Das bezweifle ich," entgegnete Odilo und warf die Thür kräftig ins Schloß. „Komm'," sagte er zu Imelda, er hatte die kleine Lampe von Alois genommen.

Imelda lehnte an der Mauer mit geschlossenen Augen; der Frost schüttelte sie so heftig, daß die Zähne hörbar aneinanderschlugen. „Ich will fort!" sagte sie tonlos. „Gib mir nur ein dickes Tuch, eine Decke oder irgend etwas, und womöglich, laß mir von Jemandem den Weg zeigen."

„Warum willst du nicht hier bleiben?" fragte er mit grollender Stimme.

„Ich will nicht hinter deine Geheimnisse kommen," versetzte sie trotzig.

„Meine Geheimnisse!" rief er zornig ausbrechend. „Ich habe niemals welche gehabt — schäme dich deiner unsauberen Phantasie! Die Luft in meinem Hause ist rein — und nun komm!"

Er sagte es so herrisch, daß sie ihm nicht zu widersprechen wagte. Er schritt voran und sie folgte die Treppe hinauf. Dort öffnete er die Thür eines Zimmers und sagte: „Es ist dies mein Arbeitszimmer, du bist hier ganz ungestört und kannst die Nacht hier zubringen. Ich werde dir heraufschicken, was du brauchst. Und noch einmal" — er hob drohend die Stimme — „ich habe nichts zu verbergen! Seinerzeit war es dein Großvater, dem ich meine Verhältnisse klargelegt habe, und ich hätte es dir gegenüber auch so gehalten, wenn

du mich durch deine unlautern, frivolen Zumuthungen nicht abgeschreckst hättest. Doch," schloß er milder, „entledige dich zuerst deines nassen Reitkleides, ich schicke dir Jemand — gleich!" Er ging rasch hinaus.

Sie stand zitternd und bebend mitten in dem kleinen Raume. Es war ein freundliches Giebelstübchen mit schneeweißen Vorhängen und Blumentöpfen auf dem Fenster. Ein Schreibtisch mit einigen Photographien geschmückt, ein Bücherbrett, ein Ruhebett und ein kleiner Schrank bildeten das Ameublement.

Eine alte Frau mit ganz weißem Haar, sauber aber bäuerlich gekleidet, trat ein. Sie hatte einige Wäschestücke und ein großes Tuch am Arm. Mit greisenhafter Geschwätzigkeit bedauerte sie das „arme Fräulein"; gutmüthig und diensteifrig half sie ihr aus dem knappen ganz durchnäßten Reitkleide. Sie erzählte, daß ihre Enkeltochter nach Wien gefahren sei, um das Quartier in Ordnung zu bringen; so hatte man keine Kleider, die halbwegs für das Fräulein paßten.

Imelda athmete freier — jenes Weib mit dem rothblonden Haar weilte nicht unter diesem Dache. „Und der Kleine?" fragte sie.

„O, der schläft schon," entgegnete die alte Frau; „der hupft den ganzen Tag um und um, so schlaft er Abends bald ein."

— „So sind Sie die Urgroßmutter des Kleinen?" fragte Imelda.

„Ja, ja, ich bin die Großmutter zur Sepherl — das ist dem Herrn Seinige — und zu den beiden Burschen."

„Dem Alois?"

„Ja, dem Alois und dem Franzi — den läßt der Herr studiren. Der Loisl aber hat keinen Kopf zum Lernen, er ist so ein ganz gescheidter Bursch, aber er kann nicht still sitzen, also hat ihn der Herr bei sich behalten. — Was schafft das gnädige Fräulein noch?"

Die alte Frau brachte Thee, Schinken und Eier Dann richtete sie ein Bett auf dem Divan her. „Der Herr hat jetzt zuletzt da geschlafen, es ist ganz gut zu liegen," sagte sie tröstend.

„Wo wird denn der Herr heute schlafen?" frug Imelda.

„O, er hat unten Platz genug, beim Loisl, in Franzi sein Bett. Der Franzi hat auch nach Wien müssen, zur Schule."

„Sind Ihre Enkel denn ganz verwaist?" forschte Imelda weiter.

„Von klein auf sind sie Waserln," entgegnete die Alte, „und es ist uns recht hart gegangen, bis der Herr gekommen ist. Aber er ist ja so viel gut, unser Herr — so viel gut! Jetzt leben wir recht glücklich Alle mit einander."

Die Alte ging, um noch ein heißes Plätteisen zu bringen, denn Imelda hatte noch immer erstarrte Füße. Sie saß in dem Lehnsessel am Tische, in das große graue Tuch gewickelt; der Thee hatte ihr wohlgethan, aber sie fühlte sich doch unbehaglich und beklommen in diesem kleinen Hause, in welches sie das Ungefähr hineingeschleudert hatte, beschämt beinahe, nun wirklich hinter Odilo's Geheimniß gekommen zu

sein. Dieses Geheimniß war so einfach und unschuldig, daß es eigentlich keines war. Er hatte recht. Unter diesen schlichten Menschen lebte er in Liebe, Güte und Wohlthun, freiwillig verzichtend auf das, was die Menschen sonst für Glück hielten. „Wir leben Alle recht glücklich mit einander," hatte die alte Urgroßmutter gesagt. Wie sonderbar, wie märchenhaft diese Worte ihr klangen wie belächelnswerth und doch wie rührend!

Sie besah jetzt die Photographien auf Odilo's Schreibtisch. Er hatte da seine ganze Familie beisammen; den Ehrenplatz nahm ein reizendes Bild des kleinen Siegfried ein, rechts stand das der „Sepherl", wie die Alte sagte. Die „Sepherl, dem Herrn Seinige", war ein blühend, schönes, junges Weib mit offenen, kindlichen Zügen, Grübchen in Kinn und Wangen, einem frischen, köstlichen, kleinen Mund. Imelda starrte wie verloren das Bild an, das Herz hämmerte ihr dabei, daß ihr fast der Athem ausging. Was hatte sie gethan, diese Sepherl, um den stolzen, harten Mann so ganz für sich zu gewinnen? — Auf der anderen Seite stand auch das Bild des kleinen Alois, der auf demselben seinen Bruder umschlungen hielt, einen bildhübschen Jüngling mit einem kleinen Cereviskäppchen auf dem blonden Haar. — „Wir leben Alle recht glücklich miteinander!" — — Sie hörte Odilo's raschen, kräftigen Tritt auf der Holztreppe und wandte sich hastig ab.

„Brauchst du noch etwas? Ist dir warm geworden?" frug er mit sehr oberflächlicher Theilnahme;

„du mußt schon vorliebnehmen, wir leben hier sehr einfach, sehr beschränkt."

Imelda erklärte, zufrieden und gut versorgt zu sein. „Ich hatte ja nicht die leiseste Ahnung, daß du hier bist," sagte sie, „wie wäre ich sonst hier hereingefallen? Ich glaubte meinen alten Förster vorzufinden."

„Ich habe den Förstersleuten eine Wohnung in Rothleiden gemiethet. Die Meinen waren während des ganzen Sommers hier. Deine Gäste vertrieben mich vom Waldschloß, und ich weilte so lange als möglich hier, um meinem Kleinen den Genuß der Gebirgsluft zu gönnen. Uebrigens habe ich selbst diese Berge lieben gelernt. Du hättest jeden Tag, jede Stunde hierherkommen können, ohne mir unwillkommen zu sein, aber für deine Freunde von dem Schlage dieses Grafen — ich glaube, er ist ein solcher — oder des Herrn Baron v. Felde bleibt mein Haus ein- für allemal verschlossen."

„Du kannst das halten, wie es dir beliebt," entgegnete Imelda, „etwas mehr Rücksicht hättest du für meinen Gast haben können. Du hast mich ohne Nothwendigkeit in eine peinliche Situation verwickelt. Du konntest ihm mit Wahrung der Höflichkeit den Eintritt verwehren, ohne ihn so brutal zur Thüre hinauszuwerfen."

„Ich kann mir nun einmal nicht helfen," versetzte Odilo mit gehobener Stimme; verkehre mit anständigen Menschen, so werde ich ihnen rücksichtsvoll begegnen, falls sie mir in den Weg kommen. Dieser Mensch aber

trägt den Stempel der Gemeinheit auf der Stirn. Schon in Waldau wurde mir übel, als ich sein infames Gesicht zufällig sah, und ich hätte ihn gerne mit meiner Reitpeitsche aus dem Garten gejagt. Ich lese alle Laster und niedrigen Leidenschaften aus seiner Physiognomie heraus. Du siehst das nicht und es stört dich nicht, weil du ja immer solches Pack um dich hast. Nur den armen Jungen, den Studenten oder Candidaten, der auch zu deinem Hofstaat gehört, den nehme ich aus. Im Uebrigen thust du gut, keinen dieser Herren mir in den Weg zu bringen — daß ich sie zur Thür hinauswerfe, ist das Wenigste!"

Er hatte sich in Zorn geredet und die letzten Worte geschrien. Sie erschrak vor ihm und wagte nichts zu antworten, als: „Du bist einseitig, du übertreibst!"

„Du hast dich wohl nicht zufällig gerade mit dem Grafen verirrt! — Du thust mir leid — ich aber konnte nicht anders handeln."

Sie hätte ihren Freund vertheidigen sollen, aber wie durfte sie es? Wenn Odilo Alles gewußt hätte, was zwischen ihnen Beiden vorgefallen war! Sie sagte also nur: „Ich fürchte, der Graf wird dich fordern."

Odilo lachte auf. „O, rede ihm das aus, zu solchen Komödien bin ich nicht zu haben! Er soll es überhaupt nicht versuchen, mir in den Weg zu kommen, es könnte schlecht für ihn enden. Und nun, gute Nacht — du wirst wohl müde sein."

Er ging, kalt und unfreundlich, ohne sie eines

Blickes zu würdigen. Warum mußte sie immer sein hochfahrendes Wesen dulden? Das Blut stieg ihr in die Wangen. Sie wollte sich vorsehen und ihm künftighin nie mehr in den Weg kommen.

Die alte Großmutter brachte noch eine wollene Decke, und da sie Odilo's rauhe Worte gehört haben mochte, sagte sie zu Imelda: „Er ist gar so wild auf den fremden Herrn gewesen, unser Herr! Wenn er einmal Jemanden nicht leiden kann, dann ist's schon aus und gar. Aber er ist nur so wild im Reden, dabei ist er aber eine grundgute Seele, man kann ihn um den Finger wickeln, unsern Herrn!"

„Man kann ihn um den Finger wickeln — wiederholte sich Imelda, als die Großmutter gegangen war.

— — — — — — — — — — — — — —

Graf Bernhard befand sich in unbeschreiblicher Stimmung. Gestern das mißglückte Abenteuer! Bis auf die Haut durchnäßt nach Rothleiten gekommen, dort in einem schlechten Wirthshaus elend übernachtet — Früh erkältet, wie gerädert auf das Waldschloß zurückgekehrt — zwei Briefe vorgefunden, einen unangenehmer wie den andern! Maria schrieb aus Abbazzia acht Seiten lang eifersüchtige Vorwürfe, sie hatte erfahren, daß ihr Gemal nicht in Wien auf seinem Posten war, und ahnte ein Liebesabenteuer. Der andere Brief kürzer und mit noch mangelhafterer Orthographie, war von der Ballettänzerin; sie forderte Geld und wieder Geld.

Der Graf verwünschte das ganze Weibergeschlecht

in den Grund der Hölle. Mit den Abwesenden Aerger, mit den Anwesenden Schlimmeres — Wuth war der geringste Ausdruck für seine Stimmung. Mußte ihn nicht der Teufel reiten, daß er noch einmal in die Schlingen dieser kleinen Gräfin ging? Nach langer und mühseliger Belagerung nichts erreicht, als dieses unangenehme Rencontre mit dem Gemal der Dame, von dessen Existenz Niemand etwas weiß, und der da plötzlich wie aus einer Versenkung auftaucht. Zwar der Gemal ist eigentlich der Beleidigte, weil er seine Frau bei einem Rendezvous betrat; da aber der Graf ihn, Bernhard, zum Hause hinauswarf, muß doch er fordern? Wenn er, Bernhard, vorher etwas von dem Verhältniß gehabt hätte, würde er sich willig in das Duell ergeben; so aber ist ihm dasselbe sehr fatal, umsomehr als dieser Graf ein rabiater Mensch zu sein scheint. Es bleibt nichts übrig, als sich um einen Secundanten umzuthun; Baron Felde wird das doch verstehen, wenn er auch sonst ein Tölpel ist? Und Bernhard, geärgert, verstimmt, erkältet, fröstelnd, reitet nach Feldau, obgleich es noch immer regnet und es im Walde feuchtkalt und unwirthlich ist.

Baron Victor saß gerade bei seinem Kümmelschnaps und seinem saueren Häring. Er war nicht frei von Katzenjammer, denn gestern nach der Jagd hatte er des Guten etwas zu viel gethan. Der Graf kostete den berühmten polnischen Allaschkümmel und fand ihn sehr gut; ihn fror und der Schnaps erwärmte ihn angenehm. Den saueren Häring lehnte er ab. Dann

erzählte er ziemlich genau seine Geschichte und brachte sein Anliegen vor.

Victor hatte mit Spannung zugehört; jetzt sagte er mit Selbstbewußtsein: „Aber, Herr Graf, lassen Sie die Forderung fallen — mit einem Verrückten schlägt man sich nicht."

„Verrückt mag der Kerl ja sein," meinte Meers, „aber doch zurechnungsfähig?"

„Ganz unzurechnungsfähig, ich versichere Sie Deßhalb bekommt man ihn nie zu Gesicht — begreifen Sie nicht? Er lebt übrigens mit einer Bauerndirne, wie man sagt."

„Das läßt sich denken, daß er in dem Försterhaus nicht allein ist."

„Er lebt mit ihr, bedenken Sie! Mit einer Bäuerin lebt doch ein Cavalier nicht, die nimmt man wohl so mit, aber es ist doch nicht Chic, einen Haushalt mit ihr zu haben."

„Und er läßt sich von seinem Reitknecht dutzen," fügte Meers hinzu, nachdenklich geworden durch diese schlagenden Beweise.

„Auch hat er in diesem Frühling eine junge Frau umgebracht, erwürgt — eine schöne Wienerin; ich kannte sie, ein prächtiges Frauenzimmer! Wie es zuging, weiß ich nicht, aber sie gerieth in den Thurm, wo der Unhold haust, und er hat sie ermordet."

„Wirklich?" fragte der Graf etwas ungläubig, „wer weiß es?"

„Thatsache!" rief Victor eifrig, „es hieß freilich, ein Selbstmord sei's gewesen, aber Niemand glaubte

es. Warum hätte die junge, schöne, reiche Frau sich tödten sollen? Uebrigens merkt man es ihm gleich an, daß es mit ihm nicht geheuer ist. Um peinliche Scenen zu vermeiden, hält ihn die Gräfin in dem isolirten Thurme fest."

„Die arme Imelda!" rief der Graf mitleidig, „nun ist mir freilich Alles klar, das Räthsel gelöst, welches diesen geheimnißvollen Gemal umgab. Sie sollte ihn doch in eine Anstalt bringen lassen."

„Sie genirt sich offenbar," sagte Victor.

„Nun', unterlassen Sie es doch, den Grafen zu fordern," fuhr Victor fort.

„Natürlich, ich kann mich ja nicht für beleidigt erachten."

„Verrückt, total verrückt!" sagte Victor, gelassen sein Glas leerend.

„Offenbar verrückt," bestätigte der Graf; ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Nur beunruhigte ihn der Gedanke, die Gräfin bei dem Verrückten gelassen zu haben.

IV.

Imelda hatte in diesem Winter ein unstillbares Verlangen nach neuen Zerstreuungen, nach Glanz und Geräusch; sie wollte sich unterhalten, sich ihrem eigenen Innern entziehen. Zum erstenmale hätte sie gerne ein großes Haus gemacht, glänzende Feste und Bälle gegeben, Hunderte von Personen eingeladen, wenn möglich neue Personen. Aber sie trug noch Trauer um ihren Großvater, und sie konnte daher aus conventionellen Gründen ihrem Verlangen nicht nachgeben. Immerhin ließ sie sich gerne auf neue Bekanntschaften ein, und endlich fand sich auch eine Leidenschaft für sie, welche ihr die gewünschte Zerstreuung brachte: Imelda begann mit Leidenschaft Theater zu spielen. Die äußere Veranlassung hierzu bot Julian's kleines Lustspiel, das sie mit dem Verfasser zu spielen wünschte; eine Leseprobe mit Julian hatte ihr Vergnügen gemacht und war überraschend gut von statten gegangen. So kam sie auf den Gedanken, ein Haustheater einzurichten und Conversationsstücke aufzuführen. Graf Meers

bedeutete zwar, das sei nicht ganz chic, lebende Bilder wären mehr en vogue; aber Imelda hatte dafür keinen Sinn, sie spielte nun einmal mit Leidenschaft Theater. Und gerade Bernhard meldete sich zuerst zu einer Rolle; blasirt, träge, gleichgiltig, wie er war, ließ er sich zu Aller Erstaunen von Imelda's Passion hinreißen. So erhielt er denn die Liebhaberrolle im ersten Stück, das zur Aufführung kam, in Sacher-Masoch's socialer Komödie „Unsere Sclaven". Meers spielte den armen Secretär Paul Urban, der sich von seiner stolzen Gebieterin erobern läßt. Julian hatte die Rolle abgelehnt, angeblich, weil er zu häßlich sei, und Lubin, den man ebenfalls dazu berufen wollte, war zu faul, um sie zu lernen. So meldete sich der Graf, und dieser hatte zu Imelda's Staunen in der Rolle wirklich Töne der Empfindung, fast der Leidenschaft — er, den man nie anders sprechen hörte, als in dem gleichgiltig leichten Conversationston der Gesellschaft.

Von diesem Zeitpunkte an begann Imelda eigentlich erst Interesse für den Grafen zu fühlen; sie dachte, am Ende ist er doch ein ganzer Mann, er zeigt es nur nie, weil es nicht chic ist, ein Mensch zu sein. Uebrigens gefiel ihr auch ein Lieutenant, ein junger, feuriger Husar, welcher in dem Stück ebenfalls den Lieutenant spielte. Es war ein ungarischer Magnatensohn, schwarz wie ein Zigeuner, feurig, ritterlich, ein wenig bornirt, stellenweise naiv; sein schwerfälliges Ungarisch-Deutsch stand ihm sehr gut.

Sie war für ihren Kreis noch immer „Gräfin Sphinx". Man wußte nicht, wer eigentlich der Be-

günstigte sei. Graf Meers, der im Stillen nicht im mindesten an ihre Tugend glaubte, trat dennoch mit großer Ritterlichkeit für die Reinheit ihres Rufes ein. Schon am Anfang der Saison hatte er ein Mitglied des Jockeyclubs gefordert, weil der Betreffende ganz ungenirt den Secretär der Gräfin als den Liebhaber bezeichnete. Zwar auch Meers glaubte an die Richtigkeit der Sache, aber da der Gemal der armen Gräfin verrückt war, mußte sie doch einen andern Ritter haben. Das Duell wurde indeß beigelegt.

Was Julian betrifft, so machte er seiner Herrin keine eifersüchtigen Scenen mehr. Das Verhältniß zwischen den Beiden war etwas kühler, etwas fremder geworden. Er hatte ihr das Versprechen in Erinnerung gebracht, daß sie ihn entlassen würde, wenn ein Anderer glücklicher wäre, als er. „Es ist ja undenkbar, unglaubwürdig, daß Sie nicht lieben sollten — Einer muß es, wird es sein!“ sagte er.

Und sie entgegnete immer: „Sie können vorläufig noch bleiben!“

Er schrieb inzwischen an einem Roman, in welchem er die „große Welt“ schilderte. Er setzte viele Hoffnungen auf dieses Werk, es sollte ihm einen Namen machen. Dabei wurde er jedoch ziemlich unliebenswürdig und unzugänglich, hochfahrend und boshaft im geselligen Verkehr.

„Warum duldet die Gräfin diesen arroganten, unausstehlichen Menschen?“ frug man sich befremdet.

„Sie wird wohl wissen, warum,“ meinte Fräulein Hortense achselzuckend.

Lubin gehörte zu den Stammgästen im Salon der Gräfin, doch durfte er nach Uebereinkommen mit derselben niemals von seiner Lebensphilosophie sprechen. Wo Lubin war, war auch die Generalin, seine Gönnerin. Sie hatte alle seine Schulden bezahlt, er verkehrte täglich in ihrem Hause, sie fütterte ihn mit den auserwähltesten Leckerbissen und fand seine Flegeleien interessant, genial, bisweilen sogar „göttlich". Also waren beide Theile sehr zufrieden.

Einmal erschien jedoch die Generalin bei Imelda und klagte, daß Lubin verschwunden sei. Er war einige Tage hindurch ausgeblieben, hatte nicht geschrieben und auf ihre dringenden Erkundigungen hin sich mit Unwohlsein entschuldigen lassen. Die Generalin erging sich in den maßlosesten Befürchtungen für ihren Liebling: er war krank, sterbend, in Noth, in einer „Seelenkrise" u. s. w. Sie beschwor Imelda, sie nach Lubin's Wohnung zu begleiten, allein könne sie ja doch nicht hingehen. Imelda gab dem stürmischen Drängen nach, obgleich sie überzeugt war, daß Lubin sich so wohl befinden würde, wie irgend möglich. Die Damen fuhren also bei dem Hause vor, in dem der junge Künstler wohnte und hörten von dem Hausmeister, daß Herr Lubin zu Hause sei und sich ganz wohl befinde.

„Also eine Seelenkrise!" sagte die Generalin, „Sie ahnen nicht, welch' tiefes Gemüth dieser junge Mann hat, er verbirgt es nur in allzugroßer Keuschheit des Empfindens. Vielleicht ist es auch eine finanzielle Krise."

„Ei, dann wäre er erst recht zu Ihnen gekommen,“ sagte Imelda.

„Ach, er ist so zartfühlend, so stolz, so empfindlich . . . welch’ ein Glück, daß wir da sind!“

Sie standen vor der Thür Lubin’s und hörten drinnen lustiges Geschwätz und lautes Gelächter; seine „Seelenkrise“ schien keineswegs düsterer Natur. Die Generalin, welche darauf bestanden hatte, ihren jungen Freund zu überraschen, pochte stark an der Thür. Lubin’s helle, sorglose Stimme rief: „Herein!“ Die beiden Damen traten ein.

Lubin war mit einem sehr jungen, sehr hübschen Mädchen allein im Zimmer; es war ein reizender Backfisch, klein, rosig, lichtblond, in zierlicher, aber ganz einfacher häuslicher Kleidung, ein Schürzchen vorgebunden, einen Staublappen in der Hand. Die beiden jungen Leute schienen sich herumgejagt oder gebalgt zu haben, denn sie waren erhitzt, athemlos, hatten verwirrtes Haar. Die Kleine schämte sich und retirirte erröthend gegen das Fenster. Lubin verlor nicht einen Augenblick lang seine gewohnte Unbefangenheit. Er begrüßte die Damen sehr höflich, lud sie zum Sitzen ein und stellte das Fräulein vor; es war die Tochter seiner Hauswirthin. Obgleich die Damen freundliche Worte an das junge Mädchen richteten, brachte dieses doch kaum einen Laut hervor.

Lubin entschuldigte sein Nichterscheinen durch Schnupfen und Zahnweh. Die Besucherinnen betrachteten die zahlreichen welken Lorbeerkränze, welche die Wände des engen und einfachen Stübchens schmückten,

dann die vielen Photographien berühmter und minder berühmter Persönlichkeiten, welche der junge Künstler besaß, einige Autographe und Widmungen, die er zeigte; darauf verabschiedeten sie sich. Lubin begleitete sie bis zu ihrem Wagen; Imelda nöthigte ihn, zu seinem Besuche zurückzukehren, aber er meinte, es sei eine Hausgenossin und sie genirten sich nicht vor einander.

„Ich sagte es ja — eine Seelenkrise!“ seufzte die Generalin, „er wird sich in das dumme Ding vergaffen.“

„Es dürfte schon geschehen sein,“ sagte Imelda lächelnd.

„Aber er wird sich und sein besseres Selbst wiederfinden,“ tröstete sich die Generalin, „ich werde ihm dazu behilflich sein.“

Hinterher gab es Lubin seinen Gönnerinnen zu: er war richtig noch einmal „hineingefallen“, er hatte sich verliebt. Sein Appetit und sein Humor litten indessen nicht unter dieser „Seelenkrise“, wie man bemerken konnte. Die Generalin hatte jetzt eine „Mission“ an ihm zu erfüllen, sie mußte seinen „Genius“ vor der Gefahr unwürdiger Liebesbande beschirmen. Trotz ihrer Bemühungen bekam jedoch Lubin noch einigemale während der Winters Zahnweh und Schnupfen. Das Uebel war jedoch vorübergehend, er begab sich schließlich immer wieder unter das sanfte Joch seiner Gönnerin. Im März hatte Lubin wie alljährlich sein Concert gegeben und von bekannten und unbekannten Verehrerinnen neue Lorbeerkränze geerntet.

Eines Tages kam die Generalin abermals mit bestürzter Miene hereingestürmt. „Wissen Sie schon — iebe Gräfin — Lubin . . .?“

„Nun, was ist's mit ihm? Wieder eine Krise? Aengstigen Sie sich doch seinetwegen nicht, ihm passirt nichts Böses. Er war ja noch vor einigen Tagen kannibalisch wohl und munter?“

Die Generalin hatte sich niedergelassen, um Athem zu schöpfen. „Diesmal ist es wirklich ein Unglück, Gräfin!“

Aber Imelda blieb noch immer gelassen; diesem Burschen, was sollte ihm geschehen? „Er hat sich doch nicht die Nase zerschlagen? Das wäre immerhin schade!“

„Nein, das nicht, er hat sich . . .“ Die Generalin fächelte sich mit dem Sacktuch; dann stieß sie in tragischem Tone hervor: „Er hat sich — verheiratet!“

Imelda lachte. „Aber, liebe Generalin, das ist gewiß nur ein Scherz von dem losen Vogel! Er hat Sie zum Besten gehalten.“

„Leider nein, es ist Ernst. Er ist vor drei Tagen mit ihr getraut worden — mit der dummen Gans, mit dem Nähmädchen oder was sie ist! Es ist himmelschreiend! Er — ein Genie — ein junger Gott, wie er ist, sich so in den Staub des Alltags zu werfen — sich . . .“

„Ich glaube es noch immer nicht; es wäre wirklich zu dumm von Lubin, er hat doch andere Chancen. Zwar, seinen Materialismus habe ich immer für

Renommisterei gehalten, aber gar so unvernünftig wird er doch nicht handeln."

Die Generalin seufzte. „Er konnte nicht anders, als Mann von Ehre — so schreibt er mir wörtlich: Es sind nur wenige Zeilen, da, lesen Sie!"

Die Generalin zeigte das Briefchen, das in seinem ernsten Tone die Annahme eines Scherzes ausschloß.

„Das ist rührend," sagte Imelda — „diese Kinder — welch' ein herziges Pärchen! Aber es ist immerhin eine Dummheit von Lubin; wovon werden sie denn leben? Und sich jetzt schon zu binden, sich Familiensorgen aufzuladen!"

„Es ist mehr als eine Dummheit," unterbrach die Generalin pathetisch, „es ist ein Verbrechen an seinem Genie, welches der Welt gehört. Sich wegzuwerfen an solch' ein einfältiges Geschöpf, an eine Nähmamsell, welche dem Fluge seines Genius nicht zu folgen vermag!"

„Aber sie ist ein reizendes Persönchen," entschuldigte Imelda.

„Sie urtheilen oberflächlich," entgegnete die Generalin. „Diese dumme Liese wird ihn ja nie verstehen, wird ihn herabziehen. Aber ich bin mir meiner Pflicht bewußt, ich werde meine Mission an ihm erfüllen. Man muß sorgen, daß er nicht unter gemeiner Geldmisère leidet, man muß ihm seine höhere Natur ins Bewußtsein bringen. Nur ich kann beide Pflichten zugleich an ihm ausüben. Ich schrieb ihm und lud ihn zu mir, aber er kam nicht und antwortete auch nicht." Bedeutungsvoll flüsternd fügte sie hinzu: „Er

ist mir gegenüber doch nicht ganz unbefangen. Also, Imelda, nehmen Sie die Sache in die Hand, Sie sind ganz unbefangen darin. Lassen Sie Lubin kommen und sagen Sie ihm, daß ich meine Gesinnungen gegen ihn nicht ändere. Ich behalte mir auch jetzt die Regelung seiner Angelegenheiten vor, und sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe, obgleich der Streich an und für sich unverzeihlich ist. Man verliebt sich nicht so kopflos, so unpassend, wenn man ein genialer Mensch ist. Nun aber ist es einmal geschehen, und ich will noch retten, was zu retten ist. Sagen Sie ihm, daß ich Pathin sein will bei dem kleinen Wesen, und daß ich mütterlich für dasselbe sorgen werde."

„Das ist hochherzig von Ihnen, liebe Milla," erwiderte Imelda gerührt, „wirklich großmüthig und ein unschätzbares Glück für Lubin. Denn wie soll der arme Junge Weib und Kind ernähren?" Sie mußte übrigens lächeln bei der Vorstellung: Lubin als Gatte und Vater!

Imelda versprach, die Angelegenheit vor ihrer Abreise zu ordnen. Als die Generalin gegangen war schickte sie ihren Kammerdiener nach Lubin's Wohnung. Aber der junge Künstler war sammt der Familie seiner Quartiergeberin von dort ausgezogen und Niemand wußte, wohin. Imelda schickte nun in die Musikalienhandlung, aus welcher Lubin seine Noten bezog, dann nach dem Saal Bösendorfer, wo er seine Concerte zu geben pflegte, dann noch zu einigen seiner Freunde und Collegen — nirgends aber wußte man, wohin Lubin gegangen war. Der Diener war einen halben Tag

lang unterwegs gewesen, aber nicht einmal im Polizeibureau kannte man die Adresse des jungen Mannes. Kein Zweifel mehr: Lubin entzog sich geflissentlich seinen Freunden, er schämte sich in den Tod dafür, wie ein Mann von Ehre, ja, wie ein Idealist gehandelt zu haben!

Zu Ende des Monats hatte endlich auch Julian seine Première. Das kleine Lustspiel, welches er verfaßt hatte, kam erst jetzt auf Imelda's Haustheater zur Darstellung; der Dichter hatte es so und so oft zurückgezogen, um noch daran zu ändern. Das Aendern an seinen Werken war ein eingewurzeltes Uebel bei ihm, so wenig es seinem entschiedenen Naturell ähnlich sah. Der Band Gedichte aus seiner Feder, welcher vor einigen Jahren erschienen war, verdankte Imelda's Betreiben die Druckerschwärze; Julian hätte vielleicht nie aufgehört, daran zu feilen.

Das kleine Stückchen veranlaßte einen großen Conflict. Graf Meers hatte die Liebhaberrolle für sich in Anspruch genommen, da er diese Rollen den ganzen Winter hindurch neben der Gräfin als Heldin gespielt hatte. Aber Julian, der den Grafen nicht leiden konnte, erklärte privatim der Gräfin, daß er in diesem Falle seine Arbeit zurückziehe, und Imelda entschied, daß diesmal der Autor die Hauptrolle darstellen müsse. Da in dem zweiten Stücke „Les jurons de Cardaillac“, welches, in französischer Sprache aufgeführt, das Programm beschloß, der Husaren-Lieutenant den Capitän Cardaillac spielte, so ging der Graf diesmal leer aus. Zwar figurirte er in den lebenden Bildern, welche

zwischen den beiden Einactern gestellt wurden, aber das entschädigte ihn nicht, da er auf seine jungen theatralischen Lorbeern sehr eitel war.

Meers war also an dem Festabend ein wenig unzufrieden und verstimmt, obgleich er sich davon kaum etwas anmerken ließ. Dagegen befand sich Gräfin Imelda in sprühender Laune; die turbulente Unruhe, welche dem Feste voranging und mit demselben verbunden war, hatte ihr gut gethan wie eine Arznei.

Julian's Stück hieß „Die Unvernunft des Daseins" und war eigentlich nur ein Dialog zwischen einem Zweifler und Pessimisten in der Art Schopenhauer's und einer jungen, coquetten Frau, welche mit der Liebe und über diese scherzte, aber den Philosophen erobern möchte; es gelingt ihr, doch verbrennt sie sich selbst dabei. Imelda spielte ihre Rolle mit wahrer Leidenschaft. Sie wußte, daß sie allerliebst aussah, sich auf der Bühne mit Grazie bewegte, und daß ihr Spiel überzeugend war. Uebrigens vergaß sie beinahe, daß sie spielte. Julian war seit dem Herbst kühler und zurückhaltender gegen sie geworden, und ihr war, als müßte sie ihn wirklich erobern. Sie fand zudem ein aufrichtiges Vergnügen an den zahlreichen feinen Pointen des Dialogs und sprach sich in ein wirkliches Feuer hinein.

Julian blieb Anfangs gleichgiltig, wie die Rolle es vorschrieb. Nach und nach schien ihn das coquette Spiel zu erwärmen; sein kluges, kaltes Gesicht belebte sich, seine Augen begannen sinnlich zu funkeln, wie Imelda es in früherer Zeit oft an ihm bemerkt hatte.

„Ob das nun Spiel ist oder wirkliche Empfindung!“ dachte sie, und dabei umstrickte sie ihn immer eifriger mit ihrem Lächeln, ihren coquetten Blicken. Das Glockenzeichen zum Fallen des Vorhanges war bereits gegeben; arglos näherte sie sich ihrem Partner — er sollte sie zur Schlußpointe küssen. Er hatte bei der Probe in correcter Weise in die Luft geküßt. Sie ahnte nichts Böses, aber während der Vorhang langsam zu sinken begann, traf Julian's lächelnder Blick den ihren, und plötzlich fühlte sie seine Lippen auf den ihren, ehe sie sich besonnen, hatte er ihr einen langen, heißen Kuß auf die Lippen gedrückt. Erzürnt, beschämt riß sie sich von ihm los. Nicht Ein Wort konnte sie ihm sagen, die Anderen stürmten herzu mit ihrem Beifall, ihren Glossen und Scherzreden; die Wangen brannten ihr, sie sah nicht nach dem Missethäter.

Während der lebenden Bilder saß sie selbst im Zuschauerraum. Dann spielte sie die zweite coquette Witwe mit Cardaillac, dem hübschen Lieutenant, der ihr wirklich gefiel in seiner urwüchsigen Drolligkeit. Es stand ihm so gut, wie er zuletzt mit allen seinen verhaltenen Flüchen loswetterte. Ja, er gefiel ihr, und das freute sie sehr; sie wußte, daß sie auch ihm gefiel. Sie fühlte es heute in allen Adern, allen Nerven — sie war ein Weib, war jung, reizend, begehrenswerth. Ihr Zorn gegen Julian war beinahe verflogen. Sie verzieh ihm. Als sie ihn jedoch mit dem Blick suchte, vermochte sie ihn nirgends zu finden. Er war verschwunden.

Graf Meers führte sie zu Tische, sie hatte ihm

diese Begünstigung gewähren müssen. Zwischen Thür und Angel, zwischen Salon und Speisesaal, zwischen den anderen schwätzenden und lachenden Paaren flüsterte er ihr zornerfüllt zu: „Er hat dich geküßt, ich habe es wohl gesehen — aber meine Geduld, meine Langmuth sind zu Ende!"

Seit jener Waldpartie nannte er sie bisweilen du. Sie glaubte übrigens zu bemerken, daß er wirklich aufgeregt war. Seine Eitelkeit war verletzt worden.

„Warum ärgern Sie sich meinetwegen?" flüsterte sie, ohne ihn anzusehen. „Ich bin nicht Ihre Frau!" rief sie weiter.

Er stampfte leicht mit dem Fuße auf — er, der Kalte, Gemessene, stets Correcte.

„Immer dieses Wort! Immer die Frau — gut, ich werde von morgen ab keine Frau haben, dann aber werde ich dich beim Wort nehmen!"

„Sei es!" sagte sie.

„Sei es!" erwiderte er leise, aber fest.

Imelda und der Graf ließen sich an der Tafel nieder, das Gespräch konnte aus Rücksicht gegen die Nachbarn nicht fortgesetzt werden. Man sprach von Julian's Lustspiel; natürlich fand alle Welt das Stückchen reizend, witzig, geistsprühend. Ein anwesender Kritiker bemerkte: „Um Eingang auf den Bühnen zu finden, müßte sich der Herr Doktor aber doch deutlicher an bekannte Muster anlehnen. Mit solch' originellen Sachen weiß das Publicum nicht, was es beginnen soll."

Imelda hörte das nur wie im Traum, es sauste ihr vor den Ohren. Welcher Dämon war über sie

gekommen, so mit dem Grafen zu sprechen? Wenn er sich nun wirklich von seiner Frau trennte, wenn sie, Imelda ihm eine Entschädigung schuldig wird? Er hatte heute einen Zug von Entschlossenheit im Gesicht, den sie nie vorher an ihm bemerkte. Neben an im Musikzimmer sang einer ihrer Gäste, ein renomirter Konzertsänger das „Waldgespräch“ von Schumann und wie eine böse Prophezeihung dröhnte ihr der Schlußrefrain ins Ohr: „Kommst nimmermehr aus diesem Wald!“

Sie war in ihr Boudoir zurückgekehrt. Ihre Wangen glühten noch immer, obgleich ein leichtes Frösteln durch ihre Glieder ging. Es klopfte an die Thür; sie öffnete — es war Julian. Nach einer alten Gepflogenheit plauderten sie noch oft, wenn die Gäste fort waren, über die Vorkommnisse des Abends. Aber in der letzten Zeit der Entfremdung war diese vertrauliche Angewöhnung mehr und mehr abgekommen.

Sie wollte mit einem strengen Verweis beginnen, aber er schnitt ihr das Wort ab. „Frau Gräfin,“ sagte er in seinem kältesten, förmlichsten Tone, „ich bitte Sie, zu entschuldigen, wenn ich ohne vorhergehende Erklärung, ohne vorher Ihre Zustimmung einzuholen, morgen in aller Frühe Ihr Haus verlasse. Meine Sachen sind schon gepackt.“

Imelda starrte ihn sprachlos an. Er fuhr fort: „Ich bin noch zu so später Stunde bei Ihnen eingedrungen, Frau Gräfin, um Ihnen Lebewohl zu sagen und ein Wort des Dankes für alle Güte und Freund-

lichkeit, die Sie mir in diesen Jahren zugewendet haben."

„Sie haben wohl wieder einen Ihrer Fieberanfälle, Julian!" entgegnete sie. „Sie sehen elend aus und Ihre Augen glänzen unheimlich. Ich kann auch nicht denken, daß Sie bei voller Ueberlegung sprechen. Sie haben mich heute beleidigt, mein Vertrauen mißbraucht; statt meine Verzeihung zu suchen, wollen Sie mich in rücksichtsloser Weise verlassen, als ob Sie der unversöhnlich Beleidigte wären — das ist doch gar zu sonderbar!"

„Es ist wahr, gnädige Frau, aber Sie werden mir zugeben, daß es im Leben ernste Momente gibt wo man sich über Förmlichkeiten hinwegsetzen darf, wo man lediglich nach inneren Impulsen handelt, auch wenn das — sonderbar aussieht. Solch' ein Moment ist für mich gekommen, und ich glaubte daher von der vierwöchentlichen Kündigung, die für Diener meines Schlages üblich ist, absehen zu dürfen, Sie erlauben mir das, Frau Gräfin?"

„Was um Himmelswillen soll diese ganze Komödie? Sie sind nicht mein Diener — Sie sind mein Freund! Freundschaft kündigt man überhaupt nicht, meines Wissens — oder doch?"

Er trat näher an sie heran und sie bemerkte, wie furchtbar aufgeregt er war. „Sie irren, Frau Gräfin, es war keine Freundschaft, meinerseits nicht, da war es leider — Liebe! Und Ihrerseits war es auch nicht Freundschaft, sondern nur eine gnädige Laune, und für diese bedanke ich mich in Zukunft. Wie Sie

mit mir in letzter Zeit verfahren sind, so ganz ohne Rücksicht auf mein Empfinden, als ob ich gar kein Mensch wäre mit Herz und Sinnen, so handelt man nicht an einem Freunde, nur an einem Sklaven oder Diener. Als ich Sie vor Jahren kennen lernte, Gräfin, waren Sie ein anderes Wesen als heute, zwar ein wenig zerstreut, ein wenig selbstsüchtig, launisch, despotisch, so wie eben verwöhnte Kinder des Schicksals, junge Weltdamen insbesondere sind. Sie erschienen mir als ein jungfräuliches Weib, als ein weltliches Dornröschen, welches noch auf den Ritter wartet, der seinem Leben einen Inhalt geben soll. Ich glaubte an die Reinheit Ihres Herzens; Ihre Güte, Ihre natürliche Anmuth rührte mich. Ich lernte Sie lieben! Aber seit einem Jahre sind Sie verändert, sind Sie nicht mehr was Sie waren. Ich weiß nicht, wie das gekommen ist. Jetzt sind Sie die herzlose Coquette, welche bald mit Diesem, bald mit Jenem tändelt, ohne eines wirklichen Gefühles fähig zu sein. Da haben Sie eine geheimnißvolle Zusammenkunft mit Ihrem Jugendfreunde, und dann bleiben Sie wieder einen Tag und eine Nacht mit Ihrem bevorzugten Günstling fort, man weiß nicht, wo. Was fragen Sie darnach, wie mir dabei ist — was geht Sie das an? Wer mag daran denken, wie dem Diener, dem Sklaven dabei zumuthe ist? Aber dieser Mensch, der die Wohlthat genießt, in Ihrem schönen Schlosse, in Ihrem alten Palaste verkehren und sich mit Ihnen an den Tisch setzen zu dürfen — dieser arme Teufel hat leider auch die Fähigkeit zu — leiden! Sie würdigen diesen

armen Teufel Ihres traulichen Verkehrs, Sie lassen ihn Tage und Abende lang in Ihrer nächsten Nähe weilen — was liegt daran? Er mag sehen, wie er mit sich selber fertig wird. Warum war er so verrückt, sich in seine Herrin zu verlieben? Ist es nicht schon ein großes Glück, an der Tafel der Götter sitzen zu dürfen? Tantalus weiß davon zu erzählen! Immer so zusehen dürfen, wie gut es die hohen Herrschaften haben — immer und immer zusehen! Das ist ein Vergnügen, welches der Teufel erfunden hat!" Der Athem ging ihm aus — er stockte eine Weile.

„Aber . . . ich habe das Alles nicht bedacht . . . ich begreife nicht . . ." stammelte Imelda bestürzt. Sie war auf den zierlichen Rococosessel an dem verglimmenden Kaminfeuer gesunken.

„Natürlich haben Sie's nicht bedacht — wer wird auch an so etwas denken! Ich dachte aber umsomehr darüber nach — in mir wühlte und wühlte es. Und heute, Frau Gräfin, da Sie mir dieselben verführerischen Blicke zuwarfen wie sonst den Anderen, Glücklicheren, da . . . warum sollte ich nicht auch Ihre Lippen küssen — warum nicht auch ich?"

Er beugte sich zu ihr herab, das rothe Licht der Gluth fiel in sein düsteres, leidenschaftlich bewegtes Gesicht. Sie fürchtete sich ein wenig vor ihm, doch wollte sie es sich nicht anmerken lassen. Halblaut, mit bebender Stimme flüsterte er: „Schließlich kommt es nur auf den Muth an! Aber ich hatte keinen, ich hatte die Scheu, die Thoren meines Schlages vor dem Weibe ihrer Liebe empfinden ... aber das ist vorbei ..."

und sie mit eiserner Kraft auf dem Sessel festhaltend, küßte er sie, erst unter das Ohr, dann auf die Wange, dann auf den Mund. Er küßte sie heftig, ungestüm, bis ihm selbst der Athem ausging.

Imelda wehrte sich Anfangs, vor Schrecken fast die Besinnung verlierend. Julian war immer so bescheiden gewesen — sie konnte es nicht fassen. „Lassen Sie mich," rief sie endlich, „das ist ja schändlich von Ihnen!"

Er ließ sie los. „Gut, ich gehe, Frau Gräfin. Sie lieben ja doch Keinen." Er schöpfte Athem, stand mitten im Zimmer, besann sich. „Unter solchen Umständen verzichte ich, ja, ich verzichte, und wenn Sie wollen, bereue ich mein Ungestüm. Sind Sie damit zufrieden?"

Sie wandte sich ab und sah in die Glut. „Leben Sie wohl, gehen Sie!"

„Ich gehe — leben auch Sie wohl — auf Nimmerwiedersehen!" Noch einmal trat er ihr näher und sagte sanfter: „Leb' wohl"

„Leb' wohl!" erwiderte sie tonlos. Er warf die Thür hinter sich ins Schloß.

Imelda blieb allein, bestürzt, fassungslos. Sie hatte auf seine schmachvollen Vorwürfe nichts erwidert, was hätte sie sagen sollen? Nun ging er und hielt sie für eine Dirne! Heiße Thränen schossen in ihre Augen — und doch war sie schuldig, wenn auch nicht so sehr, als er meinte. Sie weinte, sie ächzte — sie sann und grübelte. Warum war sie, gerade sie nicht glücklich, nicht frei von Vorwurf, wie andere Frauen?

Wie war das Alles gekommen, und warum? — Ihr ganzes Leben erschien ihr als ein dunkles, häßliches Wirrsal, und sie fühlte nicht die Kraft in sich, es zu klären.

Als sie sich nach einigen schlaflosen, fieberhaften Stunden von ihrem Bette erhob, war Julian fort — anstatt seiner erschien Graf Meers in ihrem Boudoir. Er fand sie blaß, müde — willenlos und als er seine Liebesbewerbung erneuerte, ließ sie ihn mit mattem Lächeln gewähren. —

Mit einemmale brauchte er nur die Hand auszustrecken, um sie zu erreichen — die Gräfin Sphinx?! — Sie wollte es mit ihm — „versuchen“. —

Zwei Wochen hindurch „versuchten“ sie es, einander zu lieben. — Als nach Ablauf derselben Meers ihr ein Telegramm vorwies, das ihn an das Bett seiner jungen Frau berief, die ihn mit einem Töchterchen beschenkt hattte — bat sie ihn dringend zu reisen, seine Frau zu versöhnen, ein guter Familienvater zu werden. Und er reiste ab — nach Abbazzia — Imelda nach dem Waldschlosse. Sie waren einander müde. —

Wieder ist Imelda daheim in ihrem alterthümlichen düstern Schlafgemache. Ihr ist so elend zu Muthe, wie nie vorher im Leben. —

„Man kann sterben!“ sagt sie sich und ein unheimliches Frösteln durchdringt ihre zarten Glieder. Sie öffnet einen der kostbaren, uralten eingelegten Schreine neben ihrem Bett und nimmt ein Etui heraus, darin ruht der funkelnde Dolch, auf violettem Sammt gebettet. Wie gut hatte es Theodora ausgeführt —

gleich todt, ohne Blut, fast ohne Todeskampf! Es gehört Glück dazu, sich so umzubringen! Theodora hatte ein Recht zu sterben, das Räthsel des Lebens und der Liebe war ihr gelöst. Sie liebte, und sie wußte, daß sie die Gegenliebe unwiederbringlich verloren hatte. Aber für sie, Imelda, ist das große Räthsel noch ungelöst. Sie legt den Dolch wieder in seine Scheide zurück; sie spielt nur mit dem Gedanken: man kann ja auch sterben. Ihr Leben ist ein verworrener Traum — sie wartet. Sie wartet auf die Lösung des großen Räthsels. Sie hat keine Vorstellung von Glück — sie wünscht nicht, lange zu leben; aber sie will ergründen, was ihr so verschleiert, so verworren ist. Dann kann man sterben!

V.

Es war Ende April, gerade ein Jahr seit dem Tode des alten Grafen, als Imelda auf das Waldschloß kam. Wie sie hörte, weilte Graf Odilo seit ungefähr einer Woche da und er bewohnte wie immer sein Thurmzimmer; doch kam er diesmal nicht wie sonst, sie zu begrüßen. Sie hatten sich seit jener Scene in dem Forsthause nicht wieder gesehen, und wie es schien, grollte er ihr; er hatte ihr das Abenteuer mit dem Grafen wohl nicht verziehen. Sie mied es sorgfältig, ihm zu begegnen, und — vielleicht that der Zufall auch das Seine — trotz der Nähe ihrer Wohnungen trafen sie einander nicht.

Imelda wurde bald nach ihrer Ankunft durch einen Besuch der alten Baronin von Felde überrascht — nicht eben erfreut, denn die alte Frau mit ihrer diplomatischen Redseligkeit war ihr nie sympathisch gewesen. Die Baronin hatte endlich eine Braut für ihren Sohn gefunden, eine reiche Bierbrauerstochter aus der Umgegend, und sie bat jetzt Imelda, diese möge Einfluß

auf ihren Sohn nehmen, damit er sich „vernünftig" betrage. Victor hatte in Folge Imelda's Betreiben seinen Abschied genommen und verwaltete jetzt sein Gut; er hatte Imelda im Herbst das Ehrenwort gegeben, gegen seine Laster anzukämpfen. Die Mutter versicherte, er sei „ganz brav", aber Imelda wußte sehr gut, daß der Alten nicht zu trauen war.

„Victor ist ein Mann," sagte Imelda, „und wenn er nicht aus eigenem Antrieb vernünftig ist, so werde ich kaum etwas ausrichten können." Uebrigens nahm sie eine Einladung für den nächsten Sonntag an, wo Victors Braut zu Besuch erwartet wurde.

Sie fuhr am Nachmittage des folgenden Sonntags nach Feldau. Das Herrenhaus daselbst war in Erwartung der Braut in Stand gesetzt worden. Die Rabatten des Gartens waren gepflegt, obgleich nur mit den gewöhnlichsten Aurikeln bepflanzt, die zerbrochenen Fensterscheiben eingesetzt, die Glaswände der Veranda gewaschen. Nur die Bilder der Majestäten trugen noch immer die vorjährigen Spuren einer zahlreichen Fliegenbevölkerung.

Imelda fand die ganze Gesellschaft bereits versammelt. Victor sah nicht sehr vertrauenerweckend aus; sein hübsches Gesicht war gedunsen, seine blauen Augen wässerig und ausdruckslos. Er saß hinter einer Weinflasche und schien dieser viel mehr Aufmerksamkeit zu schenken als seiner Braut, einem dicken, unhübschen, recht einfach aussehenden, aber stark aufgeputzten Mädchen. Imelda fing mit der jungen Dame

ein Gespräch an, worüber sich diese sehr geschmeichelt fühlte.

Die Brauerstochter bewunderte die Façon von Imelda's Robe, dann ihr Armband, dann ihre Frisur — sie bewunderte eben Alles an der Frau Gräfin. Da Imelda es versuchte, das Gespräch auf den Lebenswandel des Bräutigams zu bringen, meinte die Braut gleichmüthig: „Die Männer sind halt schon so".

„Ich bin ganz und gar nicht einverstanden mit Ihrer Wahl," sagte Imelda später zur Baronin. „Victor braucht eine Frau, die ordentlich und verständig den Pantoffel schwingt, eine energische und verständige Frau. Das wird nicht gut enden."

Die Baronin rechnete dagegen die Mitgift der Brauerstochter auf, mit der man die ganze auf Feldau ruhende Schuldenlast tilgen konnte. Imelda fühlte sich bald unbehaglich unter dieser spießbürgerlichen, breitspurig schwätzenden Gesellschaft und brach unter einem Vorwand auf. Victor begleitete sie bis zu ihrem Wagen.

„Schau', Imelderl," greinte er mit unsicherer Stimme, „du bist doch Schuld an Allem. Wenn ich dich bekommen hätte, ich wäre ein anderer Mensch geworden. Jetzt trinke ich aus Desperation." Mit der sentimentalen Rührung eines Halbbetrunkenen erging er sich in Jugenderinnerungen und sprach von dem ersten Kuß, den sie ihm damals im Waldauer Parke gegeben hatte, an dem Tage, als sie mit ihrem Vetter verlobt wurde. „Schau', 's war halt ein Unglück! Was hast du davon, hast doch keinen Mann und nix

auf der Welt! Der Mensch kann einmal nix gegen das Unglück!“

Als sie in den Wagen stieg, weinte er, reichliche Thränen flossen über seine Wangen. Sie empfand Abscheu vor ihm und doch Mitleid. Welch' ein schmucker, ritterlicher, selbstbewußter Bursche war er damals gewesen, als sie sich zum erstenmale von ihm küssen ließ. Was war aus ihm geworden und was hatte sie auf der Welt?

In trostloser Stimmung langte Imelda in Waldau an, eben, als die letzten Sonnenstrahlen des schönen Frühlingssonntages auf den Mauerzacken des Schlosses verglühten. Sie stieg an dem Parkthor auf der Waldauer Hauptstraße aus, um zu Fuß nach dem Schlosse zu gehen. Sie hatte eben von ihrem Wagen aus einen Bahnzug nach der Station fahren sehen. Jetzt, als sie durch den Garten dem Schlosse zuschritt, gewahrte sie eine fremde Frauengestalt, welche dieselbe Richtung zu nehmen schien. In früheren Jahren hatten Fremde häufig den Park und Garten besucht, ihr Großvater hielt die Anlagen für das Publikum offen, Odilo aber hatte alle Zugänge vom Bahnhof und von der Straße absperren lassen. Nach der Waldseite mußte der Park allerdings offen bleiben, aber von dieser Seite nahte nur sehr selten ein Fremder. Unwillkürlich fiel Imelda die junge Dame auf, welche nach dem Schlosse ging. Sie beschleunigte ihre Schritte, um den Weg der Fremden zu kreuzen; eine Ahnung stieg in ihr auf, als sie das reiche, röthlichblonde Haar derselben unterschied.

Plötzlich stand sie der Fremden unmittelbar gegenüber. Diese üppige und doch schlanke Gestalt, deren jugendschöne Formen das einfache graue Wollkleid verrieth, dieses glänzende, goldig schimmernde Haar, diese vollen, kindlich runden Wangen mit den schelmischen Grübchen, dieser kleine Mund mit den leicht aufgeworfenen Lippen, diese hellbraunen, leuchtenden, verwundert blickenden Augen, dieser blendend weiße Teint, dieses strahlend schöne Gesicht, welches einige dunkle Sommersprossen nicht zu entstellen vermochten — Imelda kannte dies Alles! Sie wußte genau, wen sie vor sich hatte. Ein unsinniger, blinder Zorn ererfaßte sie. So hatte Odilo es dennoch gewagt, seine Geliebte hierherzubringen, in dieses Schloß, in dem zu wohnen und zu weilen er nur durch sie, Imelda, ein Recht erhalten hatte! Ihr Frauenname, ihre Frauenwürde galten ihm nichts — er hatte nicht einmal Achtung vor ihrer Anwesenheit. Seine Geliebte — hier — zugleich mit ihr, die immerhin seine Frau hieß und die einzig rechtmäßige Eigenthümerin und Bewohnerin dieser durch unvergängliche Jugenderinnerungen geweihten Räume war!

So heiß loderte ihr Zorn auf, daß er ihr fast Thränen in die Augen trieb. „Was wünschen Sie hier?“ frug sie barsch und herrisch. Die Fremde schien so sehr überrascht und erschrocken, daß sie nicht gleich eine Antwort fand. — „Was wünschen, was suchen Sie hier?“

„Ich muß — nach dem Schlosse“ — stammelte die junge Frau verschüchtert.

Aber ihre Verwirrung entwaffnete Imelda's Zorn nicht, im Gegentheil, diese Spuren des Schuldbewußtseins steigerten ihre Entrüstung. „Der Eintritt für Fremde ist verboten," sagte sie herrisch, „wenn Sie das nicht wußten, hätten Sie es weiter unten auf der Tafel lesen können. Falls Sie etwas hier zu thun haben, erledigen Sie es schriftlich oder gehen Sie nach Nieder-Waldau zu dem Verwalter." Und sie wies mit der Hand in nicht mißzuverstehender Weise nach dem Ausgang.

Aber die junge Frau ging nicht. Es zuckte trotzig um ihre vollen Lippen, sie warf den Kopf zurück und blickte stolz auf Imelda. Ich habe mit dem Herrn Grafen zu sprechen," sagte sie fest.

„Das mag sein," entgegnete Imelda, „aber Sie werden das dann anderswo thun. Ich gestatte nicht, daß Personen Ihres Schlages mein Haus betreten. Ich bin hier die Herrin — gehen Sie!"

Die Thränen schienen der jungen Frau nahe, sie kämpfte zwischen Trotz und Weinen. „Gut, ich werde gehen, Frau Gräfin, aber Sie haben nicht das Recht, mich fortzuschicken, mich wegzujagen, wie eine — schlechte Person! Wenn Jemand zu dem Grafen kommen darf, wann immer es ist, so bin ich es; und ist es auch wohl sein Haus, in dem er thun kann, was er will."

„Sie irren, meine Liebe," versetzte Imelda hochfahrend, „er darf, hier wenigstens, nicht thun, was er will. Ich erlaube nicht, daß Sie einen Schritt

weitergehen! Treffen Sie ihn, wo Sie wollen — hier nicht, und nun fort!“

Große, glänzende Thränen stürzten jetzt über die rosigen Wangen der Fremden, und leidenschaftlich ausbrechend, rief sie: „Es ist eine Schlechtigkeit von Ihnen, Frau Gräfin! Der Graf hat Ihnen doch so viel Gutes gethan — wie können Sie es über's Herz bringen —?“ Sie stockte.

Betroffen über diesen Ton, sagte Imelda: „Ich weiß nicht, welche Märchen Ihnen der Graf erzählt hat, es kümmert mich auch nicht. Ich bitte Sie — gehen Sie!“

Aber der Muth der jungen Frau schien zu wachsen; sie trocknete sich mit dem Taschentuch die Thränen ab und rief: „Gar keine Märchen, gnädige Frau! Ich weiß Alles — haben wir doch, er und ich, seit sieben Jahren Freud und Leid getheilt. Ich rufe Gott und die ganze Welt zu Zeugen auf: Wer gehört zu ihm — ich, sein Weib, zu dem er so viele Jahre lang treu gehalten hat, ich, die Mutter seines Kindes — oder Sie, der er aus bloßem Mitleid und Erbarmen seinen Namen gegeben hat?“

Imelda verstummte bei dieser kühnen und sonderbaren Rede, und die Andere fuhr beflügelten Tones fort: „Sie haben mich immer gedauert, von Herzen gedauert, Frau Gräfin! So jung und so allein in der Welt, ohne Mann! Und gern haben Sie ihn doch gehabt, den Meinen, er leugnet's zwar, aber ich glaub's nicht; Sie haben ihn halt doch gern gehabt. Und wenn wir so recht glücklich miteinander waren, da habe

ich, so ganz im Stillen, an Sie gedacht, Frau Gräfin. Aber jetzt ist's vorbei, jetzt sehe ich, was für eine herzlose Person Sie sind. Mit Ihnen hätte er freilich nicht leben können! Sie bringen es über sich, mich von hier fortzujagen, da Sie es doch nur ihm zu danken haben, daß Sie hier sein dürfen, da Sie ihm doch Alles verdanken, Ihren Namen, Ihr gutes Leben und Alles! Und weil Sie eine „Frau" heißen, durch seine Güte, meinen Sie, Sie dürfen mich beschimpfen? Denken Sie doch an Ihre Mutter! Die war ja doch nichts Anderes als ich, und wer weiß, ob sie so gut mit ihrem Manne gelebt hat, wie ich. Ich schäme mich für Sie, Frau Gräfin!" Die Sprecherin hielt jetzt inne.

Imelda hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und war auf eine Bank gesunken, die am Wege stand. Eine peinliche Pause trat ein.

„Ist die Frau Gräfin unwohl?" fragte die junge Frau zaghaft.

Imelda schüttelte den Kopf und machte ein Zeichen, die Andere möge gehen.

„Seien Sie nicht böse, gnädige Frau," sagte die Fremde reumüthig, „ich bin auch so in die Hitze gerathen; ich bitte Sie, verzeihen Sie mir, Frau Gräfin — Sie haben mir auch so sehr wehgethan!"

Imelda nahm die Hände von dem todtblassen Gesichte und sagte, mühsam nach Fassung ringend: „Ich war es, die sich übereilt hat — ich weiß nicht, wie das geschehen konnte. Bitte, lassen Sie mich allein — gehen Sie nur zum Grafen."

„O nein — nein, wenn es die Frau Gräfin nicht wünscht! Ich wußte ja nicht, daß Sie hier sind; er hatte mir nichts gesagt, ich wäre ja sicher nicht gekommen. Wie böse wird er jetzt auf mich sein!"

„Sagen Sie ihm nichts, liebes Kind, daß wir uns begegnet sind."

„Wenn die gnädige Frau es so wünscht."

„Und jetzt gehen Sie — vielleicht erwartet er Sie — gehen Sie! Und kommen Sie, bleiben Sie, ohne Rücksicht auf mich."

Der jungen Frau schien diese plötzliche Wandlung doch seltsam, sie konnte sich nicht entschließen, zu gehen. Imelda drängte sie immer mehr dazu und ließ sich nochmals das Versprechen geben, daß der Graf von dieser Unterredung nichts erführe. Endlich ging die junge Frau, nachdem sie in ihrer reumüthigen Stimmung noch versucht hatte, Imelda die Hand zu küssen. Imelda hielt die jugendwarme, schöngeformte, aber etwas arbeitsrauhe Hand eine Weile in der ihren, zum Zeichen der Versöhnung, dann sah sie mit verstörtem Blick, wie die schlanke Frauengestalt in der Richtung des Thurmes verschwand.

Zum zweitenmale war plötzlich ein Schleier zerrissen, der ihr eigenes Leben verhüllt hatte: sie sah! Mit der Helle und Raschheit des Blitzes war ihr Alles, Alles klar geworden. Sie war mit Blindheit geschlagen gewesen — wie hatte sie vorher nicht geahnt, nicht begriffen, was sich ihr hundertfach aufdrängte? Lückenlos schloß sich Glied an Glied des Beweises, so weit sie zurückdachte. Es blieb auch nicht der leiseste

Zweifel: ihre Eltern waren nicht gesetzlich verbunden gewesen und sie hatte darum keinen Anspruch, weder auf den Namen, noch auf den Besitz ihres Großvaters. In bürgerlichen Kreisen mag sich hier leicht ein Ausweg finden; ihr aristokratischer Großvater aber war rathlos, wie er dem illegitimen und doch zärtlich geliebten Enkelkinde einen Namen und ein Erbe sichern sollte; denn beides, der Name wie das Erbe, gehörten Odilo allein! Sie dachte an ihre Kindheit, ihre Jugend — sie selbst hatte ein Geheimniß geahnt, sie war immer auf etwas Dunkles, Unbegreifliches gestoßen, über das sie nie hinauskam; aber sie hatte sich in jugendlichem Leichtsinn darüber hinweggesetzt. Darum erzog sie der Großvater in der Verborgenheit — darum verbarg er sie vor Gästen — darum verbot er ihr den Tittel Gräfin — darum stellte er ihr das Kloster in Aussicht — darum fahndete er nach Odilo, dem er die Wahrheit nicht mehr vorenthalten durfte! Und — ihr schwindelte — an jenem Abende, in jener endlosen Unterredung hatte er dem jungen Vetter Alles entdeckt. Aus Mitleid, vielleicht auch gedrängt von dem Alten, entschloß sich Odilo, **ihr**, der Enterbten, der Namenlosen, seinen Namen zu geben. Wie in Stein gemeißelt stand jedes seiner Worte vor ihrer Seele: „Es geschieht, um deine Zukunft zu sichern" — „eine Ceremonie, die nur wegen der Welt nöthig ist" — „du wirst mir glauben, daß es zu deinem Besten ist." — Sie entsann sich jetzt, daß sie niemals eines der auf ihre Existenz bezüglichen Documente zu Gesicht bekommen hatte, ja, daß Odilo, als der Ehe-Contract

unterzeichnet wurde, wie zufällig ein Löschblatt auf den Text legte. Dieser Ehe-Contract, der völlige Gütergemeinschaft zwischen den Gatten festsetzte — sie hatte ihn Odilo höhnisch vorgeworfen, und doch war derselbe ein Act seltener Großmuth seinerseits. Er hätte ihr, der Enterbten, einfach ein Nadelgeld aussetzen können, aber er theilte bedingungslos mit ihr. Er hatte ihr das schöne Schloß gelassen, weil sie in demselben herangewachsen war, und er begnügte sich mit einem einzigen Zimmer und räumte auch noch dieses, wenn sie mit ihren Gästen hier einzog; und für all' die Großmuth, für all' den Zartsinn, mit dem er auf die Wünsche des Greises eingegangen war, hatte er nichts weiter verlangt, als daß sie an die Reinheit seiner Absichten glaube, auch wenn der Schein gegen ihn sei. Aber sie, sie hatte ihn beschimpft, gekränkt, in brutaler Weise von sich gestoßen. Ohne Zweifel war er noch nach dem Tode des Großvaters mit der Absicht zu ihr gekommen, sich zu erklären, eine Verständigung zu suchen. Sie jedoch hatte ihn geschmäht und verhöhnt, und er hatte stolz geschwiegen. Ein Jahr war seither vergangen, aber sie fühlte noch jetzt seinen großen, ernsten Blick, und sie meinte unter diesem Blick zu vergehen. Wie die Posaunen des Gerichtes tönte ihr sein Wort ins Ohr: „Ich lege keinen Werth mehr auf deine gute Meinung — es gibt Dinge, die ich nie verzeihe.“

Niemals konnte er ihr vergeben, und für immer, für ewig hatte sie seine Achtung, seine Sympathie verscherzt. Strahlend, fleckenlos, in übermenschlicher Größe und Reinheit stand sein Bild vor ihrer beben-

den Seele. Sie empfand, sie dachte in dieser Stunde nicht, daß auch er an ihr gefehlt haben konnte. — Er, der das Gute that, ohne um Lohn und Anerkennung zu fragen — er, der den falschen Glanz nnd Flitter der großen Welt verschmähend, auf einsamer Höhe lebte, stolz sich selbst genügend, in reiner Treue dem armen Kinde zugethan, daß er zu seinem Weibe gemacht hatte — es dünkte ihr, daß er in seliger Verklärung über der dunklen, verworrenen, zweifelvollen, verwunschenen Welt schwebte, welcher sie verfallen war. Theodora hatte an ihm gesündigt, aber sie hatte doch die Reinheit seines Lebens begriffen, ebenso Julian, der Fremde, Unbetheiligte — nnr sie, sie hatte nicht an ihn geglaubt und doch hatte ihr Herz sich heimlich gesträubt gegen all' die Vorwürfe und Schmähungen, die sie gegen ihn ausgestoßen hatte. Nnr das Eine, Einzige hatte er von ihr verlangt, daß sie an ihn glaube — und dieses Eine, Einzige hatte sie nicht erfüllt, ein Dämon, ein Teufel hatte es ihr verwehrt. Das Werk des Dämons war jetzt vollendet! —

Sie sprang auf und lief dem Schlosse zu. Sie mußte fort, ganz fort, und für immer. Wo sie auch den Fuß hinsetzte, es war sein Grund und Boden — so konnte sie nicht länger hier weilen, keine Nacht mehr unter dem Dache zubringen, unter dem er allein der Herr war. Und niemals wollte sie seinem Blicke begegnen, diesem ernsten, festen, klaren, ruhigen Blick — o, sie würde das nicht überleben! Also rasch, rasch fort! Vielleich plauderte Sepherl dennoch, und sie, Imelda, mußte fort sein, bevor das geschehen war.

Imelda kam in das Schloß, dessen düstere, weitläufige Räume schon von der grauen Dämmerung des Abends erfüllt waren, während auf den Höhen der nahen Berge noch der letzte Abendschein glühte. Hortense war glücklicherweise abwesend, sie hatte den freien Nachmittag zu einem Ausflug benützt. Man meldete Imelda das Diner, aber sie hörte gar nicht darauf. Sie befahl den Wagen und packte selbst in fliegender Eile einige Wäschestücke zusammen, dann ihre Juwelen, es waren Geschenke ihres Großvaters — die durfte sie behalten. Das Baargeld, welches sich eben in ihrer Schatulle befand, steckte sie ebenfalls zu sich. Ueber das einfache Promenadenkleid, welches sie heute in Feldau getragen hatte, nahm sie noch einen Regenmantel. So stand sie jetzt mitten im Zimmer und dachte, ob sie noch etwas zu besorgen habe. Das Kammermädchen sah ihr in starrer Verwunderung zu. Man war an allerlei Launen der Herrin gewöhnt, aber diese überstürzte Abfahrt, unmittelbar vor dem Diner, war doch zu sonderbar.

„Hortense soll warten bis ich schreibe,“ sagte die Gräfin zu dem Mädchen, „ich weiß nicht, wann ich komme. Lassen Sie den Wagen anspannen!“

„Will die gnädige Gräfin nicht eine Toilette wenigstens . . .?“

„Nein — nein!“ Und jetzt fiel Imelda ein, was sie noch zu thun habe. Sie eilte an den Schreibtisch und warf folgende Worte auf das Papier: „Ich weiß Alles und gehe. Ich bitte dich, mich meinem Schicksal zu überlassen. Nimm Alles zurück, was ich unwissent-

lich von Dir empfangen habe — deinen Besitz und deinen Namen. Du hast nicht recht an mir gehandelt — du warst mir Wahrheit schuldig. Die Qual dieser Stunde wiegt die Jahre sorglosen Genusses auf, welche deine Großmuth mir verschafft hat."

Sie adressirte diese Zeilen an den Grafen und ließ sie auf dem Schreibtisch liegen; früher oder später würden sie in seine Hände gelangen. Sie mußte lächeln, bitter lächeln, als sie ihm schrieb, daß sie auf seinen Namen verzichte, denn sie wußte dann nicht einmal, wie sie hieß. Uneheliche Kinder führen den Namen ihrer Mutter, aber sie wußte nicht, wie der ihrer Mutter war. Man hatte ihr nie von dieser Frau gesprochen.

Sie warf incht einmal einen Abschiedsblick auf die Räume, welche sie seit ihrer Kindheit bewohnt hatte; ihr war Alles gleichgiltig. Als sie die Schwelle überschritt, stieß sie mit dem Fuß an etwas Großes, Weiches, Zottiges — es war Satan, der sie anfauchte und anwedelte. Er war krank und lebensmüde, daher hatte sie ihn nach Feldau nicht mitgenommen; nun war er gekommen, sie zu begrüßen.

„O mein armes Thier!" rief Imelda, ein schmerzlicher Schauer ging durch ihr Inneres. Sie ließ hier Niemanden zurück, der sie liebte, als diesen armen, alten Hund. Denn nicht einmal Hortense, welche sie mit Güte überhäuft hatte, war ihr zugethan. Das unhübsche Mädchen litt an weiblicher Eifersucht, ärgerte sich, daß Niemand sie beachtete, und verklatschte ihre

Herrin als unverbesserliche Coquette. Imelda wußte das, aber sie hatte es großmüthig verziehen.

„Komm," sagte sie jetzt zu Satan. Sie konnte ihn nicht verlassen. Nun fiel ihr auch noch Monsieur ein; sie wollte ihm ein Wort des Lebewohls sagen, gewiß wartete er in der Galerie auf das Diner. Sie eilte dorthin, der alte Mann saß am Fenster eingenickt. Sie warf nur einen flüchtigen Blick auf sein graues, dünnes Haar, das spärlich den Schädel bedeckte, und ging. Satan keuchte jämmerlich hinter ihr her.

„Was soll ich mit dir beginnen?" sagte sie schmerzlich zu dem Thier. Es wedelte müde und sah bekümmert zu ihr auf, als theile es ihre Sorge. „Es ist zu Ende mit uns Beiden," flüsterte sie; wie sollte sie das alte kranke Thier in die Ferne schleppen, ins Ungewisse? Bei ihren Juwelen lag auch ein kleines, schmales Etui — der funkelnde Dolch, der schon einmal seine Schuldigkeit gethan hatte. „Man kann ja sterben!" hatte sie sich gesagt, als sie mit zitternden Händen ihre Sachen packte. Es war vielleicht das Einzige, was ihr übrig blieb. Sie dachte ruhig daran, wie an irgend eine andere Möglichkeit; was aber sollte aus Satan werden? — Noch einmal sagte sie zu dem Hunde: „Es ist aus mit uns Beiden, Satan — komm!" Ihr Entschluß war gefaßt. Sie nahm den Hund am Halsband und lief mit ihm fort in den Park hinaus, den dämmerigen Weg auf die Waldhöhe zu. Satan vermochte ihr kaum zu folgen, er keuchte ängstlich, winselte leise. Sie streichelte ihn und sagte ihm tröstende, zärtliche Worte.

Nun bog sie von dem Hauptweg ab, welcher jetzt stark zu steigen begann. In wenigen Augenblicken hatte sie das Haus des Waldhegers erreicht, der auch als Parkwärter fungirte. Der Mann saß vor der Thür, rauchte sein Pfeifchen und grüßte respectvoll die Herrin.

„Peter," sagte diese hastig, „mein Hund ist krank und ich will ihn nicht mehr leiden sehen. Machen Sie ein Ende. Sie werden ihn doch gut treffen?"

Peter, die heftige Aufregung seiner Herrin bemerkend, machte einige Einwendungen; aber sie bestand auf ihrem Willen. Sie befahl jetzt Satan, Peter zu folgen, aber Satan wollte nicht — er ahnte Böses. Schwerfällig richtete er sich auf und legte die Vordertatzen auf die Schultern seiner Herrin. Sie sah voll in sein ehrliches Hundegesicht, während Thränen über ihre Wangen liefen. „Geh', Satan, es muß sein!" Peter machte abermals Einwendungen: „Da es der Frau Gräfin so hart geschieht —", aber sie befahl. Peter ging, gefolgt von Satan. Der Hund blieb nochmals stehen und sah fragend nach ihr zurück, aber sie winkte ihm fort, und er trabte jetzt getrost hinter Peter her. Imelda saß auf der Bank vor dem Hause; sie weinte und das that ihr wohl. Rings um sie thürmte sich der Wald, in den grauen Flören der Dämmerung verschwindend. Hoch oben segelten einige rosige Abendwölkchen munter am Himmel dahin. Es war so still — so still. Die Hühner des Hauses trippelten heran, beguckten sie mit schief geneigten Köpfen und gluckten leise.

Wohl eine Viertelstunde verging. Jetzt fiel ein Schuß, lange nachhallend in der Stille des Abends. „Satan!“ schrie sie, heftig aufschluchzend — und doch wurde ihr eigenthümlich leicht um's Herz: man kann ja sterben! — Sie wartete die Rückkehr des Peter nicht ab, der den Hund weiter in den Wald hineingeführt hatte. Sie legte ein Geldstück auf die Bank und ging — vielmehr, sie lief; die Angst, Odilo könne von ihrer Flucht erfahren haben und sie suchen, beflügelte ihren Schritt. Es wurde rasch dunkel in dem Walde, obgleich derselbe erst schwach belaubt war.

Plötzlich hörte Imelda in einiger Entfernung einen Ruf, der sie erbeben machte — es war Odilo's Stimme; er rief Jemanden an. Sie blieb stehen, um zu lauschen, nun verstand sie auch seine Worte. „He, Kinder, habt Ihr nicht die Gräfin gesehen?“ Sie hatte die Kinder, welche Holz lasen, vorher bemerkt; aber sie hörte auch, daß die Kinder bejahend antworteten: „Die Frau Gräfin sei den Weg hinaufgegangen.“ — Imelda, zitternd wie eine Verbrecherin, klomm den Abhang zu ihrer Rechten empor und verbarg sich hinter einem Brombeergebüsch. Ihr Kleid war dunkel und es dämmerte stark: sie hoffte also, Odilo würde sie nicht gewahren: Gleich darauf hörte sie einen raschen, beschleunigten Schritt: Odilo stürmte an ihr vorüber in den Wald hinauf. Er hatte weder Hut noch Handschuhe, schien unvorbereitet vom Hause fortgelaufen zu sein; kein Zweifel, er wußte von ihrer Flucht, hatte vielleicht ihren Brief schon gelesen — Sepherl hatte nicht schweigen können. Sie hatte ihn seit dem vorigen

Herbst nicht gesehen — sein Anblick trieb ihr das Blut zum Herzen, raubte ihr fast die Besinnung. Unmöglich, ihm unter die Augen zu treten — sie würde vergehen! Und die Gefahr, ihm zu begegnen, gab ihr die Klarheit des Denkens wieder. Sie hatte einen Vorsprung von mindestens einer halben Stunde, wer weiß, ob er auf den Gedanken kam, sie bei dem Heger zu suchen; dann lief er vielleicht bis zur Waldhöhe hinauf. Sie glitt also aus ihrem Versteck hervor und flog den dämmernden Pfad entlang, durch den lieben, trauten Wald, wo jeder Baum sie zu grüßen schien; aber sie achtete nicht darauf.

Als sie athemlos von dem eiligen Laufe beim Schlosse ankam, hörte sie das elektrische Zeichen eines signalisirten Zuges; sie wußte nicht, welcher es war, aber gleichviel, sie wollte lieber mit der Bahn fort, das mochte schneller gehen.

„Zur Station!" rief sie dem bereits wartenden Kutscher zu.

Es war ein gemischter Zug, der nach Graz ging; dorthin hatte sie vorläufig flüchten wollen, und dann mit dem nächsten Zuge nach Wien oder Triest. Sie ließ von dem Kutscher ein Fahrbillet lösen und sich in ein Coupé zweiter Classe unter allerlei Leute schieben, denn der Zug führte keine erste Classe. Der Stationschef stand mit sehr erstaunter Miene dabei. Vor einer Viertelstunde war der Personenzug durchgekommen, der hatte auch Coupés erster Classe.

„Es ist schade," sagte Imelda, „aber ich komme immerhin rascher fort als mit meinem Wagen."

Der Zug ging ab und wie im Traume hörte sie das Geschwätz der Passagiere in dem schwach erleuchteten Coupé. So war sie fort, fort — und Satan lag mit zerschmetterten Schädel dort oben im Wald — Alles zu Ende. — — —

Als sie in Graz ankam, war der Zug eben nach Triest abgegangen, ein anderer ging in einer Stunde nach Wien. So wollte sie denn nach Wien — es war ganz gleichgiltig, wohin. Sie hätte sich auf die Schienen werfen mögen, unter die Räder einer Locomotive. Es erschien ihr nichts mehr als ein Schreckliches, als der Gedanke an ihn, der sie so tief beschämt hatte. Ihr eigenes Leben dünkte ihr die gleichgiltigste Sache von der Welt — grundgleichgiltig der Ort, wo sie jetzt hinging, das Schicksal, welches sie dort erwartete. Aber hier sterben, in aufsehenerregender Weise, das wollte sie nicht — seinetwegen nicht! Sie wollte ihm nicht mehr im Wege sein, nicht einmal als Todte. Und dann, wie feige wäre sie ihm erschienen, daß sie den Verlust dessen nicht überwinden konnte, was er ihr großmüthig zugewendet hatte.

Die Stunde in dem Wartesalon war schrecklich. Sie zitterte unaufhörlich, daß Jemand kommen, sie erkennen, sie hindern oder zurückhalten würde; aber es kam Niemand.

Sie saß endlich ganz allein in dem einzigen Coupé erster Classe. Bemittelte Personen pflegen diesen Personenzug nicht zu benützen. Sie fuhr jetzt denselben Weg zurück, den sie vor einer Stunde gekommen war, und noch einmal durch Waldau. Bevor

man in die Station Ober-Waldau einfuhr, konnte man einen Augenblick lang das Schloß sehen. Sie blickte hinaus. Man unterschied in der nächtlichen Dunkelheit das Schloß nicht, aber die hellerleuchteten Fenster des Thurmzimmers flogen wie aufblitzende Sterne an ihr vorbei; Odilo wachte noch, obgleich es nicht ferne von Mitternacht war. Sie lehnte sich eilig zurück, als hätten ihr die erleuchteten Fenster ins Gesicht sehen können.

Wenn sie Odilo gekränkt hatte, so war er jetzt gerächt. Er blieb dort zurück, in seiner schönen, reizgeschmückten Heimat, sein Weib im Arm. Sie floh in die Fremde, einsam, beraubt, gebrochen — innerlich vernichtet. Sie ging einem ungewissen, dunklen Lose entgegen, mit dem einzigen Trost im Herzen, „daß kein Mensch zu arm sei, um nicht einmal sterben zu können“. — — —

Viertes Buch.

I.

Während der vielstündigen Eisenbahnfahrt durch die Nacht hatte sich Imelda wiederholt: Sie durfte jetzt nicht sterben, jetzt nicht feige dem Leben entfliehen! seinetwegen, Odilo's wegen nicht; sie mußte ihm zeigen, daß sie die Wohlthat entbehren konnte, die er ihr zugewendet hatte. Aber wie? — Unerfahren, wie sie war, hatte sie keine Ahnung, wie sie ein neues Leben beginnen sollte. Der Gedanke kam ihr, zur Bühne zu gehen, aber sie wußte nicht, ob man dazu längere Vorstudien braucht, ob größere Geldmittel — sie wußte nichts. Vor allen ihren früheren Freunden und Bekannten mußte sie sich verbergen; das Palais wollte sie nicht mehr betreten — es gehörte ihm. — Jetzt dachte sie an Julian. Ihm allein konnte sie sich anvertrauen; sie fühlte, daß sie ihm Alles, von Anfang bis zu Ende erzählen konnte, vor ihm schämte sie sich nicht, daß sie mittellos und keine Gräfin mehr war. Die ganze Welt, in welcher sie bisher gelebt,

zerfloß in nichts — nur Julian blieb ihr. Sie wußte, daß er im Unglück treu zu ihr stehen, ihr helfen, ihr rathen würde. Das nächste war also, Julian aufzusuchen und ihn zu versöhnen.

Als das fahle Licht des frühen Morgens zu dem Wagenfenster hereinfiel und sie die Wiener-Neustädter Ebene erkannte, war ihr Entschluß so weit gediehen. Sie seufzte schmerzlich. Als sie gestern Abends von Graz abfuhr, hatte sie gemeint, das Schwerste hinter sich zu haben, weil sie unbemerkt aus dem Bannkreis des Waldschlosses entkommen war. Es war eine Täuschung gewesen, das Schwerste kam erst — das neue Leben, dessen Beginn dieser nebelgraue Frühlingsmorgen beschien.

„O, mein Gott, wie leben mit einem ganz zerbrochenen Herzen!“ sagte sie halblaut; dieses Wort war in einer Dichtung Julian's vorgekommen, sie wußte nicht, in welcher. Es hatte sie eigenthümlich getroffen und berührt, so kindisch das klang, das „ganz zerbrochene Herz“. Jetzt fand sie keinen besseren Ausdruck — ganz unwillkürlich rang es sich aus ihrem kummerdurchwühlten Innern: „O, mein Gott, wie leben mit einem ganz zerbrochenen Herzen.“

Die Ankunft in Wien war schrecklich, auf dem wohlbekannten Südbahnhof, wo sie unzähligemale sorglos, von aufmerksamen Rittern umgeben, von einer Equipage erwartet oder herbeigeführt, aus- und eingegangen war — derselbe Bahnhof, auf dem sie damals mit Odilo angekommen war! Mit wüstem Kopf, schmerzenden Gliedern und brennenden Augen, fröstelnd und über-

nächtig, stieg sie heute in einen armseligen Einspänner, um sich nach einem Hotel im IV. Bezirk bringen zu lassen.

Sie wählte diesen Stadttheil, weil Julian hier wohnte, vor einigen Wochen wenigstens hier gewohnt hatte, bei seinem Bruder, welcher am Polytechnikum studirte. Sie kannte diesen Bruder nicht, er war erst im letzten Herbst nach Wien gekommen, zu einer Zeit also, wo bereits zwischen ihr und Julian ein gespanntes Verhältniß herrschte; er hatte deßhalb ihrer Aufforderung, ihr seinen Bruder einmal zu bringen, nicht entsprochen.

In dem fremden, öden Zimmer des Hotels auf der Wiedener Hauptstraße, wo der Kutscher sie abgesetzt hatte, überkam sie von neuem ein trostloses Gefühl der Verlassenheit. Sie hätte sich auf die Erde werfen mögen, um zu sterben. Eine physische Schwäche überkam sie, welche fast einer Ohnmacht glich. Sie entsann sich jetzt, daß sie seit gestern Nachmittags, wo sie von dem in Feldau aufgetischten Imbiß, einer sogenannten „Jause", ein Weniges genossen, keine Nahrung genommen hatte; sie bestellte sich also eine Tasse Thee. Dann machte sie ein wenig Toilette und schrieb ein Billet an Julian, mit der Bitte, sie baldmöglichst zu besuchen. Die Angabe des Hotels würde ihn gewiß ahnen lassen, daß etwas Besonderes geschehen sei, und er würde eilen, zu kommen. Sie schickte das Billet durch den Hoteldiener nach der alten Adresse der Brüder May und legte sich nun gänzlich erschöpft auf den Divan.

Es war Nachmittags gegen 2 Uhr, als das Hausmädchen eintrat und meldete, daß ein junger Herr die gnädige Frau — Imelda hatte sich nicht als Gräfin, sondern als Ida Dubois in das Fremdenbuch eingetragen — zu sprechen wünsche. Imelda sprang erfreut auf und eilte dem Besuch entgegen; ein befreundetes Gesicht zu sehen, schien ihr in dieser Stunde ein Glück ohnegleichen, und es war doch wohl Julian, der ihrem Rufe folgte. Aber ein fremder junger Mann war es, der auf der Schwelle erschien; schüchtern und unbeholfen stellte er sich selbst vor: Robert May. Jetzt gewahrte Imelda auch die Aehnlichkeit zwischen den Brüdern, einen gewissen Familienzug, obgleich Robert stämmiger, derber, phlegmatischer, blonder war als Julian — ein unhübscher, gewöhnlich aussehender Junge von neunzehn bis zwanzig Jahren, jedoch sympathisch und vertrauenerweckend in seinem Wesen.

„Warum kommt Julian nicht selbst?“ schnitt sie etwas rücksichtslos die schwerfällige Einleitung des Jünglings ab. Sie erfuhr nun, daß Julian krank sei, schwer krank, seit zwei Wochen im Spital.

„Warum denn im Spital? rief sie voll Mitleid.

Julian litt an einem schweren Typhusfieber und wegen der Gefahr der Ansteckung hatte Robert ihn nicht bei sich behalten dürfen; die Hausleute hatten es nicht geduldet.

Mit Mühe pumpte Imelda aus dem Jüngling heraus, was sie zu wissen wünschte. Julian hatte schon damals, als er zu seinem Bruder kam, einen seiner Fieberanfälle gehabt; es war vorübergegangen, aber

wollte doch nicht ganz gut werden. Er schlich herum mit fieberheißen Händen und fieberglänzenden Augen, in düsterer, wechselnder Stimmung, aß nicht und schlief schlecht. Zudem hatte er eine Stelle als Correpetitor angenommen, wo er viel Plage und viel Aerger hatte; dabei feilte er unaufhörlich an seinem Roman. Endlich brach er zusammen. Ein furchtbares Fieber ergriff ihn und der Arzt erklärte, es sei ein Typhus. Robert war sehr bekümmert, er machte sich Vorwürfe, den Bruder nicht früher zur Schonung und Ruhe gezwungen zu haben. Mit stockender Stimme und in den unbeholfensten Ausdrücken fügte er noch hinzu, daß Julian sein Wohlthäter gewesen sei, ihm seine Studien, sein Fortkommen ermöglicht habe.

Imelda weinte, die Thränen erleichterten ihr das gepreßte Herz. Sie sagte sich, daß sie sich auch Julian's Sympathie verscherzt hatte, durch coquette Tändeleien, durch ein selbstgefälliges Spiel mit Anderen; es war nun vorbei, und sie allein, verlassen. Selbstvorwurf und Mitgefühl mit dem Leidenden zerrissen ihr das Innere, sie wollte Julian sehen, um jeden Preis sehen. Robert bedeutete ihr, daß die Krankheit ansteckend sei und begriff nicht, daß sie trotzdem auf ihrem Vorhaben bestand, den Kranken zu besuchen. Wie hätte der ahnungslose, unerfahrene, junge Mann vermuthen können, daß der Gedanke, sich am Bett ihres Freundes den Keim einer tödtlichen Krankheit zu holen, die exaltirte junge Frau reizte und verlockte? Mit Eifer, fast mit Wollust bemächtigte sie sich der Idee, sich von Julian den Tod zu holen; dann war sie befreit und

erlöst, ohne daß Odilo über ihr Ende geringschätzig die Achseln zucken würde, wie über den Tod Theodora's.

Sie wollte sogleich zu Julian. Robert bemerkte, daß nur in den Nachmittagsstunden der Besuch der Patienten im Allgemeinen Krankenhause gestattet sei, und sie brachen auf der Stelle auf. Unterwegs besann sich Imelda, daß Julian ihr jetzt nicht rathen, nicht helfen konnte, und sie hatte sonst keine befreundete Seele; es blieb ihr also nichts übrig, als den kleinen Robert einigermaßen ins Vertrauen zu ziehen. Sie theilte diesem mit, daß sie wegen Familienverhältnissen einige Zeit in Wien ganz zurückgezogen und unter fremdem Namen leben wolle und bat ihn, ihr eine kleine, billige Privatwohnung bei einer achtbaren Familie zu besorgen. Robert erröthete vor Freude darüber, ihr dienen zu dürfen, und stellte sich ihr zur Verfügung, ohne auch nur eine einzige Frage oder Anspielung wegen dieser sonderbaren Lebenspläne der Gräfin zu wagen. Vielleicht nahm er eine Liebesbeziehung zwischen seinem Bruder und der vornehmen Dame an, und das bestach seinen jugendlich romantischen Sinn.

Der Wagen hielt vor der langgestreckten, trübseligen Front des Allgemeinen Krankenhauses. Julian lag in einem Krankenzimmer zweiter Classe, in welchem sich noch zwei Betten befanden; das eine war leer, in dem andern lag ebenfalls ein Typhuskranker. Der kahle, weißgetünchte Raum mit den schmalen, hochgelegenen Fenstern, der widerliche Geruch nach Carbol, der Anblick der Kranken erfüllte Imelda schon auf der Schwelle

mit Entsetzen, so daß sie zurücktaumelte. Robert wollte sie fortführen, aber sie raffte sich wieder auf; verwöhnt, empfindlich und ohne physischen Muth, wie sie war, ließen ihre Nerven sie im Stich; trotz des Grauens, des Ekels, den sie empfand, verlangte es sie, ihren Freund zu sehen, verlangte es sie, ihre eigene Seelenqual durch die Schrecknisse dieses Ortes zu übertäuben. Sie ließ sich also von Robert an das Bett seines Bruders führen. Beinahe hätte sie Julian, verwüstet durch die schreckliche Krankheit, wie er war, nicht wiedererkannt. Das unrasirte, erdfahle, verfallene Gesicht mit den blauen Lippen und den erloschenen Augen, mit dem Eisbeutel auf dem wirren Haar — war er das wirklich, den sie oft heiter, selbstbewußt, in kräftiger Lebensfülle in ihren glänzenden Salons gesehen hatte?

„Es ist entsetzlich!“ stammelte Imelda, während ihr die Thränen aus den Augen stürzten.

Julian sah sie müde und gleichgiltig an. „Bist du auch da? sagte er mit heiserer Stimme; sie hatten sich niemals „du“ gesagt. Robert versuchte es, ihm den Besuch zu erklären, aber der Kranke blieb theilnahmslos. Mit zitternden Fingern spielte er mit den Veilchen, die ihm Imelda gebracht hatte, ohne sich weiter um sie oder um seinen Bruder zu kümmern.

Die Beiden zogen jetzt bei der Wärterin Erkundigungen ein. „O, er ist gar nicht so schlecht,“ sagte diese gleichmüthig, „die Typhuskranken sind immer so; der dort wird kaum davonkommen“ — sie zeigte auf den Anderen, einen Mann mit großem, schwarzem Vollbarte — „der hatte heute Nacht einundvierzig Grad;

aber der Herr Doctor" — sie meinte Julian — „der hat auch in der Nacht nicht mehr als neununddreißig — keine Gefahr!"

Imelda beruhigte sich etwas, obgleich sie von diesen nichts verstand und setzte sich jetzt zu Julian auf's Bett. Robert wollte sie aus der gefährlichen Nähe des Kranken fortziehen, aber sie beugte sich über ihn, den Schauder bezwingend, den der vergiftete Athem des Armen ihr einflößte.

„Julian, kennen Sie mich denn?" frug sie ihn eindringlich.

„Imelda," sagte er, „kommst nimmermehr aus diesem Wald — nimmermehr aus diesem Wald?" —

„Er wiederholt diese Worte unaufhörlich, ich weiß nicht, was das ist."

Imelda entsann sich, daß ein bekannter Koncertsänger an jenem Festabend, dem letzten, welchen Julian bei ihr zugebracht hatte, das Schumann'sche „Waldesgespräch" vorgetragen hatte. Die Schlußworte mochten zu der Stimmung des Erregten passen, sie hatten sich ihm besonders eingeprägt. Die Worte berührten sie unheimlich, ahnungsvoll; er hatte sie vielleicht die ganzen Wochen, da das physische Uebel in ihm wühlte und das Herz ihm wehe that, mit sich herumgetragen. Jetzt fand sie ihn wieder, und sie wußte selbst nicht, wie sie aus „diesem Walde" herauskommen sollte.

Es wurde 4 Uhr und die Wärterin bedeutete den Fremden zu gehen; es war die Stunde der ärztlichen Visite. Robert mußte übrigens fort, er hatte eine Stunde zu geben. Imelda wollte die ganze Nacht

dableiben; die Wärterin erklärte zwar, es sei gegen die Vorschrift, aber auf ein gutes Trinkgeld hin wollte sie die Sache hingehen lassen. Natürlich mußte sich Imelda für die Dauer der ärztlichen Anwesenheit entfernen. Robert bot noch seine geringe und schüchterne Beredtsamkeit auf, um sie von ihrem Entschlusse abzubringen, aber sie blieb dabei; sie erklärte, zu keiner Ansteckung geneigt zu sein, und doch hoffte sie heimlich das Gegentheil — sie wollte sich die fürchterliche Krankheit holen.

Wie die Wärterin berichtete, hatten die Aerzte den Verlauf des Uebels bei Julian normal gefunden, er war vorläufig nicht in Lebensgefahr.

Imelda setzte sich zu ihm und zu ihrer unaussprechlichen Freude sagte er jetzt auf einmal ganz vernünftig: „Wie kommen Sie denn hierher, Frau Gräfin?"

Tiefbewegt erzählte sie ihm, was sie für gut fand — nichts von einer Existenzkrise, nichts von einem über sie hereingebrochenen Unglück, nur von ihrer Sehnsucht nach ihm, nach seiner Verzeihung, nach einer Versöhnung, einer Wiedervereinigung.

Sein armer, kranker, zermarteter Kopf schien ihre einfachen Worte nur mühsam zu begreifen, aber es glitt doch ein Strahl von Freude über sein entstelltes Gesicht. „O, wie gut du bist — wie gut!" Und diese wenigen Worte des halb Bewußtlosen träufelten Balsam in ihre von Selbstvorwürfen gequälte Seele.

Julian drängte sie jetzt von sich. „Du darfst nicht hier bleiben — es ist ansteckend — es ist ja Typhus."

„O, das gilt mir gleich — ich bleibe bei dir!“ rief sie aufflammend. Wie unbeschreiblich wohl ihr das that, gut und liebevoll gegen ihn sein zu können, wie glücklich sie war, daß er sie erkannte, daß er begriff!

„Nein, du mußt gehen — du hier — es darf nicht sein —“ er raffte sich offenbar schwer zu dem Bewußtsein seiner Lage auf: im Spital — auf dem Krankenbett — mit einem ansteckenden Uebel behaftet. Aber schon fielen ihm die Augen wieder müde zu. „Wenn ich nur gesund werden könnte —“ seufzte er, „ich möchte dich —“

Sie beruhigte ihn. Er aber sagte traurig: „Du kannst dir nicht vorstellen, wie elend mir ist — ich spüre den Tod in allen Gliedern.“ Sie tröstete ihn, aber er hörte nicht mehr recht, schon redete er wieder wirres Zeug.

Mit dem Einbruch der Dunkelheit verschlimmerte sich sein Zustand. Er hatte keinen lichten Moment mehr und delirirte immerwährend; die Körpertemperatur stieg. Die Wärterin zuckte die Achseln: das wäre nun einmal so bei allen Typhuskranken, und der Fall sei noch lange nicht der schlimmste.

Imelda begann zu erlahmen, eine furchtbare, unbezwingliche Mattigkeit bemächtigte sich ihrer; sie entsann sich erst jetzt, daß sie die jüngstverflossene Nacht gänzlich schlaflos zugebracht hatte. Julian kannte sie nicht, nahm keine Notiz von ihr; der andere Kranke tobte, raste. Sie hätte Julian zuliebe ihr physisches Grauen, ihr widerstrebendes Empfinden bezwungen, aber das

Entsetzen, welches ihr der wildfremde Kranke einflößte, vermochte sie nicht zu bemeistern. Gegen 9 Uhr gab sie ihren Posten auf und ließ einen Wagen kommen, um in das Hotel zu fahren.

„Ich hab' mir's so denkt, daß die Gnädige nicht aushalten wird," sagte die Wärterin; „na, morgen wird er schon besser sein; auf die Nacht ist's immer am schlimmsten."

Von Müdigkeit überwältigt schlief Imelda die Nacht fest und traumlos. Am Morgen fühlte sie sich gestärkt und etwas gefaßter. Sie benützte den Vormittag, um einige Einkäufe zu machen, nachdem sie den Lohndiener in das Krankenhaus geschickt und erfahren hatte, daß Julian sich etwas besser befinde. Sie brauchte Kleider, Wäsche, Schuhe, Handschuhe, war sie doch fast ohne Gepäck vom Waldschlosse geflohen. Sie begab sich nach der Vorstadt Mariahilf, um diese Einkäufe zu besorgen, denn sie fürchtete, in der Stadt, wo sie sonst eingekauft hatte, Bekannten zu begegnen. Die Saison war ja noch nicht zu Ende.

Um zwei Uhr, von welcher Stunde an Besuche zugelassen wurden, begab sie sich in das Spital. Zu ihrem Entsetzen befand sich Julian wieder schlecht. Wie die Wärterin berichtete, hatte er im Laufe des Vormittags einen furchtbaren Schüttelfrost bekommen. Jetzt lag er apathisch, gänzlich besinnungslos da, leise wimmernd, beinahe wie ein gequältes Thier. Er war so schwach, daß Imelda die Worte, die er bisweilen murmelte, nicht verstehen konnte; sie unterschied nur

das ominöse Wort: „Kommst nimmermehr aus diesem Wald“. — Imelda saß bei ihm, tröstete und liebkoste ihn, aber er erkannte sie nicht.

Gegen 4 Uhr, da die Aerzte kamen, ging Imelda; doch wollte sie wiederkommen, um diesmal wirklich die Nacht bei dem Kranken zu bleiben. Wenn es doch vielleicht mit ihm ein Ende nahm, sollte er nicht so ganz allein und verlassen seinen letzten Seufzer aushauchen. Sie wollte in ihrem Hotel ein wenig ausruhen, etwas essen und dann wiederkommen. Sie schritt durch die mit Gartenanlagen geschmückten Höfe des Krankenhauses; der allgegenwärtige Frühling hatte auch hier seinen Einzug gehalten, es grünte, sproßte und blühte allenthalben. Die Wege in den Anlagen waren noch feucht und schlammig, aber die Sonne und der frische Wind thaten das Ihre. Jämmerliche Gestalten im Spitalkittel, mit verbundenen Augen oder Ohren, auf Krücken oder mit Armschlingen, schlichen in den zart grünenden Alleen herum, und von der Capelle bimmelte kläglich und eilfertig das Glöcklein zu irgend einem armseligen Leichenzug — da war Einer „aus dem Walde“ herausgekommen — dieser Weg bleibt Jedem offen. Wie furchtbar traurig war das Leben — Imelda hatte es noch bis vorgestern nicht gewußt, nicht begriffen. Julian, mit seiner kühnen, jugendstolzen, heißen Seele, er wird vielleicht so in der dumpfen Betäubung der Krankheit hinüberschlummern, wird aus dem großen Walde mit den vielen Irrpfaden hinauskommen, ohne etwas davon zu wissen. Der Glückliche — sie möchte an seiner

Stelle sein! O, dieses brennende Wühlen im Herzen, das jetzt für sie Leben heißt, einmal nicht mehr zu fühlen — wie wohl wird das thun!

Sie trat aus dem großen Portal des Krankenhauses in den Lärm der Alserstraße. Ein leerer Lohnwagen kam vorbei, sie rief ihn an und fuhr nach ihrem Hotel. Die Ringstraße wimmelte von Spaziergängern, der Himmel war hell und ein frischer Wind zauste die grünenden Baumwipfel. Wie oft war auch sie hier spazieren gegangen, heiter, sorglos, geputzt, von jungen Herren umgeben; ihr war, als wäre das eine Ewigkeit her. Wie blind war sie gewesen — ein thörichtes, unvernünftiges Kind — man kann nie mehr wieder ein Kind werden, wenn man einmal aufgehört hat, es zu sein!

Als sie die mit einem ordinären, schadhaften Teppich bespannte Stiege ihres Hotels emporstieg, sagte ihr das Zimmermädchen, daß ein Herr auf sie warte. „Der gute Robert!“ dachte Imelda, „er hat gewiß in seinem Eifer schon eine Wohnung für mich aufgestöbert.“

Aber nicht Robert war es, der ihr ungeduldig entgegentrat, als sie die Thür öffnete, es war — Odilo.

Sie stieß einen Schrei aus und wollte zurück. Unmöglich jetzt, wo sie so ganz gebrochen war, auch noch ihm ins Auge zu sehen — unmöglich! — Aber schon hatte er die Thür in der Hand, schon faßte er Imelda und zog sie, ihren Widerstand leicht besiegend, in das Zimmer herein.

„Aber, Kleine, Kleine!“ sagte er, so ernst, so eindringlich, so mild, wie er damals in ihrer Brautzeit mit ihr gesprochen hatte, „was sind denn das für Streiche?“ —

II.

Fassungslos, mit geschlossenen Augen, schwer athmend, lehnte sie mit dem Rücken an der Eingangsthür. Es war zu viel! Er hatte ihr den Hut abgenommen, streichelte ihr Haar und sprach ihr Trost zu, machte ihr Vorwürfe. Sie wußte nicht, verstand nicht, was er sagte, aber seine Stimme, sein Athem, die Berührung seiner Hände, der unbestimmte Gedanke an Alles, was geschehen war — das raubte ihr fast die Besinnung. Wäre er doch hart und hochfahrend gewesen, wie sonst, da hätte sie sich selbst finden können, aber seine Güte, die jetzt auf ihre zermartete, haltlose Seele niederthaute — das zu ertragen ging über ihre Kräfte. Einen Augenblick lang war ihr, als müsse sie sich an seine Brust werfen und vergehen, darauf kam eine Regung heißer Scham und sie dachte: „Wenn er sich doch nur einen Augenblick lang wegwendete, damit ich noch entfliehen könnte!"

Aber er wandte sich nicht ab, er zog sie vielmehr auf den Divan nieder, setzte sich neben sie und sprach

weiter, da sie kein einziges Wort hervorzubringen vermochte. „Welch' ein Einfall!" fuhr er fort, „so davonzulaufen, mir so viel Sorge und Mühe zu machen — und dir selbst so schwere Stunden zu bereiten, ganz überflüssigerweise!"

„Wie konnte ich denn anders?" brachte sie endlich hervor, ohne ihn anzusehen; sie hatte noch keinen einzigen Blick auf ihn gerichtet.

„Gewiß konntest du anders," sagte er jetzt schroffer und strenger; „du hättest bedenken sollen, daß ich an der Entdeckung, die du machtest, ganz unschuldig war. Allerdings hatte ich Sephi nicht ausdrücklich verboten dir von dieser Sache zu sprechen, aber ich unterließ es nur darum, weil ich nicht voraussetzte, daß ihr je zusammentreffen würdet. Da ich seinerzeit, nach dem Tode des Großvaters, vorhatte, dir Aufklärungen zu geben, so glaubte Sephi, dies sei geschehen. Nun, da du ohne mein Zuthun unterrichtet warst, mußte es deine Sache sein, zu mir zu kommen, mir die Hand zu reichen und zu sagen: „Ich habe dir einiges Unrecht gethan, ich sehe es jetzt ein — lass' uns Frieden schließen" — nicht mit bitterbösen Worten in die Welt hinauslaufen und mir neue Verlegenheiten bereiten! Aber mir zu vertrauen, das ist dir das Allerletzte; warum ist es dir denn gar so schwer?"

Sie fand keine Antwort. Ihre Wangen brannten, sie glaubte zu vergehn. Was hätte sie ihm antworten sollen? Ein Dämon, ein Teufel hatte sie ja besessen — sie wußte selbst nicht, welcher böse Geist das war!

„Du warst immer so," fuhr er unmuthig fort,

„du hast immer neue Schranken des Hasses, des Grolles, des Mißtrauens zwischen uns aufgerichtet. Ich habe dich darum gemieden und schließlich keinen Werth mehr darauf gelegt, was du von mir dachtest.'

Imelda hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen. „Ich wollte dir darum nie mehr unter die Augen, nie mehr in den Weg treten."

„Das war nicht der rechte Weg, dein Unrecht gut zu machen," sagte er, „Offenheit, Güte, Herzlichkeit, Vertrauen — das war es!" Und jetzt erzählte er, wie er sie am Sonntag Abends stundenlang im Walde gesucht hatte; endlich kehrte er nach dem Schlosse zurück und erfuhr von dem Kutscher ihre Abreise. Er suchte sie dann am Montag in Graz und da sie dort nicht zu finden war, fuhr er mit dem Courierzug Nachmittags auf's Geradewohl nach Wien. Wer weiß, wie lange, wie mühselig er hätte nachforschen müssen, wenn ihm nicht ein Zufall günstig gewesen wäre. Er bekam eine Zeitung mit der Fremdenliste in die Hand und las: „Dubois Ida aus Graz." Nun glaubte er auf der richtigen Spur zu sein, dieser Name war ja der Schild für alle verunglückten Grafen der Familie gewesen. Er war auf gut Glück in das Hotel gekommen und hier hatte er wirklich die Vermißte gefunden.

Imelda sagte mit Anstrengung: „Ich habe dir so viel Unrecht zugefügt, muß in deinen Augen so schuldig scheinen, daß ich mir nicht anders zu helfen wußte, als ganz aus deinem Leben zu verschwinden."

„Welche Thorheit!" sagte er ruhig, „ich habe doch

Pflichten gegen dich, du kannst also nicht aus meinem Leben verschwinden."

„Nein, nein," wehrte sie, „ich habe Alles verwirkt — will nichts mehr; es ist vorbei — ich danke dir, danke dir für Alles — aber lass' mich hier, so wie ich bin — es ist am besten so."

„Davon kann gar nicht die Rede sein, liebes Kind," entgegnete er mit ruhiger Bestimmtheit. „Du wirst mit mir zurückkehren in die alten Verhältnisse. Wie konntest du glauben, daß ich deinen romantischen Verzicht ernsthaft nehmen würde?"

„Odilo!" Zum erstenmale hob sie den Blick, die Stimme.

„Ich glaube dir ja, Kleine, daß du die Sache furchtbar ernsthaft gemeint hast. Schlag dir das jedoch aus dem Sinn, ich gebe es nicht zu, kann's gar nicht zugeben — niemals!"

„Du wirst — du mußt!" rief sie jetzt entschieden.

„Er lächelte. „Uebereile dich nicht, du wirst mich unbeugsam finden. Sei nicht so unvernünftig, du bist in deinem guten Recht."

„Nein, nein! Unser Eheecontract gilt nicht, ich habe ihn zu blind unterzeichnet", erwiderte sie.

„Gut, sei es! Unser Ehecontract gilt nicht; aber dein natürliches Erbrecht gilt, du warst ja doch die leibliche Enkelin deines Großvaters. Daß kein Pfaffe zu dem Bunde deiner Eltern sein Sprüchlein sagte, mag für das Gesetz entscheidend sein, aber nicht für mich. Ich empfand und urtheilte so im ersten

Augenblick; wie erst jetzt, im Angesicht meines eigenen Kindes?“

Sie verstummte, denn sie begriff, daß diese hochherzige Anschauung für ihn die natürliche war.

Er fuhr fort: „Es war zudem ein bloßer Zufall, daß deine Geburt keine legitime war. Die Trauung war festgesetzt, aber deine Mutter wurde von einer verfrühten Entbindung überrascht und starb in Folge derselben. Dein Vater folgte ihr in einigen Monaten nach. Deine Großmutter brachte dich auf das Waldschloß, man hielt die arme Bäuerin nur für eine Kinderfrau; auch sie erlag nach einem Jahre schon dem fremden, rauhen Gebirgsklima. Jedermann hielt dich für eine kleine Gräfin und dein Großvater war so schwach, dieser Annahme nicht zu wiedersprechen; Niemand war da, ihn Lügen zu strafen. So ging die Sache hin. Der alte Mann wußte sich schließlich keinen Rath mehr, umsomehr, als ein legitimer Erbe da war — ich! Nachdem du herangewachsen warst und ein weiteres Vertuschen der Sache unmöglich schien, ließ er mich kommen. Da ich jung, gesund und unverheiratet war, lag ihm der rettende Gedanke nahe.“

Imelda schrie schmerzlich auf, es wurde ihr zur unerträglichen Qual, diesen Punkt berühren zu hören. „Ihr hättet mir doch davon sagen sollen!“ schluchzte sie.

„Das wäre eine ganz zwecklose Grausamkeit gewesen,“ sagte Odilo. „Beruhige dich doch! Du bist ja doch unschuldig, sofern das Thatsächliche in Betracht

kommt. Deine große Aufregung entspringt einer conventionellen Anschauung. Du könntest mir und deinem Großvater den Vorwurf machen, daß wir nicht nach deinem Herzen frugen. Dein Großvater war wirklich zu alt und zu sehr verknöchert, um Herzens-Conflicte in Rechnung zu ziehen. Der Wunsch, dir den Namen und das Erbe der Familie zuzuwenden, war ihm zu einer Art von fixer Idee geworden. Wer hätte es ihm auch verübeln können? Seine Söhne waren todt. Ich begriff Alles, was er mir an jenem Abend über dich, deine Lage, deine natürlichen Ansprüche sagte. Hatte ich doch eine harte Jugend hinter mir, einen erbarmungslosen Kampf um's Dasein, der mich oft der Verzweiflung nahe gebracht. Wie hätte ich nicht in dem Momente, wo sich mir plötzlich und unerwartet die Aussicht auf eine ruhigere und glücklichere Zukunft öffnete, milde gestimmt sein sollen? Wie hätte ich es über mich gewinnen können, dich armes, unschuldiges Kind einer ungewissen Zukunft preiszugeben? Nein, du durftest nicht leiden unter dem Zufall deiner illegitimen Geburt. Mochtest du den Namen erhalten, der für mich keinen Werth hatte, für dich aber wohl, da du ihn als dein Eigen betrachtetest, da er dir eine gewisse gesellschaftliche Stellung sicherte, die mir nichts galt, dir vielleicht aber ein Lebensglück bedeutete. Du warst noch so jung, warst noch fast ein Kind und so dachte ich, wenn du später einen Gatten aus Liebe wählen wirst, ist es noch Zeit, dir deine Freiheit wiederzugeben."

„Aber deine — Geliebte . . .“ schob Imelda schüchtern ein.

„Ich hatte im vorhinein an keine bürgerliche Ehe mit ihr gedacht,“ fuhr er ruhig fort; für mein Gefühl war jede Ceremonie überflüssig, unsere gegenseitige Treue und unser Glück hing von einer solchen nicht ab. Uebrigens wollte ich dieses arme, einfältige Kind zu keiner Gräfin machen, ich hätte damit nur eine Gefahr für sie, für unser Glück geschaffen. Doch schilderte ich deinem Großvater das Verhältniß. Er nahm das leicht; er meinte, ich werde mich mit der Zeit gewiß zu meiner „ebenbürtigen“ Frau bekehren, es sei eine jugendlich romantische Anwandlung von mir und dergleichen mehr. Ich selbst glaubte Aehnliches. Du warst so jung, so seelenrein, so unverdorben — ich dachte dir Sephi zu opfern. Du solltest mir werden, was sie mir war. Es kam anders — ganz anders — und ich gestehe es dir willig zu — nicht zum kleinsten Theile war es meine Schuld. — Ich brachte dir keine Liebe entgegen, kein Verständniß für dein kindliches Wesen und trotzdem verlangte ich dein Vertrauen, verlangte, daß du an mich glaubest und das war zu viel verlangt! Dennoch — hätte ich es damals nicht vermocht den liebenwürdigen Bräutigam zu spielen, denn noch gehörte mein Herz Sephi; mindestens hatte ich noch nicht gelernt, sie zu entbehren. Ich, ich habe nie ein Weib an mein Herz genommen, das nicht rein und makellos, rein an Leib und Seele gewesen wäre; aber ich habe auch nie weniger zurückgegeben, als volle, reine bedingungslose

Treue. Dafür habe ich freilich nie angebetet, nie den Hof gemacht, nie „ewige“ Liebe geschworen, ja! eigentlich nie um Liebe geworben. Ich nehme die Liebe so hin als etwas Natürliches, Naturnothwendiges, als etwas, wovon man nicht viel Wesens macht; aber gespielt habe ich niemals mit der Liebe oder mit dem Herzen eines Weibes. Du wirst das Alles spießbürgerlich finden und es wird dir vielleicht mißfallen, aber ich glaube dir in dieser Stunde Wahrheit schuldig zu sein.“

Da sie nichts erwiderte, fuhr er fort: „An jenem Morgen nach unserer Trauung sah ich meinen Mißgriff ein. Du hattest nicht jene natürliche Sympathie jenen instinctiven Glauben an mich, auf den ich eine unbestimmte Hoffnung auf die Zukunft gebaut hatte, und ich hatte allzukühn gerechnet, war allzu willkürlich verfahren. — Ich werde dir übrigens meine Handlungsweise noch im Einzelnen zu erklären versuchen — genug, in jener Morgenstunde zerriß das lose Band, das uns Beide trotz der fatalen Scheidewand verknüpft hatte. Ich wünschte später, dir Aufklärung zu geben, du aber miedest mich, flohst mich. So begnügte ich mich, dem Großvater zu erklären, daß ich zu einer Scheidung bereit sei, wenn du es wünschtest. Nach seinem Tode, als ich dir wieder begegnete, sah ich, daß du so ganz anders geworden warst, als ich erwartet hatte; du stießest mich lieblos von dir, so daß ich jeden weiteren Versuch einer Verständigung aufgab.

Sie saß mit gesenktem Haupte in trostloser Haltung neben ihm.

„Ich habe dich schwer gekränkt," sagte sie tonlos, „aber du bist gerächt. Es war ein Verhängniß, welches mich zur Auflehnung gegen dich trieb."

Ein Verhängniß? Vielleicht. Es fehlte dir an instinctivem Verständniß, an wirklicher Sympathie für mich. Wir waren nicht für einander bestimmt, und dieses Verhängniß, wie du es nennst, mußte sich erfüllen."

Sie erbebte unter seinen Worten. „Das Verhängniß aber wollte," sagte sie mühsam, „daß du eine Dankesschuld auf meine Seele häufst, unter der ich zusammenbreche, umsomehr, da ich dir so schweres Unrecht gethan habe."

„Nimm das nicht so schwer," sagte er herzlich. „Ich begreife ja Alles; der Schein war gegen mich, meine Handlungsweise mochte dir mehr als zweifelhaft erscheinen. Dein Instinct hätte stärker sein müssen als der Schein der Thatsachen; daß dem nicht war, bedauere ich, aber es ist kein Vorwurf gegen dich."

Sie erhob ihre thränenfeuchten Augen zu ihm. „Ich sollte dir jetzt danken, Odilo, aber wie soll ich das anfangen? Du hast dies Alles gethan, weil du gut bist, um deiner selbst willen."

„Danke mir auch nicht weiter," fiel er ein, „und schlage dir alle Bedenken und Gewissensbisse aus dem Sinn. Und nun sind wir fertig, nicht?"

„Nein Odilo," sagte sie fester: „in derselben Weise wie bisher können wir nicht fortleben; du mußt, du wirst einen anderen Platz neben mir einnehmen. Willst du nicht wenigstens das Waldschloß allein für

dich und die Deinen? Oder wünschest du denn nicht eine Scheidung um deines Kindes willen? Willst du immer so fortleben wie bisher, in dieser Dunkelheit und Abgeschiedenheit? Ist das dein Ernst?"

„Gewiß ist es mein Ernst," entgegnete er. „Meine Frau ist ein ganz einfaches Wesen und taugt nur in ganz einfache Verhältnisse; sie paßt in kein Schloß, und ich wünsche gar nicht, daß sie sich neue Wünsche und Bedürfnisse aneigne. Auch mein Sohn soll vorläufig von socialen Vorrechten gar keine Idee bekommen; daß er ein Graf werde, halte ich überhaupt für ziemlich überflüssig und gleichgiltig. Er braucht nichts weiter zu werden als ein guter Mensch; seine gesellschaftliche Stellung werde ich später regeln, wenn sein Charakter und seine Anlagen sich entwickelt haben werden. Du siehst also, daß du mir durchaus nicht im Wege stehst, da ich zweifelsohne in derselben Weise fortleben werde, wie bisher. Du kannst das nicht recht begreifen — es ist eben das Resultat meiner Lebensgeschichte. Um deine Bedenken zu zerstreuen, will ich dir etwas davon erzählen.

Du weißt, das mein Vater sich von seiner Familie lossagte und zur Bühne ging; eine Leidenschaft für eine Sängerin hatte den äußeren Anstoß dazu gegeben. Sie waren manchmal Beide engagirt, nachdem eine legale Ehe geschlossen worden war, manchmal nur Eines von ihnen. Es war ein ewiges Herumwandern. Meines Vaters unruhiges Naturell, seine sanguinische Ueberschwänglichkeit, welche eben so leicht der Entmuthigung als der Verzweiflung nachgab, ließ

ihn nirgends ausharren, umsomehr, als meine Mutter ihm sehr viel Anlaß zur Eifersucht gab, was ihn dann häufig zu Contractbrüchen, plötzlichen Kündigungen und Abreisen veranlaßte. Er war, wie ich glaube, ein bedeutender Künstler, aber er hatte keine Disciplin über sich selbst und kam daher in seinen Leistungen über glückliche Momente nicht hinaus. Meine Mutter war Alt-Sängerin und entschädigte sich für ihre meist undankbaren Rollen anderwärtig. Wir zigeunerten herum, fast jede Saison wo anders, meist im Osten — Pest, Bukarest, Belgrad, Warschau, Odessa, Kiew, auf diese Städte kann ich mich erinnern. Die Finanzlage meiner Eltern war sehr zerrüttet; soweit ich zurückdenke, entsinne ich mich eines häßlichen unwohnlichen Privat-Logis mit gemietheten Möbeln, überall Unordnung, Mangel, Unbequemlichkeit. Mein Vater litt ungemein, litt unaufhörlich, täglich, stündlich unter dieser Wirthschaft. Er war Aristokrat, eine empfindliche, fein ästhetische Natur, ein schöner Mann, bezaubernd liebenswürdig, voll natürlicher Güte und Herzlichkeit, zu seinem unsäglichen Unglück nicht frei von conventionellem Stolz. Meine Mutter war durchaus keine Schönheit, ein stark brünettes Weib von energischem, selbstbewußtem Wesen; dieses energische, selbstbewußte Naturell ist, glaube ich, das Einzige, was ich von ihr geerbt habe! Sie war, was man sagte, ein Raceweib, und sie war es, die im Hause herrschte. Sie war die Gottheit, der Alles diente. Sie schlief in den Tag hinein und mein Vater war es, der aufstand, um mich zur Schule zu bringen, der

mich wusch und ankleidete. Träge, herrisch, lässig gekleidet, eine richtige Slavin, lag Mama tagsüber, Cigarretten rauchend, auf dem Divan, während ihr Gatte, bald mit Humor, bald aufbrausend, bald ernsthaft verzweifelnd, gegen die Unreinlichkeit und Unordnung im Hause ankämpfte. Ich fand das natürlich und glaubte alle Mama's seien Göttinnen, die auf dem Divan liegen und sich bedienen lassen. Ich bediente meine Mutter und gehorchte ihr. „Mama will es" — das war das Zauberwort, welches das ganze Haus auf den Kopf stellte.

Ich war ein stilles, verschlossenes Kind, hatte keinen Spielgefährten, keine Spielsachen, aber ich hatte meinen Papa, den ich leidenschaftlich liebte. Er spielte mit mir, gab mir auch von meinem sechsten Jahre an Musikunterricht. Ich war von mehreren Kindern allein am Leben geblieben, mein älterer, früh verstorbener Bruder hatte den Familiennamen Otto getragen; mir gab mein Vater, seinen romantischen Neigungen entsprechend, den Namen Odilo. Ich kann nicht sagen, daß ich von meinem Vater erzogen wurde — er vergötterte und verhätschelte mich wie irgend eine thörichte Mutter. Wir umarmten, küßten uns den ganzen Tag, bei jeder Gelegenheit. Er war jähzornig, trotz der Anmuth seines Wesens bisweilen roh, wetterte, fluchte, schlug mit der Faust drein, aber nie, nicht ein einzigesmal kehrte er sich gegen mich. Es bestand eine geheimnißvolle, tiefinnerliche, unausgesprochene Einigkeit zwischen uns. Und dies ist der einzige Lichtstrahl, der meine Kindheit erhellt. — Das Leben ließ mir

von Anfang an keine einzige Illusion. Ich habe kein trauliches Heim kennen gelernt, keine kindlichen Freuden, niemals legte sich die milde Eintracht eines glücklichen Familienlebens um meine kindliche Seele, Zank, Streit, ja Thätlichkeiten waren daheim an der Tagesordnung; ich sah und hörte Alles. Weßhalb ein Mann so viel duldet und dennoch das Weib immer anbetet, begriff ich damals nicht, ich nahm es als selbstverständlich hin. Mein Vater schleppte mich überall mit sich, selbst ins Gasthaus. Ich sah, wie die Männer sich betranken, wie sie spielten, wie rohe Leidenschaften ihre Gesichter verzerrten, hörte, wie sie mit zuchtlosen Weibern Zoten rissen — mein Vater darunter! Aber ich nahm es so hin, daß er nur für mich ein Engel war, für mich ein anderes Lächeln, einen anderen Blick hatte. Während mein Vater Karten spielte, lag ich auf seinen Knieen und schlief. Oft trug er mich auf den Armen nach Hause. „Warum schleppst du den Wurm mit dir?" meinten die Collegen. „Sie" könnte ihn puffen!" sagte mein Vater, er wollte mich nie allein bei „ihr" lassen. Auch zu den Proben und Vorstellungen nahm er mich mit, und auch die schöne Illusion der Bühne blieb mir versagt. Ich stolperte hinter den Coulissen herum, wurde von den verdrießlichen Regisseuren beiseite geschoben, vom Inspicienten gepufft, weil ich einen Theaterdolch in die Hand genommen hatte, von den Herren zärtlich an den Ohren gezogen und von den geschminkten Damen sehr gegen meinen Willen abgeküßt. Ich wußte ganz genau, daß die silberne Rüstung des Lohengrin — eine Glanzrolle meines Vaters —

nur aus Pappe und schon sehr schäbig war; ich wußte, daß „Elsa" ein verworfenes Frauenzimmer war, daß sie immer lamentirte, sich für die Rolle so stark schnüren zu müssen; ich wußte, daß König Heinrich immer nach Branntwein roch; ich wußte auch, daß Papa Lohengrin heute wieder besonders über das schlechte Essen schimpfen würde; Mama kümmerte sich nicht darum, und die Magd ließ die Kartoffeln niemals weich kochen.

Seit einiger Zeit verkehrte ein Officier von martialischer Gestalt in unserem Hause, den man Herr Oberst nannte. Er war nicht mehr jung, aber von stattlichem Aeußeren und betete Mama ebenfalls an. Ich wunderte mich nicht, höchstens darüber, daß Mama sich besonders putzte, wenn er erwartet wurde, was sie wegen Papa und dessen Collegen niemals that. Es gab heftige Scenen zwischen meinen Eltern, aber auch das war ich längst gewöhnt ... Eines Abends begleitete ich meinen Vater, welcher auftreten sollte, ins Theater; Mama hatte vorgegeben, eine Freundin zu besuchen. Die Vorstellung wurde jedoch abgesagt. Ich sah mit Spannung zu, wie mein Vater sich abschminkte, er brummte sehr, daß er sich vergeblich geschminkt hatte. Wir gingen nach Hause und nahmen unser Abendbrot ein. Mein Vater ging dann, um die Mutter abzuholen; ich schlüpfte ins Bett, da das Zimmer kalt war, und schlief ein. Der Eintritt meines Vaters weckte mich, er kam allein — todtenbleich, verstört, mit funkelndem Blick. Er antwortete nichts auf meine ängstlichen Fragen. Ich sah, wie er seinen Pistolenkasten nahm und daran herumhantirte. Nun begann ich zu

weinen, mein Vater setzte sich auf mein Bett und nahm mich in die Arme.

„Nicht wahr, Burschi," — es war der Kosenamen, den er mir gab — „wenn ich fortgehe, so gehst du mit mir, überall hin?" Ich betheuerte es mit allem Nachdruck, dessen meine kindliche Natur fähig war. Mit bebender Stimme erklärte mir jetzt mein Vater, daß das Leben häßlich und gemein sei, alle Menschen schlecht, und daß Mama uns nicht mehr möge; es sei also das Beste, fortzugehen. — Ich hatte bisher das Leben als etwas Selbstverständliches hingenommen — ich war kaum elf Jahre alt — aber ich begriff vollkommen, daß mein Vater recht hatte, Welt und Menschen waren häßlich und gemein, und daß Mama uns nicht mehr mochte, leuchtete mir auch ein. „Wohin gehen wir, Papa?" frug ich, ganz begeistert für den Plan.

„Ins Grab hinunter, Burschi," sagte er mit dumpfer Stimme, „sonst hat man nirgends Ruhe vor der Bosheit der Menschen." Er wagte nicht, mich anzusehen. Mich erfaßte unsägliches Grauen — vor dem Grabe, dem finstern, kalten Grabe, vor den Pistolen dort am Tische; ich zitterte, meine Zähne schlugen aufeinander. „Willst du mit mir, mein Kind, oder willst du allein hier bleiben?" flüsterte er heiser.

„Mit dir, mit dir, Papa!" Ich brach in Schluchzen aus und verbarg das Gesicht an seiner Brust. Um keinen Preis hätte ich meinen Vater verlassen, aber mein Grauen vor dem Grabe wuchs. Er küßte und liebkoste mich. Nach einer Weile sagte er: „Es war

nur ein Scherz, Burschi — geh' in dein Bett und schlaf'!" Aber ich war nicht beruhigt, ich schlief nicht; ich bat so lange, bis mein Vater sich entkleidete und zu Bette ging. Dann kroch ich zu ihm, umschlang ihn, und, das Grauen vor dem Grabe noch immer in der Seele, schlief ich an seiner Brust ein. — Die Mutter kam nicht. Sie war auch Früh nicht da, sie sei auf Besuch bei ihrer Freundin, einer Gutsbesitzerin, sagte mein Vater. Ich hatte den Schrecken der Nacht so ziemlich verschlafen. Papa führte mich, wie gewöhnlich zur Schule; es war ein nebliger Wintermorgen, die Straßen gefroren.

„Du mußt mir etwas versprechen, fest versprechen," sagte der Papa. Ich erwartete, daß er mir verbieten werde, Schneeballen zu werfen oder zu schleifen, denn er hielt auf das Decorum. Aber er setzte finster hinzu: „Du wirst es jetzt noch nicht verstehen, was ich dir sage, aber du sollst es behalten, nie vergessen — es wird dir später klar werden." Ich sah meinen Vater erwartungsvoll an. „Hänge nie dein Herz an ein Weib — vergiß es nie!" Ich versprach es, obgleich es mir nicht nur wunderlich, sondern drollig schien. Ich dachte auch gar nicht daran, daß meine Mutter ein Weib sei. So wurde ich, wie der junge Hannibal mit dem Haß gegen die Römer, mit Haß und Mißtrauen gegen die Menschheit und die Frauen insbesondere groß gezogen.

Als ich mich darauf von Papa trennte, küßte er mich leidenschaftlich, während Thränen über seine Wangen stürzten; aber das erschreckte mich nicht, er

bewegte sich immer zwischen Extremen der Empfindung und wie oft hatte er mich nach irgend einer häuslichen Scene unter Thränen geküßt. Auf der Treppe sah ich mich aber doch wieder nach ihm um, obgleich die Schulglocke eben läutete. Leichenblaß, mich mit seinem zärtlichen Blick verfolgend, stand er auf der Schwelle des Hausthores. Ich sollte ihn nie wiedersehen!"

Odilo schwieg eine Weile, stand auf und trat ans Fenster. Die Erinnerung schien ihn zu überwältigen. Nach einer Weile setzte er sich wieder neben Imelda und fuhr in seinem ruhigen, gelassenen, etwas einförmigen Tone fort: „Ich suchte meinen Vater nach der Schule im Theater, wie es zwischen uns üblich war; aber er war zu der angesetzten Probe nicht erschienen. Der Regisseur schimpfte auf ihn und stieß mich roh hinaus. Ich ging nach Hause — weder mein Vater, noch meine Mutter kamen. Das Zimmer war kalt, die polnische Magd hatte kein Geld, um ein Essen zu bereiten. Der Tag verging. — Hungernd, frierend und weinend wartete ich auf meinen Vater ich wußte nicht, wo ich ihn suchen sollte. Die Sehnsucht nach ihm preßte mein Herz zusammen, eine unbestimmte Angst und Bangigkeit verscheuchten mir endlich Frost und Hunger. Ich stand am Fenster, hauchte die Frostblumen von den Scheiben und sah nach der Straße; aber er kam nicht. Der frühe Abend brach herein; jetzt erschienen einige Polizisten, ein Protokoll wurde aufgenommen. Sie nahmen mich mit nach der Wachstube, wärmten mich, gaben mir zu essen und und sagten mir freundliche Worte. Sie hatten Mitleid

mit dem Kinde, dessen Vater sich draußen vor der Stadtmauer eine Kugel durch's Hirn gejagt hatte, dessen Mutter mit einem Liebhaber davongegangen war! —

Ich kann nur sagen, daß ich trotz meines kindlichen Alters das furchtbare Elend des Lebens, meine entsetzliche Verlassenheit völlig begriff. Ich glaubte, ohne meinen Vater nicht leben zu können, ich bat und flehte, man solle mich zu ihm ins Grab legen, er hätte es so gewollt, aber man willfahrte mir nicht, sondern brachte mich in ein Waisenhaus. Dort blieb ich indeß nur eine Woche, meine Mutter kam und holte mich ab. Ich stieß sie zurück, wollte nichts von ihr wissen, wollte lieber bei den Waisenkindern bleiben; sie wollte sich das aber nicht nachsagen lassen, sie nahm mich mit sich. Meine Mutter hatte mich geliebt mit jenem Naturinstinct, den ein sinnliches, stark empfindendes Wein für das Kind hat. Auch ich hatte sie geliebt und verehrt, weil ich sah, daß es mein Vater that; jetzt aber wußte ich, daß sie meinen Vater verrathen und in den Tod getrieben hatte. Ich begriff seine letzte Ermahnung — ich trotzte meiner Mutter. Auch sie verzieh mir nicht meine Auflehnung, ich war ihr ein ewiger Vorwurf, meinem Stiefvater aber — das wurde der Oberst bald darauf — war ich begreiflicherweise auch sehr im Wege. Eine Hölle begann für mich — ich hatte die unbefangene, kindliche Auffassung der Dinge verloren. Ich wußte, daß ich Jedermann im Hause zu viel war; ich wußte, daß der Oberst meiner Mutter meine Existenz zum Vorwurf machte,

denn bald kam es auch in diesem Hausstand zu Zwistigkeiten; ich wußte das Alles — mein Stolz empörte sich. Jeder Bissen Brot schmeckte mir bitter. Dabei verschmachtete ich nach Liebe, Niemand sprach mit mir, Niemand war zärtlich mit mir, Niemand beschäftigte sich mit mir und die Sehnsucht, das Herzweh nach meinem Vater zehrten an mir wie eine Krankheit. Vielleicht gab ich meinen Eltern jetzt auch Anlaß zur Unzufriedenheit; ich wurde mürrisch, trotzig, unzugänglich, starrsinnig. — Zwei, drei Jahre vergingen so, dann kam es zu einer Krise. Mein Stiefvater schlug mich einmal, ich schlug ihn wieder; dann entlief ich aus dem Hause, ich wollte lieber betteln, verhungern, sterben. Ich wurde eingefangen und mit Gewalt zurückgebracht. Mein Trotz wurde jetzt einigermaßen gebrochen, denn meine Mutter weinte, und mein Stiefvater gab mir gute Worte. Ich erklärte schluchzend, daß ich sterben wolle, um mit meinem Vater vereint zu werden. Mein Stiefvater fand das „weibisch" und entschloß sich ietzt, mich in ein militärisches Erziehungshaus zu bringen. Ich hatte ja keine Wahl und ich wollte nur fort; seit meine Mutter ihrem zweiten Gatten ein Kind geschenkt hatte, war ich ihr vollends überflüssig geworden,

Ich blieb zwei Jahre in dem Kadetten-Institut zu Schwarzkirchen. Das Soldatenspielen gefiel mir anfänglich, wie es einem jeden Knaben gefällt. Auch die Ordnung und Reinlichkeit des Institutes that mir wohl, ich hatte ganz die Natur meines Vaters und die polnische Wirthschaft meiner Mutter stieß mich ab. Bei

meinem stark entwickelten Pflichtbewußtsein fand ich mich sogar mit dem pedantischen Apparat der Disciplin leidlich ab. Ich erhielt eine vorzügliche Conduiteliste und wurde von meinem Stiefvater ausdrücklich belobt. Bald aber begann mir der ganze, rein formelle, pedantisch eingezwängte Kram unerträglich zu werden. Ich gab keinen Anlaß zur Klage, aber meine Vorgesetzten bemerkten, daß mir der richtige militärische Geist fehle. In der That entwickelte sich jetzt meine Neigung für die Musik in entscheidender Art; der Wunsch reifte in mir, mich derselben ganz zu widmen. Natürlich wollte mein Vormund und Stiefvater davon nichts hören. Vielleicht wäre es jetzt zu irgend einer Katastrophe gekommen, aber diesmal war mir das Schicksal günstig. Der Clavierlehrer unseres Institutes, der mich unterrichtete, glaubte in mir ein musikalisches Genie entdeckt zu haben; er interessirte sich nicht weiter für meinen Charakter, aber er vernarrte sich in mein Talent. Er unterstützte jetzt meine Bitten; meine Kurzsichtigkeit kam hinzu und meine schlechten Censuren in den rein militärischen Fächern. Genug, man brachte mich in das Wiener Conservatorium. Eine neue, schwere Lehrzeit begann für mich. Zwar hatte ich einen Freiplatz an der Anstalt erhalten, aber das spärliche Kostgeld, welches mir meine Mutter schickte, reichte nur eben aus, um mich vor der äußersten Noth zu schützen. Ich war erst fünfzehn Jahre alt, man hatte mich also in einer Familienpension billigster Sorte untergebracht. Es war etwa ein halbes Dutzend junger Burschen da, meist Handelsschüler, älter wie ich, aber keineswegs

wohlerzogen. Sie waren nicht gerade schlimmer als andere Jungen ihres Alters und ihrer Art; meine Natur verschuldete es, daß ich unter ihren knabenhaften Teufeleien so schwer litt. Diese jungen Herren fanden es sehr komisch, daß ich ein Graf war; im Cadetenhaus war dies Niemandem aufgefallen, wie dort überhaupt die strenge Aufsicht und Disciplin groben Unfug unmöglich machten. Aber in unserer Familienpension figurirten Aufsicht und Ordnung nur auf dem Prospect. Meiner Natur entsprechend zog ich mich von meinen neuen, mir im vorhinein wenig sympathischen Collegen scheu zurück. Gleich am ersten Morgen weigerte ich mich, eine Waschschüssel und ein Handtuch zu benützen, dessen sich unmittelbar vorher ein Anderer bedient hatte; das gab ein Halloh, und die Parole war gegeben: der „Herr Graf“ war die Zielscheibe unerschöpflicher Witze. Ich hatte ein empfindliches Schamgefühl, ich konnte unfläthige Reden nicht leiden, ich empfand leicht Ekel — das gab reichlichen Stoff, mich zu quälen, mich zu hänseln.

Die Anderen kamen immer mit widerwärtig schmutzigen Händen zu Tische — ich nie; mein Vater hatte mich in dem Punkte streng erzogen, wie überhaupt an ästhetische Feinfühligkeit gewöhnt, ja, ich hatte die aristokratische Natur von ihm geerbt. Meine Quäler faßten nun mein Brot mit ihren schmierigen Fingern an, oder sie griffen verkehrt nach meinem Löffel, und ich konnte nicht essen, obgleich der Hunger in mir bohrte und wühlte. Wir hatten irgend eine Aufsichtstante, welche uns das Essen vorgab und mit uns speiste,

eine alte, gute Person, die mich gern hatte, weil ich sie nicht verhöhnte, wie es die Andern thaten. Aber die Arme hatte immer entzündete, eiternde Augenlider, und wenn ich neben ihr saß, vermochte ich keinen Bissen hinunterzubringen. Natürlich wußten es die jungen Leute alle Augenblicke so einzurichten, daß mir nur der Platz neben ihr blieb. Ich aß nicht; „der Herr Graf ist zur Hoftafel geladen," hieß es, und die Anderen fielen gierig über mein Essen her. So ging es fort. Wenn die Aufwärterin unsere Stiefel zum Putzen holte, schrie man: „Die zerrissenen Schuhe gehören immer dem Herrn Grafen!" Und es war leider wahr. Man dachte zu Hause nicht daran, daß ich rapid in die Höhe schoß, bei jedem Wetter herumlief. Es fehlte mir oft am nöthigsten, das Wasser lief in meine Schuhe; der Winter kam und ich hatte keine Kleider. Ich glaubte vor Scham zu sterben, wenn ich das nothwendigste Geld von meiner Mutter erbitten mußte; das Geld kam ja von meinem Stiefvater, und wie oft hatte ich aus seinem Munde den Ausruf gehört: „Wie komme ich dazu, den Schlingel zu erhalten?"

Im zweiten Jahre meiner Wiener Studienzeit trennte sich meine Mutter von ihrem Gatten; sie blieb in Warschau und gab dort Gesangsstunden. Obgleich sie außerdem eine Alimentation von ihrem Manne bezog, klagte sie dennoch unaufhörlich über die unerschwinglichen Kosten meiner Studien, was übrigens begreiflich, wenn auch nicht eben liebevoll war, auch jammerte sie darüber, daß ich nicht im Cadetenhause geblieben war. So wurde meine Nothlage immer

schrecklicher. Mein Professor, ein junger, genialer Mann — er ist früh gestorben — mochte das furchtbare Herzleid von meinem trotzigen Gesicht lesen. Er hatte Mitleid und Erbarmen mit meiner Grafenherrlichkeit und schenkte mir abgetragene, aber noch gut erhaltene Kleider, unter dem Vorwand, er wisse nicht, was damit beginnen, ich möge sie einem Armen schenken. Ich begriff seinen Hochsinn, ich hätte vor Scham in den Boden sinken mögen, aber ich nahm das Almosen doch dankend an, es kam mir gar zu sehr zu statten. Hatte ich doch in der großen, wildfremden Stadt nicht eine einzige befreundete Seele, die mir ein Stück Brot zugewendet hätte, falls ich mich entschlossen haben würde, darum zu bitten, nicht einmal Jemanden, der ein liebevolles Wort für mich gehabt hätte. — Anfänglich hatte ich einen Freund in der Pension, es war ein kleiner Knabe, einige Jahre jünger als ich. Auch er wurde verhöhnt und gehänselt, nicht, weil er ein Graf, sondern nur darum, weil er der Jüngste war. Max fühlte sich sehr glücklich, daß ich, ein „Großer" um seine Freundschaft warb; er hielt zu mir, schlug sich für mich und ließ sich für mich schlagen, wenn es zu einer Rauferei kam. Wir zogen immer den Kürzeren, zwei gegen sechs; aber der Kleine war tapfer wie ich. Da kamen die Anderen eines Tages auf den Einfall, ihm den Spitznamen „der junge Herr Graf" zu geben. Von diesem Augenblick schlug er sich zu meinen Gegnern, höhnte und quälte mich mit den Andern um die Wette und schämte sich nicht, mit dem halben Dutzend gegen mich Einzigen loszuschlagen.

Als ich ihn darüber zur Rede stellte, erklärte er, die Prügel hätte er schon für mich ertragen, aber „der junge Herr Graf“ könne er sich nicht nennen lassen, das ginge nicht an. Ich verbiß meinen Zorn und meine Thränen, blieb allein, verfehmt, stumm, verlassen. Ich schwieg trotzig zu allen Quälereien, und ließ mir nichts anmerken, wenn mir das Herz brechen wollte, oder wenn mir die Eingeweide vor Hunger weh thaten. Ich hatte kein Taschengeld, und wenn ich das ohnehin kärgliche Mahl nicht essen konnte, so hungerte ich, und wie! Denn ich wuchs mächtig in die Höhe, und ich hungerte ebenso nach Fleisch und Brot, wie nach Liebe und Mitgefühl. Auch die Ferien brachten keine Erholung, keinen Trost für mich; die Anderen zogen jubelnd ab, um nach Hause zu fahren — ich blieb. Wie hätte ich die Reise nach Warschau zu meiner Mutter erschwingen können? Ich sehnte mich bisweilen nach ihr, auch sie hatte jetzt, wo sie zu altern begann, ähnliche Regungen, aber das Machtgebot unserer Armuth war unerbittlich.

In dieser Zeit trostlosen Elends reifte mein Selbstbewußtsein, meine innere Kraft. So einsam, so ganz auf mich selbst gestellt, auf dieser liebeleeren, ja feindseligen Welt, wie ich war, blieb mir nichts als mein Ich, meine Innerlichkeit, die ich tief in mir verschloß. Ich gewöhnte mir an, nur das nothdürftigste mit meiner Umgebung zu sprechen, mich streng und stolz in mich selbst zurückzuziehen, je mächtiger ein heimliches Gefühl der Kraft und Höhe meine Seele schwellte. In all' der Noth und dem Jammer meines äußeren

Daseins wuchs dieses Selbstgefühl immer gewaltiger heran. Bisweilen empfand ich etwas wie Wollust in dem schneidenden Weh, in der kleinlichen Qual und Plage des Tages — ich fühlte so recht, daß es mich nicht beugen konnte, daß mein Herz zu den Sternen hinanreichte. Auch waren meine Tage nicht ohne Reiz; ich trug nicht nur die Wonne eines jeden jungen, poetisch empfindenden Gemüthes in mir, jene Wonne, welche in der Kraft der Empfindung liegt und daher auch dem Schmerz beigemischt ist — ich hatte meine Musik, der ich damals wie jetzt die seligsten Stunden meines Lebens verdankte.

Ich stand im zwanzigsten Jahre, als meine Ausbildung beendet war. Mein Lehrer rieth mir, die Concert-Carriére einzuschlagen; ich aber hatte keine Neigung, weder für die Oeffentlichkeit, noch für das Virtuosenthum. Auch stand mir meine gänzliche Mittellosigkeit im Wege, ich beschloß also, mir als Musiklehrer eine bescheidene Existenz zu gründen. Diesmal kam mir mein aristokratischer Name zugute. Ich erhielt durch die Empfehlung meines Professors die Stelle eines zweiten Musiklehrers am Theresianum. Es gehört gewiß zu den qualvollsten Obliegenheiten eines feinfühlenden Musikers, Kinder zu unterrichten; aber ich wurde frei, wurde selbstständig. Mit Zustimmung der Behörde nahm ich jetzt den Künstlernamen meines Vaters, Dubois, an. Meine neuen Vorgesetzten waren damit einverstanden, denn daß der Sprosse einer angesehenen Adelsfamilie Clavierstunden gab, verstieß doch gegen das aristokratische Decorum. Mein Einkommen

war gering, aber es genügte für meine einfachen Bedürfnisse; ich konnte meine Mutter entlasten, ich erschien mir reich, da ich nicht mehr hungern mußte und mich anständig zu kleiden vermochte. Es wäre mir leicht gewesen, noch weitere Lectionen zu erhalten, aber ich verzichtete darauf. Meine freie Zeit war mir zu kostbar, und es wäre mir bitter gewesen, in Privathäusern Stunden zu geben. Ich zog es vor, mich einzuschränken und mir selbst zu gehören.

Ich hatte mir ein möblirtes Zimmer draußen in einer Vorstadt unweit des Theresianums gemiethet. Welche Wonne, ein eigenes Heim zu haben — welche Wonne, allein zu sein! Damals entwickelte sich meine Neigung zur Einsamkeit, eine Neigung, die mir geblieben ist; fast zehn Jahre lang, seit dem Tode meines Vaters, hatte ich unaufhörlich die Gesellschaft fremder, liebloser, meist widerwärtiger Menschen ertragen müssen, deren Nähe an sich mich schon peinigte. Sie hatte etwas Berauschendes für mich, diese reine, keusche Einsamkeit meines Zimmers. Mein kühnster Traum war nun, mir eigene Möbel anzuschaffen. Vorläufig hatte ich ein Clavier auf Raten genommen, und um diese bezahlen zu können, aß ich ein Jahr lang nur trockenes Brot zur Nacht. Ich gab sehr gewissenhaft meine Stunden und lebte im Uebrigen in strengster Abgeschiedenheit für mich, ohne jemals irgend eine Gesellschaft zu suchen. Die mir von meinem Vater vererbte Anschauung, daß die Welt schlecht und häßlich sei, war mir sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen, bevor ich noch von Schopenhauer etwas Anderes kannte

als den Namen. Ich hatte ja auch wirklich nichts Gutes erfahren in dieser Welt. Keiner der jungen Leute, mit denen ich hier und da in Berührung kam, flößte mir Sympathie ein; ihre Art mißfiel mir und ihre Freuden waren nicht die meinen. Ich hatte meine Musik und meine Bücher. Jetzt sättigte ich meinen unermeßlichen Lesehunger, was mir bisher nicht vergönnt gewesen war. Meine literarische Bildung war noch unvollständig; ich hatte auch kein bedeutendes Schulwissen, es beschränkte sich auf vier Realschulclassen. Ich las also mit Leidenschaft poetische und wissenschaftliche Werke aus den öffentlichen Bibliotheken. Meine einzige Zerstreuung war der Besuch der Oper, ich zählte zu den Stammgästen des „Olymps"; dies war die einzige Gelegenheit, bei welcher ich unter Menschen kam. Ich fühlte mich am wohlsten mit mir allein.

Mein Erlebniß mit Theodora kennst du, darüber nur einige Worte. Ich traf den kleinen Bruno einmal in dem Garten des Theresianums, er hatte ein Stück Schilfrohr aufgestöbert und bat mich frank und frei, ihm ein Pfeifchen daraus zu schnitzen. Ich that das; der vornehme, verwöhnte Knabe, der zu Hause gewiß die kostbarsten Spielsachen hatte, gerieth außer sich vor Freude über das werthlose Spielzeug und fiel mir um den Hals. Ich lächelte über ihn, aber es wurde mir seltsam dabei zumuthe; seit Jahren hatte ich Niemanden geküßt, war Niemand zärtlich mit mir gewesen. Tage lang, bei all' meinen ernsten Beschäftigungen fühlte ich die zarte Wange des Knaben an der meinen, sah ich

seine glänzenden Augen, hörte ich seine jubelnde Stimme. Bei einer zweiten Gelegenheit bestürmte mich Bruno, ihm Clavierstunden zu geben, nur bei mir wollte er lernen, und ich nahm endlich die früher abgelehnte Lection an. Bruno hatte jene schwärmerische Liebe für mich, welche dem Mannesalter entgegen reifende Knaben bisweilen für ältere Freunde empfinden. Die Schönheit und kindliche Zärtlichkeit des Knaben bezwang mich, arglos ergab ich mich dem Liebesverhängniß; Bruno war ja nur ein Kind. Für Theodora hatte ich anfänglich kaum einen Blick, wie ich kaum ein Weib ansah. Ich empfand Scheu, ja Abneigung vor dem Weibe, und es war mir nicht schwer geworden, meine Sinne, meine Phantasie streng zu bewachen. Theodora schlich sich durch die Aehnlichkeit mit Bruno in meine Seele. Lächelnd und erröthend stand sie dabei, wenn Bruno sich an meinen Hals hängte. „Das schickt sich nicht, Bruno!“ Nun wurde auch ich befangen; wenn Bruno sein Gesicht an das meine schmiegte, seine Lippen auf die meinen preßte, schob sich mir die Gestalt des schönen jungen Mädchens unter, das mit seiner bezaubernden Freundlichkeit mich in ein unbekanntes Paradies zu locken schien. Unversehens, unvermerkt schlich das süße Gift der Leidenschaft in mein Inneres. Ehrlich, wie ich gegen mich war, mußte ich mir eines Tages sagen: die Natur fordert ihren Tribut, die Leidenschaft für das Weib hatte mich bezwungen. Ich schwelgte nicht schönselig in dieser Vorstellung wie andere junge Thoren — ich war entsetzt. Die Warnung meines

Vaters, welcher das Opfer, der Sklave eines Weibes geworden, das seiner nicht werth war — die Warnung war mir klar, einleuchtend, maßgebend. Ich empörte mich dagegen, meine stolze, keusche Einsamkeit an das Bild eines Weibes verlieren zu sollen, empörte mich gegen den Despotismus der Liebe, die von meinem Wesen Besitz ergriff. Ich kämpfte einen Titanenkampf, einen Kampf, von dem Theodora nie eine rechte Vorstellung gehabt hat; aber dieser Kampf fachte die Flamme nur um so heftiger an, sie griff mit reißender Schnelligkeit um sich. Ich litt namenlos, wachte Nächte und Nächte lang, weil die Unrast der Leidenschaft mich nicht schlafen ließ. Und ich Thor hatte gewähnt, gefeit zu sein, weil ich bisher so unempfindlich geblieben war! Ich begriff jetzt, daß der starke Widerwille, den mir sinnlich unangenehme Eindrücke verursachten, einem sinnlich empfänglichen Naturell entsprang, welches mich gerade der Liebesleidenschaft in die Arme trieb. Theodora versicherte mich ihrer Liebe, ja, sie hatte mir dieselbe entgegengebracht. Natürlich dachte ich an nichts anderes, als an eine gesetzmäßige Vereinigung; ich hatte ja doch immerhin durch meinen Titel eine gesellschaftliche Stellung. Aber weltscheu, unpraktisch, wie ich war, wagte ich nicht gleich entscheidende Schritte. Inzwischen fällte Theodora die Entscheidung: sie schob mich einfach zur Seite wie einen Rechtlosen, Lästigen, um sich einem Reichen, Ungeliebten zu verkaufen. Mein Gemüthszustand spottete jeder Beschreibung. Einer Elenden, Herzlosen hatte ich meine Seele hin=

gegeben! Das Gefühl des verletzten Stolzes und der Scham wüthete vielleicht heftiger in mir, als die Entäuschung, welche meinen leidenschaftlichen Wünschen widerfuhr. Sie, die mir das angethan hatte, sollte nicht länger leben und ich wollte es auch nicht, wollte mich mit dieser schmachvollen Erinneruug nicht abquälen. Später schlug, wie du ohnehin wissen wirst, meine Stimmung um; ich verschmähte es, Theodora zu tödten, als ich ihre Schwäche und Haltlosigkeit sah, und auch ich verzichtete darauf, zu sterben wie mein Vater, um eines unwürdigen Weibes willen. Ich vergrub mich von neuem in meine geliebte Einsamkeit, dem trotzend, was die Menschen Glück nannten. Ich habe später Theodora milder beurtheilt; als ich sie das zweitemal im Waldschloß sah, war jeder Groll gegen sie aus meinem Herzen gewichen. Aber als sie es wagte, mir nochmals von ihrer Liebe zu sprechen, da stieß ich sie rücksichtslos zurück.

Damals schwor ich dem Weibe ab, gelobte mir unwandelbare Treue gegen mich selbst. — So vergingen zwei bis drei Jahre. Meine Bücher, meine Musik genügten mir. Ich darbte und sparte mir vom Munde ab, um mir den bescheidenen Luxus der Einrichtung für ein Zimmer, einige Bilder und Aehnliches zu gönnen. Im Sommer pflegte ich für die heißen Monate eine Wohnung auf dem Lande zu nehmen und in die Stadt zu fahren, um meine Stunden zu geben. Ich wählte einmal Hütteldorf aus dem Grunde, weil die Fahrt von dort nach dem Westbahnhof nur zehn Kreuzer kostet. Ich hatte dort draußen

eine alte Frau zur Bedienung, welche mir durch ihre Gutmüthigkeit und Naivetät lieb wurde und mich durch ihre zärtliche Fürsorge für meinen bescheidenen Wäschevorrath rührte. Sie hatte drei Enkelkinder bei sich, von denen das älteste fünfzehn, das jüngste acht Jahre zählte. Die Mutter der Kinder war todt, der Vater, Bahnbauarbeiter, zog in der Welt herum und schickte hier und da etwas Geld. Trotzdem herrschte die bitterste Armuth in der kleinen Familie, denn die Großmutter war zu alt und die Enkelin noch zu jung, um ausgiebig zu verdienen. Wenn die Alte durch ihre Wäscherei verhindert war, kam die fünfzehnjährige Sephi, um mein Zimmer zu besorgen. Sie war ein schönes, blühendes, körperlich stark entwickeltes Kind, trotz all' der Armuth zu Hause, trotz ihrer kümmerlichen Fähnchen allezeit von jener elementaren Heiterkeit, die man fast nur bei Kindern und manchen Thieren findet. Ich sah der Kleinen gern zu, wenn sie, ein bischen täppisch und doch anmuthig, herumwirthschaftete; sie nahm Alles mit so grenzenlosem Respect in die Hand, beguckte es so neugierig, daß es eine Freude war, zuzusehen. Was mir Sephi so besonders lieb machte, war ihre Ordnungsliebe und Reinlichkeit; wie ich nachher vernahm, war sie daheim nicht immer so, sie that es nur mir zu liebe. „Sie hält zu viel auf den gnä' Herrn," sagte die Großmutter. Das war doch sehr lieb von der kleinen Sephi und ich plauderte jetzt manchmal mit ihr. Sie war unglaublich unwissend; aber ihre Naivetät war nicht die der Unwissenheit, sondern die einer lebhaften,

ursprünglichen, unbefangenen Empfindung. Trotz der Schönheit der Kleinen blieb mein Herz, blieben meine Sinne unberührt; denn sie war ja doch nur ein Kind, zudem ein armes, ungebildetes Bauernkind. Ihr furchtbares Schluchzen beim Abschied brachte mich einigermaßen in Verwirrung; ich fühlte mich so ganz als Fremdling auf Erden, daß es mich überraschte, befremdete, rührte, irgend einem Geschöpfe durch mein Scheiden Thränen zu erpressen. Sie weinten übrigens Alle, die Großmutter, die kleinen Jungen, aber doch eigentlich nur, weil Sephi damit angefangen hatte. Ich tröstete Sephi so gut ich konnte, versprach, im Frühling wiederzukommen, und lud sie ein, mich in der Stadt zu besuchen.

Wochen und Monate vergingen; Weihnachten war gekommen. Es war am zweiten Weihnachtstage, Vormittags, ein wässeriger Schnee fiel vom Himmel und der Wind heulte im Schornstein — da pochte es leise und schüchtern an meiner Thür: Sephi stand draußen, verschneit, feuchte Kälte ausströmend, in ein großes Tuch gewickelt, aus dem nur ihr süßes, rosiges Gesicht herausblickte. Sie war zu Fuß von Hütteldorf gekommen, um mich zu besuchen; gerade heute hatte sie es nicht aushalten können. Eine eigenthümliche Regung faßte mich, wie ich das arme Kind am Ofen sitzen sah, wie ein geheimnißvoller Gast aus einem Märchen, der in Lumpen erscheint und doch aus einer fremden, schöneren Welt kommt. Diese fremde Welt, aus der mir Sephi als Bote erschien, war — die Liebe, war ein einfaches Menschenglück. Sie, deren Zunge sonst

so munter und fröhlich ging, saß heute stumm, gesenkten Blickes, dunkelroth da, es war fast nichts aus ihr herauszubringen. Nach einer Viertelstunde etwa wollte sie wieder gehen, ohne mir noch kaum in die Augen gesehen zu haben. Ich sprach ihr zu, offen gegen mich zu sein. Sie erhob jetzt den Blick zu mir und erklärte, sie wünsche ganz und gar und für immer bei mir zu bleiben; sie würde für mich kochen und waschen, draußen in der Küche schlafen und sich selbst ihr Brot verdienen, wie bei der Großmutter, aber sie wolle immer bei mir sein, und ich würde es sehr gut haben. Sie sagte das in aller Unschuld, es war die Liebe eines Kindes zu einem älteren Freunde, die der Dienerin zum Herrn, und die der Jungfrau zum Manne — es war Alles zugleich, jedoch das arme Kind war sich darüber nicht klar. „So bleibe!" rief ich, nach ihr fassend, fast ohne zu überlegen. Zwei Worte hatten meinen ganzen Lebensplan über den Haufen geworfen; urplötzlich loderte Alles in mir auf, was ich so mühsam bekämpft und erstickt hatte — eine dunkle Regung des Blutes entschied. Sephi blieb bei mir.

Ich hatte nachträglich schwere Sorgen und innere Kämpfe zu bestehen. Meine stolze Einsamkeit war dahin und ich hatte unbedacht wie ein Thor das Opfer dieses jungfräulichen Lebens angenommen. Aber meine Bedenken schwanden bald, wie unsichtbare Ketten und Bande fiel es von mir, ein sanftes Gefühl des Behagens, der Befriedigung kam über mich, wie ich es vorher nie gekannt hatte. Sephi's Anwesenheit schien mir jetzt wie eine natürliche Ergänzung meines eigenen

Lebens, ich fühlte mich ebenso wohl, wie vorher in meiner Einsamkeit. Es war ein Glück, von dem ich vorher nie geträumt hatte — jeden Augenblick eine liebende Gegenwart um sich zu haben, ein allzeit zur Zärtlichkeit gestimmtes Wesen, ein heiteres, zufriedenes, freundliches, holdes Antlitz um sich zu sehen. Ich hatte nicht geahnt, wie schön es ist, von liebenden Armen umschlungen zu werden, wenn man abgeplagt nach Hause kommt — wie schön es ist, den alltäglichen Mechanismus des Essens, Trinkens, An- und Auskleidens durch Scherze, durch kleine Neckereien und Koseworte zu idealisiren. Nein, ich hatte nicht gewußt, was es ist, ein liebendes, hingebendes Weib im Arm zu halten. Sephi war ein reifes Weib in ihrer heißen Leidenschaftlichkeit, ein Kind an Genügsamkeit, Frohsinn, Unschuld. Ich wußte nicht mehr, daß ich arm war, sie fand ja Alles schön und beglückend; sie dachte überhaupt gar nicht nach über ihre Lage, sie lebte vergnügt in den Tag hinein. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie arm wir waren. Wir hatten eine Wohnung inne, die aus einem Hofzimmer mit einer ganz kleinen Küche bestand, Thür an Thür mit lauter armen Arbeitern des X. Bezirkes. Wir besaßen nur einige einfache Möbel, eine einzige, kleine Petroleumlampe, ein eisernes Oefchen, ein Paar ordinäre Teller und Tassen. Sephi wusch und plättete feine Luxuswäsche für ein großes Stadtgeschäft wie ihre Großmutter; wir hatten zu leben, wie eben arme Leute leben. Im Sommer zogen wir nach Hütteldorf, ohne daß sich unsere Lebensweise wesentlich geändert

hätte. Wir hatten keinerlei Erklärung gewechselt, kein Versprechen der Treue — unser Liebhaben war etwas so Selbstverständliches. Da zeigte mir einmal meine Hauswirthin in Hütteldorf — ich habe ihr später das kleine Haus im Halterbachgraben abgekauft — ein Zeitungsblatt, es sollte etwas drinnen stehen, was möglicherweise mich anging: es war jenes Zeitungsinserat deines Großvaters. Ich wußte nichts, gar nichts von meinen Verwandten väterlicherseits; mein Vater hatte nur erwähnt, daß er Vettern habe, die reicher und glücklicher situirt wären, als er. Wäre ich noch allein gewesen, so würde ich mich vielleicht gar nicht gemeldet haben; aber das Gespenst der Noth stand doch immer an meiner Thür und drohte, mein junges Glück zu vernichten. Vielleicht war mir ein Legat zugefallen, vielleicht existirte eine Apanage für entfernte Agnaten des Hauses; so meldete ich mich. Das Uebrige weißt du.

Was nun folgte, war eine Prüfung für meine Sephi, vor deren Ausgang mir selbst bangte. Sephi wußte um meinen Grafentitel, und derselbe hatte weiter keinen Eindruck auf sie gemacht; dem gesunden Realismus eines naiven Gemüthes gilt ein Titel ohne Mittel nichts. Jetzt aber mußte ich ihr eröffnen, daß meine Verhältnisse sich diesem Titel entsprechend geändert hätten, daß sie jedoch, wenn auch der schweren Arbeit und Entbehrung überhoben, im übrigen in der bisherigen Zurückgezogenheit bleiben müsse. Nun ist Sephi wohl ein seelengutes, bescheidenes, leicht lenkbares Wesen, aber durchaus kein heroischer Charakter und

eines höheren Aufschwunges, einer großen Lebensanschauung nicht fähig. Sie würde sich ebenso gerne putzen, ebenso gerne gefallen, als jedes andere schöne junge Weib. Nur durch meinen unmittelbaren Einfluß, durch die Kraft meines Willens und die Macht der natürlichen Liebe, erhalte ich sie mir so, wie ich wünsche, daß sie sei und bleibe. Dieser starke Anstoß von außen schien einen Augenblick lang meinen Einfluß zu überwiegen. Sie war vorher so glücklich, so ganz zufrieden gewesen in unserer Armuth, jetzt wurde sie berauscht von der Möglichkeit, schöne Kleider und Juwelen zu tragen, prächtige Feste mitzumachen, alle diese Herrlichkeiten des Reichthumes zu genießen. Aber in dem Augenblick, da sie mit ihrer Unwissenheit, ihrer bäuerlichen Erziehung eine „Dame“ werden wollte, hörte sie auf das Weib zu sein, das mich zu beglücken vermochte. Von dieser schmerzlichen Erkenntniß erfüllt, kam ich nach dem Waldschloß. Und in jener Stunde, da dein Großvater mir die ganze Wahrheit enthüllte, beschloß ich, Sephi zu opfern und dich mir zum Weibe zu erziehen. — In jener Nacht jedoch wandten sich die Dinge anders, als ich geplant hatte. Sephi hatte mich zu sich gerufen — ich folgte ihrem Rufe, denn ich war ihr Wahrheit und Klarheit schuldig. — In ihr aber hatte die Liebe zu mir alle eitlen Wünsche besiegt; sie erklärte mit dem bescheidenen Loose, das ich ihr bis jetzt geboten, zufrieden sein zu wollen. In jener Nacht gestand sie mir, daß sie ein Kind von mir unter dem Herzen trage. In jener Nacht stießest du mich lieblos von dir und in mir siegte die Liebe zu Sephi — ich

behielt sie und — opferte dich. — Die Sorge ausgenommen, welche mir die an dir verübte Täuschung verursachte, wurde mein häusliches Glück nur noch einmal getrübt, durch den Tod eines zweiten Kindes, welches im ersten Lebensjahre starb. Du darfst dir aber trotzdem kein allzu ideales Bild von Sephi machen. Sie ist gut, zärtlich, genügsam, weil ich nur die edlen Instincte ihrer Natur gepflegt habe und Alles, was sie verderben und verführen könnte, mit eigenen Opfern an meiner Bequemlichkeit, an meinen eigenen Genüssen, fern halte. Ich verzichte auf manchen Luxus, der meiner höheren ästhetischen Bildung natürlich wäre, nur, um in ihr keinerlei Wünsche und Bedürfnisse zu wecken, welche die einfache Harmonie ihrer Natur stören könnten. Sephi ist noch immer ein ganz einfaches Naturkind, sie kann nicht orthographisch schreiben und hat niemals ein größeres Buch gelesen, sie weiß von der Welt nur das, was ich für gut finde, ihr mitzutheilen. Ich habe darauf verzichtet, ihr eine literarische Bildung zu geben, sie hat nichts von mir gelernt, als singen. Sie besitzt eine schöne Singstimme und musikalisches Gehör. Das war mir willkommen und hat unsere Häuslichkeit verschönert. Ich kann mit meiner Frau nicht über moderne Literatur sprechen, nicht über Wagner'sche Musik, noch über Schopenhauer'sche Philosophie. Unsere Gespräche, unsere Scherze sind sehr einfach; Sephi besitzt den Mutterwitz des Volkes, aber keinen „Geist", dafür aber belügt sie mich nicht und spielt mir keine Komödie vor, ihre klare, einfache Natur ist mir völlig zugänglich, völlig ergeben, wie die eines

Kindes. Und Sephi besitzt, was naturgemäß das Glück eines jungen Gatten ausmacht: Schönheit und ursprüngliche, unverderbte Liebesfähigkeit, bei aller natürlichen Gluth jene Keuschheit und Reinheit, die nicht von anerzogenen Grundsätzen, sondern von edlen, richtig geleiteten Instincten herrührt. Sephi ist kein Ideal, aber sie macht mich so glücklich, als ich nach meiner Ueberzeugung in dieser Welt eben werden konnte. — — — Wie bleich du bist — ich habe dich ermüdet? Du warst vorher so heftig erregt, ich hätte . . . . .“

„O nein, nein! Ich danke, danke dir von ganzem Herzen für dein Vertrauen!“

Sie hatte seine beiden Hände erfaßt und sah ihn sanft lächelnd an — und sie wunderte sich im Stillen, daß sie lächeln konnte. Sie hatte mit brennender Spannung seiner Erzählung gelauscht; obgleich in dem letzten Theile derselben jedes Wort wie ein scharf geschliffenes Messer in ihr Herz schnitt, hätte sie doch keines dieser Worte verlieren mögen. Was sie längst dunkel geahnt und empfunden hatte, was sich selbst zu gestehen sie sich jedoch sträubte, stand jetzt mit sieghafter, überwältigender Klarheit vor ihrer Seele: sie liebte diesen Mann, sie hatte ihn von Anbeginn geliebt, nur ihn geliebt! Und er liebte sie nicht wieder, würde sie niemals lieben — und der Dämon, der sie gegen ihn gehetzt hatte, war die Eifersucht! Obgleich eine brennende, unnennbare Qual in ihrem Herzen wühlte, lag doch etwas wunderbar Erhebendes und Beruhigendes in dieser Erkenntniß; die dunklen Kämpfe und

Irrthümer der Vergangenheit zerflossen in nichts vor der erlösenden, versöhnenden Klarheit dieser Erkenntniß. Es war die Liebe! Er liebte sie nicht — sie hatte den Augenblick der Glücksmöglichkeit versäumt und verscherzt. Aber e r war es werth, geliebt zu werden! Die qualvolle Wonne dieser Erkenntniß warf ihren verklärenden Glanz auf ihr ganzes Leben. Ihr war, als schwebe sie in einer geheimnißvollen Aetherhöhe, und die ganze Wirrniß des Daseins lag, zum Lächeln klein, unter ihr. So schön hatte sie sich bisweilen in unbestimmten Träumen — den Tod gedacht! — —

III.

Imelda war am Arme Odilo's über die Ringstraße gegangen, er hatte sie aus dem Hotel fort nach dem Palais geführt. Er hatte darauf bestanden, daß sie sich dorthin begebe, wo sie hingehört; er verfügte es so ernst, so nachdrücklich, jedes seiner Worte trug das Gepräge eines festen, bestimmten, ja unbeugsamen Willens, daß sie sich nicht länger zu wehren vermochte. Sie that, was er wollte, und weil er es wollte, obgleich ihr Palais oder Hotel, Gräfin vom Walde oder Ida Dubois, reich oder arm, in diesem Augenblicke ganz gleichgiltig schienen. Er hatte zum erstenmale das Palais in der Inneren Stadt betreten, welches Imelda erst vor einer Woche verlassen und wo noch Alles von dem Winteraufenthalt her im Stande war. Der Portier und die übrige Dienerschaft waren grenzenlos verblüfft, ihre Herrin plötzlich unangemeldet am Arme eines wildfremden Herrn erscheinen zu sehen. Als der Kammerdiener der Gräfin später wissen wollte, der Fremde sei der Graf selbst, wollte ihm Niemand glauben; man hielt das für einen Spaß.

Odilo befand sich sich mit Imelda in deren Boudoir und rauchte hier eine Cigarre; es war der erste Mann, der in diesem Raume ein solches Vorrecht genoß. Er schien ganz ruhig gestimmt, ja heiter und zufrieden, daß er den Zweck seiner Reise erfüllt sah, vielleicht auch darüber, daß eine Aufklärung erfolgt, das jahrelange Mißverständniß beseitigt war. Er betrachtete die schöne und kostbare Rococo-Ausstattung des Zimmers, fand Alles sehr hübsch, meinte jedoch für seinen Geschmack wäre zu viel „Kram" da. Er erzählte unbefangen, daß er keinen der letzten Winter in Wien verlebt habe; er war in Rom und Florenz gewesen, hatte sich dort jedesmal ein kleines Familienhaus gemiethet und mit seiner Familie sehr zurückgezogen gelebt. Wien war ihm wenig sympathisch.

Imelda hörte ihm zu, beobachtete jede seiner Mienen, seiner Bewegungen, es war ja ein errungenes Glück für sie, daß er so offen, so freundlich, so zutraulich mit ihr sprach, so ganz ohne Groll und Härte. Da schritt er in ihrem Zimmer auf und nieder, so ganz heimisch und behaglich, als gehöre er hierher, zu ihr. Diesen einen einzigen Abend gehörte er ja wirklich ihr; er vermied es auch zartsinnig, Sephi noch weiter zu erwähnen. Imelda fühlte jetzt gar keinen Schmerz mehr, es war ihr eine stille Seligkeit, seine Stimme zu hören, sein ganzes Wesen in sich aufzunehmen. Wie er die Cigarre zwischen den Fingern hielt, wie er Das und Jenes in dem mit Bibelots und Nippes aller Art überfüllten Raume in die Hand nahm, betrachtete, dabei den Kopf etwas

schief hielt, manchmal ein wenig lachte, dann wieder ernst wurde — das war ihr Alles so merkwürdig, so wunderbar, als hätte sie niemals etwas Aehnliches erlebt. Wenn er sie ansah, erschrak sie, fühlte sie, wie das Blut in ihre Wangen schoß; den ernsten, durchdringenden Blick dieser tiefblauen, nur mäßig großen, tiefliegenden, leicht verschatteten Augen zu ertragen — das ging über ihre Kräfte. Der Ausdruck seines Gesichtes war jetzt milder, als damals in seinen Jünglingsjahren, trotz der bösen Falte. Odilo trug sein dichtes, dunkelblondes Haupt- und Barthaar so verschnitten, daß die edlen Umrisse seines Kopfes und Nackens ganz rein hervortraten. Dachte man sich Haar und Bart lang herabwallend, so erinnerte er mit dem ihm so eigenthümlichen festen Blick an den Christus von Munkacsy. Odilo hatte sich auf einen der Phantasiesessel am Kamin niedergelassen. Dieser Sessel war Julian's gewohnter Platz gewesen, und in diesem Augenblick entsann sich Imelda des Kranken. Sie schnellte von ihrem Sitz empor. „Mein Gott — Julian — ich habe ihn gänzlich vergessen!"

„Wer ist Julian?" frug Odilo gelassen. Sie erklärte ihm, um was es sich handelte.

„O, der arme Bursche!" sagte Odilo, „er war im Sommer schon krank. Er thut mir überhaupt sehr leid, er schien sich in seiner Haut nicht sehr wohl zu fühlen. Du hast ihn besucht — im Spital — einen Typhuskranken? Siehst du, Kleine, diesen Heroismus hätte

ich dir nicht zugetraut.“ Er sah sie ganz verwundert an.

Sie rückte jetzt mit ihrem Vorsatz heraus, die Nacht bei dem Kranken zuzubringen.

„Ja, wozu denn,“ versetzte Odilo, „da er ohnehin gut verpflegt ist?“

„Er könnte in der Nacht sterben, und ich will nicht, daß er ganz allein sterbe.“

„Aber, liebes Kind, das ist eine sentimentale Schrulle, du wirst nicht deine Gesundheit und dein Leben in Gefahr bringen. Er würde jedenfalls sterben, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, er hat also nichts davon, du aber Gefahr und Schaden. Nein, du bleibst hier.“

Was hätte sie sagen sollen? Sie konnte nicht gestehen, daß ihre Gesundheit und ihr Leben keinen Werth mehr für sie hatten. Und da sie noch zögernd dastand, sagte er bestimmt: „Ich gebe es nicht zu, entschieden nicht!“

Es war heute zum drittenmal, daß er ihr in dieser Art begegnete: zuerst, als sie auf ihren Vermögensantheil verzichten, dann, als sie das Hotel nicht verlassen wollte, und jetzt. Aber diese männliche Entschiedenheit, die an Despotismus grenzte, stand ihm so gut, obgleich man aus derselben entnehmen konnte, daß er es nicht gewöhnt war, mit Damen besondere Umstände zu machen.

Plötzlich sagte er in milderem Tone: „In einem Falle will ich dich nicht zurückhalten: vielleicht liebst du diesen jungen Mann?“

„O, nein!“ entgegnete sie rasch, entschieden.

„Nun denn, du kannst morgen nach ihm sehen; du hast das Möglichste für ihn gethan, indem du ihn überhaupt besuchtest.“

Imelda wußte nichts weiter zu erwidern; mit halben Wahrheiten, mit Ausreden war gegen ihn nicht aufzukommen.

Er ließ sich wieder auf den Sessel nieder, von dem er sich vorhin erhoben hatte, um lebhaft und energisch ihrem Vorhaben zu wehren. „So ist dieser junge Mann — wie heißt er eigentlich? — nicht der von dir Begünstigte?“ frug er.

„Begünstigt?“ entgegnete sie beklommen, „nein, doch ist er mir der liebste, der einzige Freund gewesen, den ich besaß.“

„Warum — gewesen?“ frug Odilo weiter.

„Er zürnte mir und verließ mein Haus, weil ...“ sie versuchte dies zu erklären, ohne so ganz die Wahrheit zu sagen; ihre Erklärung klang etwas sonderbar, etwas verworren.

„Du bist nicht aufrichtig gegen mich,“ sagte er, „wahrscheinlich deßhalb, weil es für dich etwas ganz Ungewohntes ist, offen und gerade vom Herzen zu sprechen.“

Imelda faßte sich ein Herz und sagte fest: „Julian liebt mich, ich habe seine Neigung nicht erwidert, aber ich hätte es gerne gelernt.

„Liebe kann man nicht lernen,“ versetzte Odilo entschieden, er lachte dabei, sein kurzes, leichtes, wohlklingendes Lachen. Man sah plötzlich seine Zähne, was

sein ganzes Gesicht aufzuhellen schien. Seine Zähne hatten einen Fehler: zwei von ihnen standen weit auseinander und bildeten gerade vorne dadurch eine kleine, aber auffallende Lücke und diese Lücke erschien Imelda unbeschreiblich reizend. Sie war dabei weit entfernt zu gewahren, wie thöricht die Liebe macht.

„Ich glaube, daß du irrst,“ sagte sie endlich.

„Du verstehst mich vielleicht nicht richtig,“ entgegnete er; „man kann sich an- und ineinander gewöhnen, kann eine herzliche Zuneigung für einander gewinnen, einander sogar unentbehrlich werden, sich vielleicht — das hängt vom Temperament ab — leidlich glücklich fühlen, aber das ist nicht Liebe, mein Kind. Zwei Menschen haben eine natürliche, ursprünglich elementare, ich möchte sagen, fluidische Sympathie für einander oder sie haben keine. Jedenfalls fühlen sie dieselbe sogleich und so sicher, wie die ungleichnamigen elektrischen Pole sich gegenseitig anziehen, ohne das vorher zu versuchen, zu lernen: sie *müssen* einfach. Ein solcher Sympathiefunke kann zur Liebesflamme werden oder durch ungünstige Geschicke ersticken; aber eine Liebesflamme kann nie auflodern, ohne die ursprüngliche, mystisch-elementare Sympathie zweier verwandter Naturen, ebenso, wie aus kaltem Gestein, aus indifferentem Holz kein elektrischer Funke zu ziehen ist.“

„Das kann nicht sein!“ rief sie. „Das wäre zu grausam! Es sollte nicht möglich sein, durch ein sittliches Streben die Liebe eines Andern zu erringen, der uns anfänglich nicht liebt?“

„Niemals," entgegnete er mit heiterer Gelassenheit. „Es scheint dir grausam? Die Natur ist nun einmal grausam, und die Liebe ist eine Naturerscheinung, selbst in ihren sittlichsten Formen. Du bist ein wenig sentimental, wie es mir scheint, die Todeskrankheit deines Freundes hat dich milde gegen ihn gestimmt, und du möchtest ihn jetzt lieben „lernen"." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Hoffen wir, daß er wieder genest, vom Typhus und von seiner unglücklichen Liebe, und daß du — — aber du hast doch wohl schon geliebt?" unterbrach er sich.

Das Thema begann ihr qualvoll zu werden. Das gräßliche Wehe, das sie bei der Geschichte seiner Ehe empfunden hatte, fing wieder an, in ihr zu wühlen. „Ich habe noch nicht geliebt," versetzte sie tonlos.

Er schwieg eine Weile, dann sagte er warm und herzlich: „Du bist ja noch sehr jung, zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahre alt, nicht wahr? Du kannst das noch einholen. Wähle einen Gatten, den du liebst, mit dem du glücklich zu werden glaubst; ich werde dann für dich thun, was in meiner Macht steht. Ich habe dir einst versprochen, für deine Zukunft zu sorgen, ich halte mein Wort vollinhaltlich aufrecht. Das ganze Odium des nothwendigen Scheidungsprocesses mag getrost auf mich fallen, ich will es gerne tragen, damit du frei werdest, ohne, daß du, ohne daß dein Ruf irgendwie darunter leide. Ja, ich bin dir diese Sühne schuldig, da ich um deine Hand warb, ohne dir Liebe zu bieten."

Seine Güte, seine Herzlichkeit, dabei sein Eifer, sich

von ihr zu trennen — es ergriff sie zu sehr, sie brach beinahe zusammen. Ihre Fassung hielt nicht länger Stand, Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Warum weinst du?“ frug er in seiner kurzen, etwas rauhen Weise. Sie stammelte etwas von den Aufregungen der vorhergehenden Tage; dann: „Du bist glücklich — du weißt nicht, wie schwer es ist...“

„Ich soll das nicht wissen?“ versetzte er etwas ungeduldig. „Ahnst du denn gar nicht, daß ich sehr gut weiß, wie schwer es ist, glücklich zu werden? Ist mir etwa das Glück in den Schoß gefallen? Ich habe es mir planmäßig errungen, habe es mir sauer genug werden lassen. Als ich Sephi zu mir nahm, beging ich einfach das, was man im Alltagsleben eine Dummheit nennt, das heißt, ich gab einer bei meiner damaligen Jugend entschuldbaren, natürlichen Regung nach, ohne die Vernunft zu Rathe zu ziehen. Nachher habe ich mich zum Herrn der Situation gemacht und mir mit Mühe und Selbstverleugnung eine Frau nach meinem Sinne erzogen; ich danke das Glück meiner Ehe mir allein. Aber so sind die Menschen. Sie opfern ihr Dasein entweder dem Gelderwerb, oder wenn sie des Geldes genug haben, sind sie nur darauf bedacht, es in herkömmlicher Weise auf leere Vergnügungen und standesgemäßen Tand auszugeben. Dann jammert das ganze Geschlecht, daß es nicht glücklich sei! Du, mein liebes Kind — nimm es mir nicht übel — du bist um kein Haar besser. Womit hast du die ganzen Jahre ausgefüllt? Mit Putz, Coquetterie, oberflächlichen Vergnügungen.“

„Ich wußte es nicht besser,“ sagte sie einfach.

„Es ist wahr, du bist dir auch gar zu sehr selbst überlassen gewesen, aber erinnere dich daran, meine Schuld ist es nicht.“

„O nein, nein — was aber hätte ich, nach deiner Meinung thun können?“

„Nun, natürlich, dich verheiraten, das ist das Einzige, was ein junges Weib thun kann.“

„Und dennoch ist das nicht so leicht, Odilo, als du meinst.“

„Du hast wahrscheinlich ein sogenanntes Ideal,“ versetzte er, „das ist eine große Thorheit, Kleine! Es braucht eigentlich wenig für eine glückliche Ehe: Güte, natürliche Sympathie und guten Willen — hörst du, Imelda — guten Willen! Ich will nicht sagen, daß nicht auch ich ein Ideal im Herzen trage“ — und da Imelda fragend und erstaunt aufblickte, setzte er hinzu: „Ich will es dir nicht leugnen: mein Ideal ist ein Weib wie Sephi, oder doch ein Weib, das lieben kann, wie ich geliebt sein will, mit voller rückhalts- und bedingungsloser Hingebung, dessen Seele jedoch mit der meinen gleichen Flug nimmt. Aber ich zweifle, daß ich derlei finden könnte; hochgebildete Frauen haben sich schon zu weit von der einfachen Natur entfernt. Also tapfer auf das Ideal verzichten und es besonders den Anderen nie fühlen lassen, nie entgelten lassen, daß er das Ideal nicht ist.“

Noch einmal frug er dringend, ob sie nie eine ernste Neigung gehabt habe. Sie verneinte traurig.

Er fand das doch „beinahe unbegreiflich“. „Und was war's denn mit diesem Grafen?“

Imelda bat ihn, zu schweigen.

„Da hast du's nun!“ entgegnete er. „Warum schleppst du dich mit solchen Leuten herum? Weil es deren überall gibt, kann ich nicht in der „Welt“ leben; diese parfumirte, sich distinguirt gebende Gemeinheit ist mir unerträglich. Solch' einen Kerl nicht vor die Thür setzen zu können, wenn es mir beliebt, ihm für eine frivole Bemerkung nicht eine Ohrfeige verabreichen zu dürfen — das wäre mir eine Tantalusqual, ich bin darin ein Wilder!“

„Du hast Recht“ — stammelte sie todesbleich — „doch bitte ich dich nochmals, schweige.“

Ohne ihre heftige Erregung zu bemerken, sagte er heiter und unbefangen: „Nun aber, liebe Imelda, könnten wir doch wohl an's Essen denken, nicht?“

Imelda hatte nicht im Traume daran gedacht, daß dieser seltene, kostbare Gast doch auch Hunger haben könnte, sie hatte ihrer Pflichten als Hausfrau vergessen. Seit halb 5 Uhr, da sie aus dem Krankenhause gekommen, war er bei ihr, und jetzt war es nicht weit von 9 Uhr. Odilo lächelte über ihren Schreck.

„Was wünschest du, was bist du gewohnt?“

„O, ich esse Alles,“ sagte er heiter, „und gewohnt bin ich nur an gutbürgerliche Küche.“

Sie ließ ein Mahl aus dem nächsten Restaurant holen, und zum zweitenmal aßen sie allein zusammen. Nach dem Essen brach Odilo auf, um sich in seine Wohnung zu begeben, er war bei seinem

Schwager, Sephi's älterem Bruder, abgestiegen. Wie er bemerkte, war dieser junge Mann — er studirte Medicin — sein einziger Freund.

„Man braucht ja nicht mehr als einen," sagte Imelda, „du bist sehr glücklich, den einen zu besitzen."

Odilo, bereits im Gehen begriffen, versetzte lebhaft: „Du glaubst wieder, das Glück ist mir nur so in den Schoß gefallen? Aber ich habe es mir schwer erworben, dieses Glück; denn ich habe mir diesen Freund ebenso erzogen, wie meine Frau. Zwölf Jahre alt war der Wildfang; da er sehr begabt war, ließ ich ihn studiren. Ich habe einen guten Theil der Gymnasialwissenschaft mit ihm gelernt, weil ich gern den herrschenden Einfluß auf das glänzend begabte Kind behalten wollte. Ich glaube, wenig Väter plagen sich so viel mit ihren Söhnen, als ich mit diesem Burschen; er hat ein unbändiges Temperament, ich aber bin ungeduldig und gerathe leicht in Zorn. Wie viel Mühe, Aerger, Aufregung — es ist nicht zu sagen! Nun ja, jetzt habe ich einen Freund, der mich liebt und versteht aber ich habe mir das sauer genug werden lassen Die Leute halten das Glück für ein Schicksal, aber es ist vielmehr ein Kunstwerk. Jetzt erziehe ich mir den kleinen Alois zum Diener, denn so ein infames Lakaiengesicht könnte ich nicht um mich dulden. Der Kleine ist an ein brüderliches Verhältniß zu mir gewöhnt und soll doch in seiner bescheidenen, dienenden Sphäre zufrieden sein — auch eine Aufgabe für mich! Wenn sie mir glückt, wenn ich einen wahrhaft treuen, braven

Diener haben werde, wirst du wieder sagen: „Wie glücklich du bist, ich habe nie so viel Glück gehabt!“

— — — — — — — — — — —

Imelda verließ am folgenden Morgen früh das Bett, ihre Unruhe wegen Julian ließ sie nicht schlafen. Um 8 Uhr pflegten die Aerzte zu kommen, um halb 9 hoffte sie Zutritt in das Krankenzimmer zu erhalten; und genau um diese Stunde fuhr ihr Wagen durch das große Eingangsthor der Alserstraße. Sie stand eine Weile vor der Thür des Zimmers, welches in einem Tract des siebenten Hofes lag, um Athem zu schöpfen. Sonderbarerweise war es im Innern ganz still und ruhig; sonst hatte sie immer schon vor der Thür das Stöhnen oder die abgerissenen Angstrufe der Kranken gehört. Von unbestimmter Angst erfüllt, pochte sie; die Wärterin öffnete. Schon auf der Schwelle gewahrte Imelda, daß Julian's Bett leer war, auf der schwarzen Tafel über derselben stand noch sein Name.

„'s is auf einmal gar so schnell gegangen mit dem armen Herrn,“ sagte die Wärterin, „er hat noch gestern am Abend den Schüttelfrost bekommen und dann hat er sich noch a paar Stunden so hingequält, und 's wird zwei oder drei g'wesen sein, da hat er's überstanden g'habt.“

Die Wärterin sprach in mitleidigem Ton, sie hatte von der fremden Dame, welche sie für die Geliebte des Verstorbenen hielt, reichliche Trinkgelder bekommen. Sie gab noch einige Einzelheiten der Todesnacht. Der Sterbende hatte das Bewußtsein nicht wieder erlangt;

wie die Wärterin tröstend versicherte, hatte ihm der Herr Caplan jedoch die letzte Oelung gegeben, noch des Abends. Der Kranke mit dem schwarzen Vollbart, der Imelda so sehr erschreckt hatte, lag in ruhigem Genesungsschlummer, die Nacht hatte ihm eine günstige Krisis gebracht.

„Der Typhus ist nun einmal so," wiederholte die Wärterin ihr Sprüchlein, „man kann nie wissen."

In dem dritten Bett lag ein Knabe von fünfzehn bis sechzehn Jahren, bleich, mit halbgeschlossenen Augen, in jenem apathischen Zustand, der das erste Stadium des Typhus bezeichnet. Imelda legte die Veilchen und Orangen, die sie mitgebracht hatte, an dem Bette des jugendlichen Patienten nieder und verließ mit blutendem Herzen diese Stätte des Jammers.

Draußen leuchtete die goldige Frühlingssonne über dem Gewühle der Straße — diese Sonne, welche Julian nie mehr sehen sollte. „Kommst nimmermehr aus diesem Wald." Sie wußte nicht, ob die glühenden Thränen, die sich schwer und furchtbar schmerzhaft aus ihrem Innern rangen, dem Todten oder ihr selbst galten. Sie beneidete ihn so heiß um diesen Tod, um dieses Hinüberschlummern in das dunkle Land, das man betritt, ohne zu wissen, wie man über dessen Grenze kommt: die Krankheit umwob sein Haupt mit trüberen und trüberen Flören — nur matt noch glomm das Licht, hier und da ein Bild, eine Gestalt erhellend, und dann — verlosch das Licht. Wie gut das wäre! Wie wohl das thäte! — Sie lehnt sich in den Wagen zurück, der eilends davon fährt. Sie sieht Menschen,

Wagen, Bäume, sonnenbeschienenes Straßenpflaster wie ein todtes Schattenspiel an sich vorbeifliegen. In ihr bohrt und hämmert etwas, gräßlich schmerzhaft — kalter Schweiß steht auf ihrer Stirn. Sie glaubt zu fühlen, wie man schon den Sarg ihres Freundes zunagelt.

War sie vielleicht schon krank? Um so besser! — Das schmerzhafte Hämmern in ihrem Kopfe dauerte fort, sie sagte sich dabei im Stillen alle Frühlingslieder her, die Julian gedichtet hatte. Welch' heißes Ringen in seinem Herzen, welch' heißes Ringen mit dem Leben — welche dichterischen Träume — und dann, im Typhus zu sterben wie irgend ein armer Teufel! Und sie — sie selbst! Wußte sie etwas Besseres mit ihrem Leben anzufangen? Nach langem, schmerzlichem Herumtappen einen Augenblick des Glückes — und dann weiß man doch nichts Anderes zu beginnen als zu sterben!

Wenn sie es ihm hätte sagen können, was das Geheimniß ihres Lebens war — nur ihm, ihm allein hätte sie es gerne vertraut. Jetzt wird es mit ihr sterben, ohne daß Jemand davon Kunde hat, einsam, mit verschlossenen Lippen wird sie sterben. Ihr einziger Freund ist todt; jetzt, wo eine unsägliche Sehnsucht sie erfüllt, gut und liebevoll gegen Jemanden sein zu können, jetzt ist er von ihr gegangen. Es fällt ihr schwer auf's Herz, wie launisch und unfreundlich sie oft gegen ihn gewesen war, wie wenig sie ihn geschätzt habe, wie sie an sich und an seiner Liebe gefrevelt hat, der allein echt war in dem falschen Flitter

ihrer Welt Mit unbarmherziger Deutlichkeit hat ihr Gedächtniß jedes unfreundliche Wort bewahrt, das sie ihm gegeben, und jener schreckliche Rabe krächzte in ihr Ohr: „Nimmermehr — nimmermehr!“

Odilo erwartete sie bereits; als sie bleich und in Thränen gebadet ankam, errieth er sofort, was geschehen war. Er zeigte Mitleid und Theilnahme, war aber doch etwas zerstreut, seine Gedanken waren anderswo; er hatte Eile, fortzukommen, denn er wollte seine in Hütteldorf weilende Familie besuchen. Uebrigens wünschte er noch mit dem Courierzug am Abend nach dem Waldschloß abzureisen, er hatte in Niederwaldau zu thun.

„Du fährst mit mir? Nicht wahr? Gut! Ich hole dich am Abend ab', aber werde nicht ungeduldig, ich komme immer schwer los, besonders von dem Kleinen. Leb' wohl indessen und sei nicht traurig!“

Sie fühlte so recht, wie er sie eben nur abthat, wie er so ganz durch seine Familie in Anspruch genommen war.

Sie hatte nichts mehr zu thun, als einen Kranz für Julian zu bestellen und Robert zu sehen. Der junge Robert war das Vermächtniß Julian's, sie wollte weiterhin für ihn sorgen, doch blieb ihr nichts, als ihm zu schreiben, der junge Mann, ohne Zweifel durch die letzten traurigen Obliegenheiten für den Todten in Anspruch genommen, war nirgends aufzufinden.

In einem Zustand unbeschreiblicher Verlassenheit blieb sie den ganzen Tag müßig in ihrem prächtigen Boudoir, in welches übrigens niemals ein Sonnenstrahl

dringen konnte. Ihre Seele war getheilt zwischen der Todtenkammer des Krankenhauses, wo Julian zwischen anderen Armen, Erlösten, seines letzten Ganges harrte, und zwischen dem kleinen ihr wohlbekannten Halterbachgraben, wo Odilo jetzt sein Weib herzte und mit seinem Kleinen spielte. Ohne einen Gedanken, an die Zukunft, ohne irgend einen tröstlichen Aufschwung, fast ohne die Stunden zu zählen, brütete sie über diesen beiden Vorstellungen.

Es dunkelte, sie dachte an nichts, am wenigsten an die Fahrt nach Waldau. Als Odilo kam, schrak sie zusammen, sie hatte sich für die Abreise nicht vorbereitet.

„Oder ziehst du es vielleicht vor, hier zu bleiben?"

„O nein, aber . . .", sie raffte sich jetzt aus ihrer Lethargie empor. Der Diener hatte Licht gebracht. Sie sah Odilo an, er hatte rothe Wangen, glänzende Augen, er sah heiter aus; gewiß, seine Lippen waren noch warm von den Küssen seines Weibes. Unmöglich, so neben ihm zu leben, neben ihm auszuharren mit dieser brennenden Qual im Herzen, von der er nichts ahnen darf!

„Oder doch," sagte sie tonlos, „ich will über das Begräbniß bleiben, verzeih', daß ich es dir nicht gleich Morgens sagte."

„Jedenfalls hätte ich dich vor meiner Abreise noch besucht," erwiderte er; „nun, wie du willst, ich hätte dich gern dahin zurückgebracht, von wo du mir entschlüpft bist. Wenn du es jedoch vorziehst, hier zu bleiben, ist es auch gut."

„Es ist gleich schlecht für mich, da und dort,“ antwortete sie, sie fühlte, daß sie etwas sagen mußte. „Quäle dich nicht mit mir, Odilo, du meinst es gut, aber ich weiß, daß du mir doch niemals vergeben kannst.“

„Du siehst ja, daß ich dir nicht grolle,“ entgegnete er warm. „Ich habe damals gelobt, dir ein guter Bruder, ein Freund zu sein, und ich bin bereit, mein Wort zu halten. Aeußerlich und gesellschaftlich müssen wir allerdings getrennt leben, das gebieten einmal die Verhältnisse, aber wir können darum stets in freundschaftlicher Berührung bleiben, wenn du es wünschest. Du bist meiner brüderlichen Theilnahme stets und unter allen Umständen sicher, und wenn du irgendwie meines Rathes, meiner Hilfe, meiner Dazwischenkunft bedarfst, so stehe ich dir immer zur Verfügung.“ Er bot ihr die Hand und hielt die ihre dann fest. „Ich hoffe, unser herzliches Einvernehmen wird nicht mehr getrübt werden.“ Plötzlich ließ er ihre Hand los, ein Gedanke schien ihm zu kommen; nun sagte er noch kurz und rauh: „Nur — und dieses Wort muß zwischen uns doch noch ausgesprochen werden — nur hüte dich, mich zu lieben!“

Sein Gesicht war plötzlich finster und hart geworden, die Stirnfalte trat hervor. Imelda starrte ihn entsetzt an, ohne eine Antwort finden zu können; sie wußte es jetzt: dieses kalte, erbarmungslose Gesicht hatte Theodora in den Tod gejagt. —

IV.

Imelda war nicht im Stande gewesen; dem Leichenbegängniß Julian's beizuwohnen, sie fieberte, fühlte sich elend, und fast schien es, als hätte sie den Keim der Krankheit in sich aufgenommen. Aber das Uebel ging in einigen Tagen vorüber.

Odilo war inzwischen von Waldau zurückgekehrt. Er war im Begriff eine größere Reise anzutreten und stattete ihr vorher noch einen kurzen Besuch ab. Man sprach bei dieser Gelegenheit nur von Waldauer Angelegenheiten, von der Reise und von Imelda's Unwohlsein. Er schien ihr wirklich nicht zu grollen, er war so heiter, so freundlich, so ganz unbefangen, als wäre niemals irgend etwas zwischen ihnen vorgefallen. Es war dieselbe Freundlichkeit, die er bei seinem Besuche auch für Theodora gehabt hatte, aber sie hatte sich nicht gehütet, ihn zu lieben!

Als er gegangen war — er begab sich vorläufig nach Hütteldorf, wo seine Familie auch bleiben sollte — sagte sich Imelda: „Ihn niemals wiedersehen, nie-

mals — das wäre das beste.“ Sie sagte sich, daß es für sie am gerathensten wäre, in die weite Welt zu gehen und ein neues Leben zu beginnen; aber sie war so ganz und gar zerbrochen, daß sie keines Entschlusses, keiner That fähig war. Vielleicht später!

Sie begab sich nach dem Waldschloß, wo Odilo vorläufig nicht erscheinen würde. Er käme vielleicht erst zum Herbste zurück, hatte er gesagt. Sie wollte sich in die Einsamkeit vergraben. Hortense, welche auf dem Waldschlosse ihrer harrte, war ihr zur Last, sie sandte dieselbe nach einem klimatischen Curort, da das Mädchen im Winter etwas gekränkelt hatte. Zum Dank dafür stellte Hortense hinter dem Rücken der Gräfin allerlei Combinationen an, mit welchem Freunde die Gnädige wohl so ganz allein zu bleiben wünschte; sie, Hortense, wäre schon begierig, zu erfahren, wer diesmal der Erkorene sei.

„Satan“ lag oben im Walde unter einer alten Eiche verscharrt, Monsieur kroch noch immer herum, der Sonne nach, um in derselben seinen alten Körper zu wärmen und zu schlummern. Er sprach nur noch selten von der classischen Literatur seines Vaterlandes, er sprach überhaupt wenig mehr, aber er befand sich im Uebrigen ganz wohl.

Imelda hatte alle Correspondenzen abgebrochen, weder in Feldau noch sonst wo einen Besuch gemacht. Alle ihre früheren Bekannten und Freunde schienen ihr Ueberlästige, nichts reizte und interessirte sie mehr, sie versank in müssige Schwermuth, immer und immerwährend die letzten Ereignisse in ihrer Erinnerung

von neuem durchlebend. Ihr war, als hätte sie überhaupt gar nichts erlebt, als diese einzige Woche zu Ende April. Was vorher kam, war nichts, war ein bloßes Schattenspiel. Sie begriff jetzt nicht mehr, warum sie dies oder jenes gethan hatte, wie dies oder jenes sie einst freuen, wie sie mit dem oder jenem verkehren konnte. Wozu denn das Alles? Sie sah auf sich selbst zurück, wie auf ein fremdes anderes Wesen; sie war gut gewesen, bisweilen sehr gut, dann manchmal böse und launisch, sie hatte sich manchmal gefreut, sich auch geärgert und gelangweilt, und das Alles erschien ihr jetzt so kindisch, so nichtig — nun war es auch vorbei, ganz vorbei!

Sie grübelte über die großen Geheimnisse des Lebens. Warum liebte Er sie nicht, er, der jetzt ihr ganzes Sein und Wesen erfüllte? Warum sollte sie entsagen? Sie war ein Weib, und ihr Herz verzehrte sich nach dem Manne ihrer Liebe. Nur, weil Jene schöner war, oder weil sie zufällig früher gekommen, darum dieses einsame Verderben, darum ewiges Entsagen, dies furchtbare Sichselbstverlieren! Nur aus Unwissenheit hatte sie ihn gekränkt, und wenn er sich liebevoll ihrer Jugend, Unschuld und Unerfahrenheit angenommen hätte, wie er es mit Sephi gethan, so hätte auch sie ihn beglücken können, wie Jene — oder noch tausendmal mehr!

Bisweilen hatte sie Stunden stolzen Selbstgenügens; sie verstand ihn, war ihm mit ihrer Seele näher, als die einfältige Sephi. Sie, Imelda, wäre seinesgleichen gewesen, und sie konnte lieben — sie hatte das selbst

nicht gewußt. Alle Eitelkeit, Coquetterie, alle kleinen Schwächen, mit denen sie ihr müßiges Leben ausgefüllt hatte — das war vorbei, ihre jungfräuliche Seele schwoll in Liebessehnsucht, in starker reiner Hingebung. Sie wäre ihm ein anderes Weib geworden als Sephi! Ach, eine Stunde zu erleben, eine Gelegenheit, um ihm dies zu beweisen — nicht nur zu sagen, nein, zu beweisen! Was thun, was beginnen? Eine ungekannte Kraft und Lebensfülle regte sich in ihr, und doch war sie wieder so apathisch, daß sie keines Entschlusses fähig war.

Dann wieder brannte sein hochmüthiges Wort auf ihrer Seele: „Hüte dich, mich zu lieben!“ Dann gelobte sie sich, daß er niemals ihr Geheimniß erfahren dürfe — nie. Es war ja auch zu spät — zu spät! Seine Lieblosigkeit, sein willkürliches Verfahren hatten sie zur Verzweiflung getrieben, sie in den Schlamm gestürzt; nichts konnte diesen Makel tilgen! — Odilo war ihr verloren, gehörte unwiderruflich der Anderen. Groll, ja Geringschätzung regten sich in ihr, die andere war schöner, üppiger, war blindlings seinem Willen unterthan, und er war schwach wie alle Männer. In solchen Stimmungen beschloß sie, gegen ihre Leidenschaft zu kämpfen, sie wollte ihn nicht lieben, wollte sich fernerhin hüten, ihn zu lieben. Wie aber ihm entfliehen, wie dem höllischen Zauber entrinnen? Welch' ein Teufel hat ihn ersonnen, diesen Zauber — diese unbezwingliche Besessenheit von dem Einen, Einzigen, dieses Hängen an seinem Bilde, dieses Schwelgen in dem Tone seiner Stimme, dieses willenlose Ver-

sinken das undefinirbare Etwas, das gerade dem Einen, Einzigen anhaftet! —

So gleichgiltig war sie gegen die Welt geworden, daß sie nicht einmal Sommertoiletten für sich besorgt hatte, sie trug die Trauerkleider vom vorigen Jahr, ein knappes, weiches Creppkleid für kühlere Tage und ein schwarzes Gazekleid über dunkler Seide für die Hitze. Auch die weißen Peignoirs und Negligées trugen noch die schwarzen Schleifen, es mochte Alles so bleiben. Das Waldschloß schien wie in Zauberschlaf versunken, die weiten prächtigen Gemächer waren verschlossen, die Fenster verhängt, Park und Garten verödet und menschenleer, Imelda verbrachte die Tage fast müßig, meist im Park, auf dieser oder jener Bank dahinträumend, stundenlang irgend einem kleinen Insect zusehend, immer das Eine denkend. Unmöglich, der süßen Qual dieses einzigen Gedankens zu entrinnen! — Bisweilen nahm sie einen oder den anderen ihrer Lieblingsdichter zur Hand, Byron, Musset, Lenau, sie erschienen ihr jetzt in so ganz neuem Lichte.

Der Mai war kalt und rauh gewesen, der Juni wurde lieblich, sonnig, der Juli drückend heiß. Imelda kümmerte sich gar nicht um den Lauf der Zeit. Odilo schien verschollen, man hatte keine Nachricht von ihm. Die Gräfin hatte jede Berührung mit Feldau vermieden, den Besuch der alten Baronin nicht angenommen. Nachträglich erfuhr man, daß die Verlobung des Baron Victor rückgängig geworden sei, die Braut hatte schließlich an den gar zu offenkundig betriebenen Lastern des jungen Cavaliers Anstoß genommen.

Victor befand sich seit Kurzem in einer berühmten Wasserheilanstalt, er hatte Anfälle von Säuferwahnsinn gehabt. Auf seinem Erbgut in Feldau hatte sich sein Schwager festgesetzt, ein habsüchtiger und energischer Mensch, der gewiß aus der Situation alle möglichen Vortheile ziehen mochte. Imelda hatte das Alles mit oberflächlicher Theilnahme vernommen, ihre pietätvolle Sympathie für den unglücklichen Gespielen ihrer Jugend war fast ganz geschwunden.

An einem gewitterschwülen Juli-Nachmittag, da ein böses Wetter über der Waldhöhe grollte, wurde Imelda der Besuch eines Herrn gemeldet. Sie wollte ihn abweisen, ohne die ihr überreichte Karte auch nur anzusehen, endlich aber stimmte sie der Name doch um: „Leopold Hofmann". Vielleicht war der Mann weit hergekommen, und es war immerhin ein schöner Zug von ihm, sich nach sieben Jahren der kleinen Episode auf dem Waldschloß zu erinnern. Sie ließ den Maler also in die Galerie eintreten, wo man damals gespeist hatte, der Raum war Nachmittags schattig und kühl.

Der etwa dreißigjährige Mann, der jetzt eintrat, erschien ihr als ein gänzlich fremder, es erwachte gar keine Erinnerung in ihr. In seiner Gebirgstracht, stämmig, sonnverbrannt, naturwüchsig, wie er war, hätte man durchaus keinen Künstler in ihm vermuthet, und dieser fremde Mann begrüßte sie mit der Herzlichkeit eines alten Freundes, die sieben Jahre, während welcher man gar nichts von einander gehört hatte, schienen für ihn nicht zu existiren. Er war seither

niemals nach Steiermark gekommen, ein- oder das anderemal zwar nach Wien, aber er hatte sich nicht in das Palais der Gräfin getraut. „Auf dem Lande ist man kecker," meinte er; er sprach laut und lachte noch lauter, seine Aussprache hatte einen Anflug des baierisch-österreichischen Dialektes. Sein derbes, nicht eben hübsches, aber offenes, vertrauenerweckendes Gesicht erhielt beim Sprechen einen anmuthigen Zug, auf der einen Wange erschien und verschwand ein Grübchen, die grau-blauen Augen blickten ehrlich und treuherzig drein.

Imelda drückte zunächst ihre Verwunderung darüber aus, daß der Künstler der flüchtigen Begegnung von damals ein so treues Gedächtniß bewahrt habe.

„Ich das vergessen, Frau Gräfin? — Aber ich bitt' Sie! Es war das einzige romantische Erlebniß meines ganzen Daseins." Mit Lebhaftigkeit, in sichtlicher Freude sprach er von jenen Tagen, deren er sich in allen Einzelheiten erinnerte, sogar „Satan's" und des weißen Pfaues. Er bewahrte noch eine Farbenskizze von dem Bildchen, das er damals am ersten Abend aufgenommen hatte. Er gedachte mit warmen Worten des alten Herrn und der „noblen" Gastfreundschaft, welche ihm dieser erwiesen hatte, theilnehmend erkundigte er sich nach dessen letzten Lebensjahren, nach dessen Tode. Imelda fiel es dabei auf, daß er nach ihren Schicksalen gar nicht fragte, obgleich er sie doch „Frau Gräfin" nannte, also von ihrer Heirath unterrichtet sein mußte. Dagegen erzählte er um so offenherziger von seinem eigenen Ergehen, er gab zu,

recht viel Glück gehabt zu haben. Er hatte es, nachdem er die Akademie verlassen, mit einer „Abenddämmerung“ in der Münchener Ausstellung versucht, und er war so glücklich, eine Medaille zu erhalten. Die „Abenddämmerung“ wurde sofort von einem amerikanischen Kunsthändler erworben und bestellte derselbe eine zweite, eine dritte bei dem jungen Künstler.

„Und da ging die Leier so fort: Abendstimmung — Dämmerung am Moor — Abend am Waldessaum u. s. w. Ich stell' die Sachen zuerst in Wien und München aus, da gehören sie zum Gewohnten, wie die „Klosterbrüder“ von Grützner, die „Invaliden“ von Friedländer und „das Hochgebirge“ von Zimmermann, dann gehen die Bilder nach Amerika. Ich bin der sogenannte „Dämmerungs-Hofmann“, vielleicht hat's die Frau Gräfin schon gehört“.

„Und macht es Ihnen Freude, immer so ganz ähnliche Bilder zu malen?“ frug Imelda.

„Ach ja, Frau Gräfin; schau'n S', wenn's Schafe wären, wie der Ranzoni sie malt, das wäre mir monoton, aber die Natur ist halt doch immer neu. Es ist eine Freude, so am Abend in Wald und Feld herumzustreifen und einer schönen Stimmung nachzuspüren. Da wirft eine roth angestrahlte Wolke einen wunderbaren Reflex auf einen Weiher; da steht ein Erlenbusch im Dämmergrau auf der Wiese wie verzaubert, und darüber die Mondsichel; da füllen feuchte Nebelflöre eine Schlucht, während oben das Marterl am Felsrand gerade noch vom letzten Sonnenstrahl

vergoldet wird. Man findet immer etwas Neues, mich freut's; und dann, wenn man in Ruhe leben will, muß man bei der Stange bleiben. Die Herren Kunstkritiker haben immer ein wohlwollendes Wörtl für mich, ich sollt' aber nur was Neues oder gar Geniales wagen, dann wär's geschehen um meine Zufriedenheit und meinen Kunsthändler. Um Gotteswillen, nur nicht genial! Ich bedauere Jeden, dem das im Blute steckt — mir nicht, Gott sei Dank. Man kann auch in ein kleines Fleckerl Erden und etwas Abenddämmerung künstlerische Stimmung hineinlegen, wenn man nur mit Liebe bei der Sache ist."

Nun erkundigte er sich, ob sie fleißig weitergezeichnet habe, und da sie verneinte, frug er mißbilligend nach dem Grunde; sie hätte Talent gehabt.

„Ich habe ja vielerlei kleine und sehr kleine Talente Herr Hofmann," entgegnete Imelda. „Damals, als Sie uns verließen, warf ich mich auf die Musik, später zeichnete ich wieder eine zeitlang mit Vorliebe, dann fand ich Freude am Theaterspielen, und nun ist's mit Allem vorbei."

Er hielt ihr eine ziemlich ernst gemeinte Strafpredigt, man dürfe sich nicht zersplittern, müsse bei einer Sache bleiben und sich redlich Mühe geben, dabei zufrieden zu sein.

Sie lächelte ein wenig über diese einfache Lebensphilosophie. „Sie haben ganz recht, Herr Hofmann, es ist nur so schwer, das richtige Eine zu finden."

Er konnte das nicht recht begreifen, gab aber endlich in etwas naivem Tone zu, daß es bei jungen Damen

wohl so sein könne. Nun begann er ihr lebhaft zuzureden, sie solle doch wieder zeichnen; eigentlich sagte er: „Zeichnen m'r was", denn wenn er in Eifer gerieth, verfiel er leicht in dialektische Wendungen.

„Vielleicht," gab Imelda endlich zu.

Er rückte darauf mit seiner Bitte heraus: er wollte dasselbe Bild, das er damals als Farbenskizze entworfen hatte, jetzt in größerem Maßstabe malen, natürlich in der Abenddämmerung, mit einer bleichen Mondessichel über dem Thurm, ein oder zwei über den Bergen aufblinzelnden Sternen. Die Gräfin gab gern ihre Zustimmung zu dem Plan.

Der Künstler wohnte in Rothleiten, der Bürgermeister, Schlächter und vornehmste Gastwirth des Ortes vermiethete daselbst Zimmer an Sommergäste, meist Grazer Pfahlbürger. Da der Künstler in dieser Sommerfrische keinen Raum und auch keine Ruhe zur Arbeit hatte, bot ihm Imelda ein Zimmer des Schlosses als Atelier an. Er nahm das sehr dankbar an unter der Voraussetzung, daß er nicht störe; er gebrauchte vielfach solche kleinbürgerliche Höflichkeitsphrasen. Imelda versicherte lächelnd, sie würde sich nicht stören lassen, bisweilen hätte sie wohl menschenscheue Launen, dann würde sie den Gast eben völlig seiner Arbeit überlassen.

Die menschenscheuen Anwandlungen konnte Hofmann offenbar nicht ganz begreifen, denn er wiederholte jetzt sein Sprüchlein: „Wenn ich nur nicht störe, wenn ich nur nicht störe . . ."

Der Besuch hatte Imelda ein wenig erheitert. Sie fühlte eine leise Regung von Lebenslust, als sie am

Abend den Garten betrat. Das Gewitter hatte sich verzogen, der Himmel war heiter, die Luft frisch, die Mondessichel, Hofmann's unentbehrliches malerisches Requisit, stand im Osten, wenn auch nicht gerade über dem Thurm. Thüren und Fenster desselben waren seit Monaten verschlossen, er schien sein Geheimniß trotzig zu bewahren. Imelda blickte hinüber, aber das Problem ihres Lebens erschien ihr an diesem Abend in milderem Lichte. Sie wollte gegen diese unselige Leidenschaft ankämpfen, ein neues Leben beginnen; sie hatte keine klare Vorstellung von diesem Leben — etwas ganz Anderes mußte es sein, als wie es bisher gewesen war.

Leopold Hofmann errichtete also sein Atelier in dem gegen den Park gerichteten Flügel des Schlosses, während die Gräfin ihre Gemächer gegen den Vordergarten hatte; die Aussicht nach dieser Seite war weiter und großartiger. Sie hatte dem Künstler angeboten, in einem der an sein Atelier anstoßenden Gemächer zu wohnen, aber er hatte es abgelehnt — „weil die Frau Gräfin so ganz allein sei". Imelda theilte dieses philiströse Bedenken nicht, aber sie achtete die Meinung des ehrlichen Jungen und ließ ihn in Rothleiten wohnen, er mochte bei gutem Wetter zu Fuß durch den Wald gehen, bei schlechtem Wetter konnte er einen Wagen oder auch die Eisenbahn benützen. Er konnte in sein Atelier kommen, wann er wollte, ohne der Gräfin zu begegnen; gewöhnlich lud sie ihn zum Diner und Monsieur machte dann den „Elephanten".

Um gegen den guten Menschen nicht unfreundlich

zu sein, entraffte sie sich immer wieder ihrer melancholischen, in sich versunkenen Stimmung; sie plauderte mit ihm und gab sich Mühe, an seiner Arbeit Interesse zu finden. Sie that das Anfangs nur ihm zuliebe, aber es erwachte doch etwas von dem alten Frohsinn in ihr, und ehe sie es bemerkte, war sie doch bei der Sache.

Imelda begann wirklich zu zeichnen, legte sich ein Album mit Originalskizzen aus dem Park an und war ihrem Gast eine gelehrige, aufmerksame Schülerin. Sie hörte ihm auch mit Vergnügen zu, er erzählte gern, ausführlich und mit der Harmlosigkeit eines Kindes. Er schilderte ihr sein hübsches Atelier in München mit der Aussicht auf die Isar, dann das Künstlerleben in München, die dortige Künstlerkneipe, die hervorragenden Persönlichkeiten der Künstler-Genossenschaft. Auch von seiner Familie sprach er gern; er hatte noch eine alte Mutter, „Mutterl“ genannt, sowie zwei verheiratete Schwestern. Sie hatten sehr bescheiden situirte Männer und eine Menge kleiner Kinder, „wie die Orgelpfeifchen“, aber sie waren brave Frauen wie Mütter und lebten in ihren bescheidenen Verhältnissen ganz zufrieden.

„O, ich glaube es gern, daß sie glücklich sind, glücklicher als ich und meinesgleichen!“ rief Imelda.

„Ja, sie sind recht glücklich,“ bestätigte Leopold; „aber Frau Gräfin, die Rackerei mit den kleinen Kindern und der Wirthschaft ist nicht gerade nothwendig zum Glück! Verzagen Sie nur nicht, Sie werden auch

noch glücklich sein, trotz der Gräfin, dem Schloß und was drum und dran ist."

Imelda hatte schon wiederholt bemerkt, daß er von einem gewissen Mitleid für sie erfüllt schien, aber sie hatte keine Ahnung warum. Trotz des zwanglosen, fast kameradschaftlichen Verhältnisses, in dem sie jetzt zu einander standen, trotz der Offenheit, mit welcher er über sein eigenes Leben sprach, hatte er ihre Ehe noch nie erwähnt. Ein einzigesmal, als von dem Tage seiner Abreise vor sieben Jahren die Rede war und dabei die Ankunft ihres Vetters erwähnt wurde, machte er die ihr räthselhafte Bemerkung über Odilo: „Er hat damals recht gut ausgesehen, der arme Herr." Sie zog es jedoch vor, das Thema fallen zu lassen.

Auch von Leopold's Liebe, und Frauen-Ideal war öfters die Rede, Imelda wurde von der ganzen Liebesvergangenheit des jungen Künstlers unterrichtet. Er hatte nur einmal wahrhaft geliebt, unklugerweise ein Modell, das Modell eines berühmten Collegen. Das Modell ließ sich lieben, beutete ihn ordentlich aus und betrog ihn plump mit einem jungen, bartlosen Akademiker; ein Glück, daß der Betrogene noch rechtzeitig aufgeklärt wurde, denn er wollte allen Ernstes die Person heiraten. Man mußte diese alltägliche und dennoch tragikomische Geschichte von Leopold Hofmann erzählen hören. Er erzählte mit epischer Breite, die Verdachtsmomente drastisch ausmalend, welche sich gegen die Schöne häuften; er stieß dabei Imelda leicht an und rief jedesmal: „Und denken Sie, ich hab' noch immer nichts gemerkt!" Denn er bestaunte jetzt seine eigene

Vertrauensseligkeit. Seither hatte er nicht wieder den Muth gefunden, um ein Weib zu werben, obgleich er sich nichts Schöneres denken konnte, als „ein liebes Weiberl im Hause“, aber er wollte geliebt sein und — „das geht nicht so leicht“. Ja, noch mehr — und nur zögernd rückte er mit dieser kühnen Forderung heraus — die Frau seiner Wahl sollte etwas „Besonderes“ sein, er wußte dieses „Besondere“ nicht genauer zu erklären, aber sie sollte eben etwas Anderes, Höheres sein, als was man in der Kneipe, bei der Hauswirthin und sonst auf seinen Alltagswegen findet. Jedenfalls aber war diese besondere Frau physiognomielos wie irgend ein Ideal.

Trotz ihrer einsamen Spaziergänge, trotz der zwanglosen Vertraulichkeit ihres Zusammenseins verblieb der junge Künstler in der bescheidenen, fast demüthigen Stellung eines Begönnerten, der unverdiente Güte, ja Wohlthaten empfängt. Niemals wagte er irgend eine Vertraulichkeit, während er zu einer zarten Huldigung vielleicht nicht geschickt genug war Er blieb bei seinen etwas hölzernen Förmlichkeitsphrasen, bei einer primitiven, mit naiver Herzlichkeit untermischten Etikette; niemals hatte er es gewagt, sich nahe an sie heranzusetzen, auch draußen im Walde setzte er sich respectvoll an das äußerste Ende einer Bank, dafür drückte er ihr jedoch die Hand, daß es ihr wehe that. Ein- oder das anderemal sagte er: „Ich sollte jetzt einen Handkuß wagen, aber ich mach' das nicht gut, es fehlt mir an Eleganz,“ und sie erließ ihm ein- für allemal den Handkuß.

Es ging gegen Ende August, die Abende wurden lang, dunkel, auch bereits kühl. Hofmann entfernte sich immer bald nach dem Diner, um noch nach Rothleiten zu kommen. Imelda hatte sich jetzt angewöhnt, zeitig zu Bett zu gehen und früh aufzustehen. Eines Abends hörte sich noch vor dem Einschlafen in der Wohnung des Haushofmeisters hastig Thüren öffnen und schließen; sie lauschte auf das ungewohnte Geräusch, doch wurde es wieder still. Am anderen Morgen sagte das Kammermädchen gleichgiltig während des Frisirens: „Der Herr Graf ist gestern mittels Courierzugs angekommen."

Imelda erschrak so heftig, daß sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Sie hätte auf diese Meldung gefaßt sein müssen, Odilo mußte ja einmal kommen, und doch verlor sie jetzt die Fassung. Die ganzen Monate her hatte sie mit dem Gedanken gespielt, in die Ferne zu gehen, ihn nie wieder zu sehen, und dennoch — dennoch war sie geblieben. Sie fürchtete ihn, sie zitterte vor ihm, ihr graute, ihm wieder zu begegnen, und dennoch war sie nicht geflohen. Trotz aller Pläne und Zukunftsträume schien es ihr, wenn sie ehrlich gegen sich war, undenkbar, irgend wo anders zu athmen, als hier, auf dieser Scholle, wo auch er zu Hause war.

Sie schickte das Kammermädchen unter einem Vorwand fort — sie wollte allein sein. Sie wappnete sich zu einem Kampfe, zwang sich zur Ruhe; zugleich wiederholte sie sich: „Es ist zum letztenmale — unmöglich, so zu leben, seine Gleichgiltigkeit zu ertragen!" Hüte dich, mich zu lieben — die Erinnerung an diese

harten, hochmüthigen Worte aus seinem Munde, auf die sie ihm zudem noch die Antwort schuldig geblieben war — diese Erinnerung gab ihr endlich Kraft und Ruhe. Sie vollendete ihre Toilette ohne die Hilfe des Kammermädchens und begab sich in die Galerie, sie vermuthete, daß Odilo sie dort aufsuchen würde.

Als sie die Galerie betrat, bot sich ihr ein überraschender Anblick. Die Thür nach Odilo's Thurmzimmer stand offen, wie es schien, hatte er selbst diese Scheidewand fallen lassen. Zugleich konnte sie jedoch erfahren, wie wenig artig er war. Er kam ihr nicht entgegen, sondern rief nur aus seinem Zimmer heraus: „Bist du's, Imelda?" Und als sie bejahte: „Willst du nicht einmal hereinkommen?"

Sie betrat also dieses seit Jahren für alle Welt abgeschlossene Gemach. Odilo stand am Clavier und schien Noten auszuwählen, oder zu sortiren, er kam ihr auch jetzt nicht entgegen, sondern wandte sich nur zu ihr, um ihr die Hand zu reichen. Dann nahm er sogleich seine Beschäftigung wieder auf. Er sah bleich aus, seine Miene war starr und finster, die Falte auf der Stirn trat unangenehm hervor.

„Du trägst ja Trauer," sagte Odilo, „wohl gar um deinen Freund?"

„Nein, ich hatte nur zufällig keine anderen Kleider hier und mochte mich um keine kümmern."

„Ach was?" Er sah jetzt erstaunt auf, die letze Bemerkung schien ihn zu überraschen. „Die Trauer kleidet dich ja auch sehr gut."

Es war das erstemal, daß Imelda eine solche

Bemerkung von ihm hörte, daß er sie auch nur zu sehen schien.

„Willst du dich nicht setzen?“ fügte er hinzu, dann sagte er zu Alois: „Lass' uns allein, du solltest das übrigens von selbst thun.“ Alois war an einem Seitentisch beschäftigt, etwas abzuschreiben, er hatte sich bei Imelda's Eintritt erhoben und stand verlegen da, ohne zu wissen, was er beginnen sollte. „Das Kind wird das bischen Etikette nie erlernen,“ sagte Odilo, als der Knabe gegangen war, man konnte aus Odilo's Ton entnehmen, daß er diesen Mangel an Bildungsfähigkeit leicht nahm.

„Willst du dich nicht setzen?“ sagte er nochmals, „suche dir eben ein Plätzchen; wie du siehst, herrscht hier das Chaos.“

Ein großer Koffer stand halb ausgepackt mitten im Zimmer und Kleider, Wäsche, Bücher lagen in malerischer Unordnung durcheinander. Imelda ließ sich auf dem Sessel vor dem Clavier nieder und betrachtete das geheime Thurmgemach. Jedenfalls war es ein originelles Wohnzimmer. Nach drei Seiten hatte es je zwei schmale, hohe gothische Fenster, welche in Anbetracht ihrer eigenthümlichen Form keine Vorhänge trugen und einen Ueberfluß von Licht einströmen ließen, sie waren durch Fensterläden verschließbar. Die Aussicht ging nach zwei Seiten über das Thal und den Fluß; von der dritten Seite blickte man über das Wipfelmeer des Parkes und auf den gewaltigen Gipfel der Waldhöhe. Das gewölbte Gemach, mit einem mächtigen Pfeiler in der Mitte, war wohl noch nie als

Wohnraum benützt worden, alte Frescomalereien schmückten Wände und Decke, die Steinmosaik des Bodens bedeckte zum größten Theil ein weicher, dunkler Teppich. An den breiten Fensterpfeilern standen die Möbel, das Clavier, ein türkischer Divan, ein Bett hinter einem Bettschirme, ein großer Schreibtisch, ein kleiner Eßtisch, einige eingelegte Schränke. Den Wandschmuck bildeten ausschließlich Kupferstiche. Auf dem Schreibtisch stand dieselbe Photographie des kleinen Siegfried, welche Imelda schon in Rothleiten gesehen hatte, offenbar trennte sich der Vater niemals von diesem Bilde.

„Ich begebe mich schon morgen oder übermorgen nach Rothleiten," sagte Odilo, „daher die gräuliche Unordnung hier; wenn ich bliebe, wäre sie sofort beseitigt worden."

„Und warum bleibst du nicht hier, wie du sonst thatest?" fragte Imelda.

„Ich möchte noch mit Franz zusammenbleiben, der noch einige Wochen Ferien hat."

„Und warum willst du nicht, daß Franz hier wohne?" versetzte sie lebhaft; „es ist ja doch wahrhaftig Raum genug."

„Gewiß, aber wie ich dir schon bei einer anderen Gelegenheit sagte, den Kleinen will ich nicht hierher nehmen."

Imelda begriff nicht recht, warum der Kleine nicht bei seiner Mutter in Rothleiten bleiben konnte und Odilo auf dem Waldschloß, wie im vorigen Jahr.

Inzwischen fragte er weiter. „Wie hast du den Sommer verlebt?"

„Hier, ganz allein, sehr einförmig.“

„Ganz allein, wirklich?“ erwiderte er verwundert, „siehst du, das hätte ich dir gar nicht zugetraut.“

„Du hast ein Vorurtheil gegen die Damen der großen Welt, und ich leide unschuldig unter diesem Vorurtheil.“

„Diese Möglichkeit will ich nicht bestreiten,“ antwortete er mit dem ihm so eigenthümlichen Ernste.

„Und du?“ sprach sie weiter, „du warst ja gänzlich verschollen.“

„Ich bin kein Briefschreiber, wie ich dir wohl schon sagte. Ich schreibe nur die allernothwendigsten Briefe. Uebrigens habe ich diesen Sommer so viel Schweres erlebt, daß ich weniger denn je zur Mittheilung geneigt war.“

Eine bestimmte Ahnung bemächtigte sich ihrer, es war irgend etwas geschehen, mit ihr, mit jener Anderen! Ihr Herz begann wild zu hämmern, wie immer, wenn Jene auf der Bildfläche erschien. Imelda zwang mit übermenschlicher Gewalt ihre Aufregung nieder, und sie vermochte ruhigen Tones zu sagen: „Ist Jemand in deiner Familie krank?“

„Nein,“ sagte er kurz, „es ist Niemand krank.“ Er schob die Musikalien, die er offenbar aus der Sendung eines Händlers gewählt hatte, beiseite, und stand jetzt, an das Clavier gelehnt, starr hinausblickend.

„Wenn Niemand krank ist,“ fuhr Imelda fort, „so bleibe doch hier und bringe Franz her. Ich bitte dich darum, du weißt, es ist mir peinlich, wenn du meinetwegen fortgehst.“

„Es geschieht ja nicht deinetwegen, gewiß nicht," entgegnete er; er sprach kurz, hart, sie hörte jedoch deutlich, daß er heftig erregt war. „Es geschieht ja wegen des Kindes, ich will es der uralten Frau nicht allein überlassen und — es hat keine Mutter mehr." Während er diese Worte anscheinend ganz ruhig sprach, war Imelda von ihrem Sitz aufgesprungen, der Athem ging ihr aus. War es denn wirklich so? Sie war fort, fort — Jene!

Einen Augenblick lang verlor sie ihre mühsam aufrecht erhaltene Selbstbeherrschung. Sie trat zu Odilo, legte die Hand auf seinen Arm und sagte flehend: „Sag' mir, was geschehen ist!"

Milder und freundlicher, als er noch heute zu ihr gesprochen hatte, erwiderte er: „Ich hätt' es dir ohnehin gesagt, du weißt, daß ich keine Geheimnisse habe." Mit ruhiger, fester Stimme sprach er: „Sephi hat sich von mir getrennt, sie hat sich — verheiratet."

„Ich begreife nicht . . .," murmelte Imelda halb für sich.

„Ich begriff es Anfangs auch nicht," fuhr er immer ruhig fort, „es ist aber doch klar. Sie ist ein Weib vom starkem Temperament und da ich sie drei Monate lang allein ließ, verliebte sie sich in einen Anderen. Dieser Andere war ihr an Bildung ungefähr gleich, sie hatte mich ja doch nicht verstanden, nur ungenügend gekannt, und sie fühlte das mit Unbehagen. Das einfache, zurückgezogene Leben war ihr ja auch nur aufgezwungen, so ganz vergeben konnte sie es mir nicht, daß ich sie von dem ausschloß, was man die Freuden

der Welt nennt, daß ich sie nicht zur Gräfin gemacht hatte. Und der Andere bot ihr eine, wenn auch bescheidene, gesellschaftliche Stellung; sie wird nun doch eine „gnädige Frau“, allerdings innerhalb bescheidener Grenzen.“

„Du bist so ruhig,“ sagte Imelda staunend; in der That, seine Ruhe hatte sich ihr beinahe mitgetheilt.

„Jetzt bin ich es,“ entgegnete er, „ich war es nicht immer. Obgleich ich Alles begriff, begreifen mußte, wallte mein Blut auf bei der Erkenntniß, daß eine zufällige Abwesenheit von drei Monaten genügt hatte, um mich der Liebe, der Treue eines Weibes zu berauben, dem ich mein Leben geweiht hatte. Uebrigens, wenn wirklich nur die Liebe entschieden hätte — die Liebe hat schließlich ihr Naturrecht! Aber Sephi wollte durchaus — geheiratet sein, das gab den Ausschlag. Genug, ich weiß nicht, ob sich die Dinge so glatt abgewickelt hätten, wie es thatsächlich geschehen ist. Aber Franzl, der mir aufrichtig ergeben ist, raste. Die jugendliche Romantik seiner zwanzig Jahre wollte sich durchaus an einem Duell genug thun; ich hatte so viel Mühe, den tollen Jungen von einem blutigen Scandal abzuhalten, daß ich dabei selbst ruhig wurde.“

Während Imelda seinen Worten lauschte, vergaß sie, daß jenes Weib, dessen erster Anblick schon ihr Leben vergiftet hatte, für immer aus dem Wege geschafft war. Ihre erste Regung war Erleichterung und Triumph gewesen, jetzt dachte sie nicht mehr daran; ihr Herz floß über in heißem Mitgefühl für Odilo, ja, sie beklagte ihn, daß er ihr dieses Geständniß ablegen

mußte, da er noch vor wenigen Monaten ihr so stolz sein Glück geschildert hatte. Damals war er zu ihr gekommen, noch glühend von den Küssen jenes Weibes — heute hatte der strengbeherrschte Kummer die senkrechte Falte auf seiner Stirn tiefer denn je gefurcht.

Die Thränen liefen ihr über die Wangen herab, ohne daß sie es bemerkte, aber Odilo gewahrte es. „Gutes Kind," sagte er, wie einst ihr Haar streichelnd. Seine Nähe, sein Blick verwirrten sie. Sie vermochte nichts darauf zu erwidern. Wie tröstend sagte er: „Ich behalte mein Kind, ich werde ihm fortan leben. Du mußt ihn jetzt einmal sehen, meinen Kleinen, mußt seinetwegen einmal nach Rothleiten kommen, er ist ein lieber, kleiner Kerl, und er wird auch dir Freude machen. Ich hoffe, daß er sich ganz nach meinem Sinne entwickeln wird."

„Und die Mutter hat gänzlich auf das Kind verzichtet?" fragte Imelda.

„Sie mußte wohl, ich hätte sie dazu gezwungen, wenn sie nicht eingewilligt hätte. Siegfried wird in dem Glauben erzogen werden, daß sie todt ist; er soll mir jetzt noch keine Ahnung davon bekommen, daß es Treulosigkeit gibt und daß man aufhören kann, zu lieben. Ich grolle ihr nicht mehr, die seine Mutter ist, aber auch für mich ist sie todt; mich trifft übrigens insofern die Schuld, als ich sie hätte nicht allein lassen sollen, ebensowenig wie man ein Kind allein läßt. Ich sah auch ein, daß bei einem so ganz unselbstständigen Wesen, wie Sephi, diese Vorsicht geboten sei; auch blieb ich immer in ihrer Nähe. Nun aber, da sie kein

ganz kleines Kind mehr zu versorgen hatte, glaubte ich meine lange beabsichtigte Bergtour ausführen zu können. Während meiner Abwesenheit knüpfte sie das Verhältniß mit einem jungen Forstbeamten des kaiserlichen Thiergartens an; er machte ihr den Hof, und vorher hatte ihr kein Mann den Hof gemacht, er trug ihr seine Hand an, und das entschied. Ich erfuhr Alles von Franz und sah sie nicht wieder; das war gut, sonst hätte ich meinen Zorn vielleicht nicht niedergezwungen, und — weßhalb ihr zürnen? Sie hat mich ja nicht getäuscht, nicht betrogen, sie war nur nicht meinesgleichen."

Seine Fassung und Ruhe schien zur Neige zu gehen, seine Stimme schwankte, er trat ans Fenster, indem er sich von ihr abwendete; er schien heftig erregt. Einen Augenblick lang stieg der fast unbezwingliche Drang in ihr auf, sich in seine Arme zu stürzen und Alles zu gestehen, ihm zuzurufen: „Vergiß, was uns trennte, habe Geduld mit mir, und ich werde dir sein, was Jene dir nicht war, nicht zu sein vermochte!"

Sie streckte schon instinctiv die Arme nach ihm aus, sie fühlte es, er würde ihr die seinen öffnen, aber mit einemmale stand das schreckliche Wort: „Hüte dich, mich zu lieben!" wie in Flammenschrift vor ihrer Seele. Heiße Scham stieg in ihre Wangen, sie ließ die Arme sinken — nein, es war unmöglich! Mit mühsam verhehltem Beben in der Stimme sagte sie: „Du bist ganz frei von Vorwurf, und ich begreife jetzt, daß du ruhig bist."

„Gewiß bin ich ganz frei von Vorwurf," sagte er,

sich ihr wieder zuwendend; „mein reines Bewußtsein ist mir noch in allen schweren Stunden meines Lebens geblieben; ich habe viel, sehr viel gelitten, aber nie bereut."

„Wie glücklich du bist!"

„Glücklich — das ist nicht das rechte Wort, aber einig mit mir selbst."

Sie frug noch Einiges über Siegfried, Odilo setzte ihr seinen Zukunftsplan auseinander. Er wollte das Kind in der Einsamkeit heranwachsen lassen und dessen Erziehung ganz allein in der Hand behalten, auch den Unterricht; kein Fremder, kein Unberufener sollte auf die Seele des Kindes Einfluß erhalten. Er, der Vater, widmete fortan sein Leben diesem Werk, nicht länger als höchstens auf Stunden wollte er sein Kind verlassen. Siegfried sollte ohne Religion und ohne conventionellen Ehrgeiz erzogen werden und nichts „Göttliches" kennen lernen als die Liebe.

Diese großen Zukunftsperspectiven, diese hohen Gedanken wirkten beruhigend auf Imelda, es that ihr wohl, Alles mitempfinden zu können, was Odilo ihr mitgetheilt hatte. Sie fühlte sich über sich selbst erhaben; auch sie würde noch die Kraft finden, die schmerzlich dunklen Wirrnisse ihres Lebens zu bezwingen und ihr Dasein einem großen Ziele zuzuführen.

Man läutete nach alter Gepflogenheit die Frühstücksglocke: „Willst du nicht mit mir frühstücken?" frug Imelda.

„Nein, ich danke, das Gesicht deiner Gesellschafterin

ist mir unangenehm, und Monsieur ist mir bei Tische auch keine angenehme Nachbarschaft."

„Monsieur frühstückt auf seinem Zimmer und meine Gesellschafterin ist fort."

„Dann gerne."

Sie nahmen zusammen das Frühstück und nach demselben begab sich Odilo nach Rothleiten.

Jetzt erst dachte Imelda an Leopold Hofmann, sie hatte gänzlich seine Anwesenheit vergessen. Am besten, er blieb so lange in seiner Wohnung in Rothleiten, bis Odilo nach dem Forsthause übersiedelt war. Sie begab sich also in das improvisirte Atelier des Künstlers; schon vor der Thür hörte sie denselben lustig pfeifen, seine melancholischen „Abendstimmungen" vermochten ihn nicht melancholisch zu stimmen. Er kam ihr erfreut entgegen, schleppte sie gleich an die Staffelei und ließ sie den bleichen Reflex bestaunen, den die obligate Mondessichel auf die Fenster des Thurmes warf; denn Hofmann malte das Waldschloß „schweigend, in der Abenddämm'rung Schleier", welcher Vers überhaupt als Motto seiner künstlerischen Thätigkeit gelten konnte.

Aber Imelda betrachtete nur zerstreut diese magischen Mondreflexe, sie überdachte, wie sie dem Ahnungslosen ihre sonderbare Zumuthung beibringen sollte. Er bemerkte endlich ihre Befangenheit und frug, ob sie unwohl sei oder gar böse. Sie verneinte, aber der Graf sei gestern angekommen, und — sie begann vorsichtig die Sache einzuleiten. Hofmann machte ein

so erschrockenes Gesicht, daß sie in einer unbefangeneren Stimmung gewiß über ihn gelacht hätte.

„O arme, arme Frau Gräfin!" rief er, „wenn Sie wüßten, wie schrecklich leid Sie mir thun! Soll ich vielleicht gleich fort? — Er wird also gereizt, wenn er Fremde sieht? Oder soll ich nicht lieber bleiben, mich verbergen, um doch nahe zu sein, wenn —"

Imelda begriff nur halb. „Was glauben, was meinen Sie denn eigentlich, lieber Hofmann?"

„Ach, ich bin indiscret gewesen, Frau Gräfin, verzeihen Sie — aber mein Gott, warum sollten Sie es mir denn verbergen wollen? Man weiß es ja ohnehin, daß der Graf nicht ganz gesund ist; gleich, als ich nach Graz kam, habe ich es erfahren."

Imelda lächelte wehmüthig. „Das ist ein boshafter, alberner Klatsch, der Graf ist gesund, ebenso vernünftig wie Sie und gewiß vernünftiger als ich."

Hofmann gerieth in noch peinlichere Verlegenheit, Pinsel und Palette steif von sich haltend, stand er da, ein Bild der Rathlosigkeit.

„Ich begreife nur nicht, Frau Gräfin," stammelte er, „wenn der Herr ganz gesund ist — warum sind Sie denn immer allein, hier ebenso wie in Wien?"

„Ach, das ist eine lange, traurige Geschichte, lieber Hofmann, die ich Ihnen nicht erzählen kann; genug, wir leben gänzlich getrennt schon seit Jahren, sehen uns sehr selten. Der Graf bleibt auch nur zwei Tage, geht dann fort und kommt nicht so bald wieder in meine Nähe."

„O, das ist sehr traurig, Frau Gräfin, und Sie sind noch so jung und so lieb, aber ich habe mir immer gesagt, das Heiraten ist eine böse Sache.“

Imelda tröstete ihn: „Ihnen wird es besser glücken. Es gibt nur Menschen, denen das Einfachste gar so schwer wird, das Natürlichste so unerreichbar scheint; ich bin ein so unglückliches Wesen. Und, was den Grafen betrifft, so glauben Sie mir: er ist ein Sonderling, aber höchst vernünftig. Sie würden ihn lieb gewinnen, wenn Sie ihn kennen würden, aber leider ist zu dem letzteren gar keine Aussicht.“

Hofmann aber blieb bestürzt, verstört; vielleicht hatte sie ihn nicht überzeugt, jedenfalls aber erschien die Sache seinem harmlosen Sinn unheimlich. Er war nicht zu halten, packte seine Pinsel und Farben zusammen und verabschiedete sich; er erklärte, sein Gewissen gestatte ihm nicht, zu bleiben; er wollte wiederkommen, wenn die Gräfin ihn rufen würde. Seine Leinwand blieb auf der Staffelei.

Imelda erwartete Odilo bis zum späten Abend — er kam nicht; da der Abend schön und mondhell war, verbrachte er ihn gewiß irgendwo im Freien. Es war nicht denkbar, daß er sie in so später Stunde noch aufsuchen würde, und müde, von ihrem Innern in Anspruch genommen, wie sie war, zog sie sich in ihr Schlafgemach zurück. Sie hatte ihr Mädchen entlassen und stand noch am Fenster, um die feuchtmilde Abendluft zu athmen, als sie im anstoßenden Zimmer, ihrem Boudoir, männliche Tritte hörte.

Es pochte an die Thür und Odilo rief von

außen: „Bist du noch für einen Augenblick zu sprechen?"

Sie blickte in den Spiegel — ihr Negligée war leicht, aber decent; so öffnete sie und trat in das Boudoir hinaus.

Odilo stand, einen silbernen Leuchter in der Hand draußen, seine Miene war finster und unwillig. Ohne sie weiter zu begrüßen, sagte er kurz und unfreundlich: „Ich komme soeben von Rothleiten, da theilt mir Alois mit, daß du einen Gast hier im Schlosse hast, irgend einen Fremden. Du hast mich heute Früh versichert, du seiest ganz allein hier, ich finde das sehr sonderbar von dir; du weißt, wie empfindlich ich bin, was Fremde betrifft. Warum also setzest du mich einer unangenehmen, wahrscheinlich peinlichen Begegnung aus? Und wer ist nun wieder dieser Mensch?"

Imelda erklärte, wer der Gast war, wie er hergekommen sei und daß sie am Morgen seiner vergessen, also seine Anwesenheit absichtslos verschwiegen hatte. Er schien mit dieser Erklärung zufrieden.

Sie setzte hinzu: „Du beleidigst mich unverdient, wenn du so viel Mißtrauen hast gegen jeden meines Kreises. Du bist einseitig! Dieser gute, harmlose Mensch würde dir nur Sympathie einflößen, wenn du ihm zufällig begegnen würdest; es wird aber nicht geschehen, denn er ist jetzt fort und er ist überhaupt nichts hier als ein flüchtiger Gast."

„Ich glaube dir ja und bin völlig zufriedengestellt," versetzte er, „ich verlange nur Offenheit von dir, wie ich selbst sie für dich habe."

Sie erwiderte in traurigem Tone: „Wenn ich dir irgend etwas anzuvertrauen hätte, so würde ich es gewiß thun, aber über mein leeres, trübseliges Leben ist nichts zu berichten.“

Er antwortete einige freundliche, theilnehmende Worte, aber er sprach jetzt mit einer Zerstreutheit, einer Geistesabwesenheit, die seinem sonstigen klaren, entschiedenen Wesen fremd war. Er sah sie jetzt an, wie er sie noch niemals angesehen hatte, mit einem intensiven, fragenden, warmen Blick, sein Auge glitt wie traumverloren über ihre Gestalt, ein leichtes Roth stieg in seine blassen Wangen.

„So verzeihe denn,“ sagte er, noch immer geistesabwesend, tonlos, „daß ich dich zu so später Stunde gestört habe.“

„Weßhalb entschuldigst du dich?“ entgegnete sie herzlich, „ist das zwischen uns nöthig? Komm', wann immer du willst, du bist mir zu jeder Stunde willkommen.“

Odilo setzte jetzt die Kerze heftig auf den nächsten Tisch. „Imelda!“ Er trat, ein warmes Lächeln auf den Lippen, dicht zu ihr heran; so hatte er einst Sephi angelächelt, und diesen leidenschaftlichen Blick hatte er ein einzigesmal auf Theodora geheftet; so blickt der Mann das Weib an, welches er begehrt! Wie heiß hatte sie die beiden Anderen beneidet? Sie erglühte jetzt unter seinem Blick, sie schämte sich ihres leichten Batistpeignoirs, und doch hatte sie unzähligemale, von der Mode reichlichen Gebrauch machend, ihre entblößte Büste den Blicken fremder Männer preisgegeben. Jetzt hielt sie

ängstlich ihr Peignoir an der Kehle zusammen, und es war ohnehin bis zum Halse geschlossen.

„Imelda,“ sagte er warm, „du sprichst unbesonnen! Ich soll, ich darf zu dir kommen, wann immer ich will? Wenn ich mich nun einmal erinnerte, daß wir ja doch Mann und Frau sind?“ Er faßte ihre Hände und neigte sich über sie, so daß sie seinen warmen Athem an ihrem Halse, ihrem Ohr fühlte.

Ein unbeschreiblicher Sturm ging durch ihr Inneres, ein wonniges Beben . . . ein süßer Schreck . . . ein kalter Schauer . . . eine fieberische Gluth ohnegleichen. Sie hörte ihre eigene Stimme wie die einer Anderen, Fremden, als sie entgegnete: „Du hast mich nicht ganz deutlich verstanden, ich habe mich gehütet, dich zu lieben!“

Er ließ sie los, ohne jede Regung von Empfindlichkeit sagte er sanft: „Es ist wohl besser so, es wäre kein Glück für uns Beide. Gute Nacht denn, Kleine!“

Er ging ruhig, gelassen, aber noch im Gehen hüllte sie sein zärtlicher Blick wie in blendendes, himmlisches Sonnenlicht. Sie lauschte gierig seinen verhallenden Schritten: er durchschritt die anstoßende Bibliothek, warf eine Thür zu — dann war es still. Sie fiel auf der Stelle, wo er gestanden hatte, in die Knie — es war über sie weggegangen wie ein Sturmwind und hatte sie niedergeworfen. War es wahr? War es wirklich? Nur eine Regung von ihr, ein Wort — und er hätte sie umfaßt, sie hätte an seiner Brust geruht, sich an seinen Küssen gesättigt! —

Ihr Blick fiel auf den Leuchter, er hatte ihn stehen lassen; sie faßte darnach — er war warm, o Gott, ganz warm von seiner Hand. Sie preßte das Metall an ihre Lippen, an ihre Wange, um diese süße, köstliche Wärme in sich aufzunehmen.

Und welcher starke, fremde Geist hatte dieses Nein aus ihr gesprochen? Dieses Nein hatte die Schmach seines Wortes gerächt: „Hüte dich, mich zu lieben!" Er war jetzt allein, immer allein, eine flüchtige Regung in ihm hatte für sie gesprochen, und er hatte gemeint, es bedürfe nur weniger Worte, damit sie willenlos, bedingungslos in seinen Armen liege. O nein, es durfte nicht sein — niemals! Sie müßte vor Scham vergehen. Und dennoch fieberte diese verruchtsüße Vorstellung noch immer in jedem Nerv ihres Leibes: ein einzigesmal sich an seine Brust schmiegen, unter seinen Küssen vergehen! —

V.

Odilo war am folgenden Tage nach Rothleiten übersiedelt. Imelda hatte nochmals versprochen, ihn dort zu besuchen, um einmal seinen kleinen Sohn zu sehen, man konnte leicht bemerken, wie sehr ihm dieses Kind am Herzen lag; aber Imelda traute sich jetzt nicht die Kraft, die Fassung zu, um diesen Besuch auszuführen. Dieses kleine Wesen war sein Kind, sein Fleisch und Blut, gewiß, sie hätte es ans Herz drücken mögen, ja, sie dachte mit einer eigenthümlichen, herzbeklemmenden Sehnsucht an dieses Kind; aber sie hätte es allein haben mögen, ganz allein, nicht, wenn der Vater dabei stand und sein Blick auf ihr ruhen würde. So verzichtete sie auf ihren Besuch.

Sie hatte Leopold Hofmann benachrichtigt, daß der Graf das Schloß verlassen habe und das Atelier dem Künstler wieder zur Verfügung stünde; daher erschien der junge Mann wieder. Er hatte jedoch seine frühere Unbefangenheit eingebüßt, sein biederes, ein wenig philiströses Gemüth schien durch die Nähe des Gatten,

durch den jetzt nahegelegten Begriff einer, wenn auch zerrütteten Ehe beängstigt zu werden. Leopold stolperte gleichsam unaufhörlich über diesen abwesenden Gatten, immer wieder kam er auf ihn zu sprechen.

Imelda blieb bei ihrer gewohnten Erklärung: Es sei eine Ehe aus Familienrücksichten, die bald wieder getrennt wurde, getrennt blieb.

„Gott sei Dank," sagte er dann, „das kommt bei unsereinem doch seltener vor. Man trennt sich wohl auch, aber man hat sich vorher doch gerne gehabt und ist glücklich zusammen gewesen — ein Irrthum, keine Berechnung!"

Das Bild des Waldschlosses mit obligater Abenddämmerung nahte seiner Vollendung, der Künstler wollte dann aufbrechen, um nach München zurückzukehren.

Imelda hatte ähnliche Gedanken, aber sie waren noch unklar, noch nicht zum Entschlusse geprägt. Sie sagte sich, daß sie den Mann fliehen müsse, der ihre Leidenschaft nicht erwiderte, sie mußte sich ja bei einer nächsten Gelegenheit verrathen. Es durfte nicht länger so bleiben; irgendwohin fliehen, in eine unbekannte Fremde, gleichviel wohin, nur, wo er nicht ist — und bald! Rothleiten war ja nur eine Wegstunde entfernt, er konnte jeden Tag herüberkommen, um nach ihr zu sehen. Nur fort, fort! Sie würde ihm nur einige Abschiedsworte senden mit dem Bedeuten, daß sie Zerstreuung und Luftveränderung brauche. Daher war sie es zufrieden, daß Hofmann mit Eifer sein Bild vollendete und seine Abreise bestimmte.

Imelda war in Leopold's Atelier gekommen, um das fertige Bild zu sehen; es erfüllte sie mit Rührung, dieses Bild. Ihr liebes Waldschloß, das heißt, nur ein Theil davon, so viel, als man gewahrte, wenn man von rückwärts aus dem Walde trat, es schien ja unter den hohen, dunklen Tannenwipfeln wie vergraben; die sentimentale Stimmung des Bildes paßte zu der ihren. Sie hatte ein tief gewurzeltes Heimatsgefühl für diesen Fleck Erde, und doch war sie hier eigentlich nicht mehr zu Hause, sie war innerlich losgerissen, entwurzelt; denn wo er war, gehörte sie doch eigentlich nicht hin. Ihre Augen wurden feucht, während sie das Bild unverwandt ansah.

Leopold packte seine Geräthe zusammen, sprach von der Herbstausstellung des Wiener Kunstvereins, zu der das Bild wohl noch zurecht käme, und verstummte dann, auch seiner hatte sich die Abschiedsstimmung bemächtigt.

Eine lange Weile sprachen sie Beide nicht. Imelda saß auf dem Schemel vor der Staffelei, auf der das Bild stand, er legte seine Pinsel zusammen, seufzte, trat dann hinter sie.

„Also geht man wieder in das gewohnte Loch zurück, fängt die alte Geschichte wieder von neuem an" .... er seufzte wieder.

„Warum, lieber Freund, seufzen Sie darüber?" Ihr schien er beneidenswerth mit seinem „gewohnten Loch".

„Ach, Gott," sagte er, „was hat man denn auch davon — so allein?" Da sie nichts erwiderte, setzte

er nach einer Pause kleinlaut hinzu: „Und Sie, Frau Gräfin, was werden Sie denn eigentlich beginnen?"

„Ich weiß noch nicht," versetzte sie zögernd.

„Sie wissen noch nicht, aber — das kann ja doch nicht so fortgehen mit Ihnen, gnädige Frau," platzte er heraus; man sieht es Ihnen ja auf hundert Schritte an, daß Sie unglücklich sind!"

Imelda lächelte ein wenig — daß man es ihr auf hundert Schritte ansah, war doch zu komisch; sie sagte einfach: „Sie haben recht, lieber Freund, ich bin — unglücklich!"

Schüchtern entgegnete er: „Und wäre es nicht besser, so eine Ehe ganz und gar — zu trennen, zu scheiden?"

„Gewiß wäre es besser und — es wird ja auch geschehen."

„Warum sollten Sie, gerade Sie, Frau Gräfin, denn nicht mit einem Manne leben, der Sie glücklich macht? Es ist ja doch die einfachste Sache von der Welt."

„Ach nein, nein — Sie irren sich, mein Lieber, es ist nicht die einfachste Sache von der Welt, ganz und gar nicht."

„O doch, Frau Gräfin, Sie stellen sich das nur so schwer vor, weil Sie sich zu vielerlei d'rum und d'ran denken, was mit dem Glück einer Ehe doch nichts zu thun hat. Es gehören nur die Zwei dazu und ein bischen Gernhaben und Vertrauen — und Muth

auch freilich, dann ist's die einfachste Sache von der Welt."

„Wenn man aber den Zweiten nicht hat, und am allerwenigsten den Muth!" sagte Imelda, noch immer ganz unbefangen zu ihm aufblickend; sie bemerkte jetzt erst seine Verlegenheit, sein Erröthen.

„Der Zweite — ach, der fände sich schon — der wäre schon da," stotterte Leopold; dann fuhr er beherzter fort: „Ich hab' gedacht, Frau Gräfin, ich finde nie den Muth, es herauszubringen. Soll ich aber nun weggehen, ohne .... wenn Sie sich entschließen könnten ... ich hab' so das sichere Vorgefühl, daß es ein Glück wäre, auch für Sie ...." er brachte es doch nicht heraus, was es eigentlich war. „Es wäre ja auch nicht das erstemal, daß eine hochgeborene Dame einen Künstler wählt, heutzutage ist das keine außergewöhnliche Sache mehr, und ich — zwar mein Genre ist nicht groß, aber mein Name ist geschätzt und geachtet in der Künstlerwelt, und wir bilden ja auch eine Aristokratie für uns. Wenn Sie sich entschließen könnten, Frau Gräfin — ich meine es ehrlich und von Herzen. Es wäre Ihnen viel wohler in dem bürgerlichen Hause eines einfachen Mannes, wie ich es bin, als in dieser aristokratischen Vernunftehe, in der Sie zugrunde gehen, denn Sie sehen ja zum Erbarmen aus. Aber Sie sind mir vielleicht böse ... daß ich ..."

„Gewiß nicht," entgegnete die Gräfin herzlich, „ich bin nur überrascht."

„Das glaube ich!" rief er erleichtert, „solche kühne Wünsche hätten Sie mir nicht zugetraut. Damals, ja

damals ist mir eigentlich nichts eingefallen, aber nachher, in Wien, auf der Akademie und später in München, da habe ich immer und immer daran denken müssen. Ich sah den schönen Waldweg, wo Ihr leichtes, liebes Figürchen neben mir herhüpfte, und neben Ihnen der große, schwarze Hund. Das war mir so eine theuere Erinnerung, die immer gleich frisch und grün geblieben ist. Und jetzt, wie ich wiedergekommen bin und wie ich Sie wiedergefunden habe, eigentlich noch unverändert, noch immer so zart und lieblich wie ein sechzehnjähriges Mädchen, aber so blaß, so unruhig und mit so furchtbar traurigen Augen, und so ganz allein und einsam, ein so liebes, junges Wesen, wie Sie sind — da ist es halt über mich gekommen — ich habe mir gedacht, es wär' ein Glück, vielleicht nicht nur für mich, vielleicht für uns Beide.“ Er hatte noch immer nicht herausgebracht, was es eigentlich war.

Imelda war ein wenig roth geworden und hatte mit gesenkten Lidern zugehört. Nun sah sie zu ihm auf und sagte ruhig: „Vielleicht für mich, ob aber für Sie? Sie irren aus Güte gegen mich, ich bin nicht viel werth, ich bin ein verwöhntes, launisches, selbstsüchtiges Wesen, das nie recht wußte, was es wollte und sollte. Vielleicht bin ich nicht einmal gut — was man so gut nennt — wenigstens nicht immer, ich habe auch nie gelernt eine Pflicht zu erfüllen. Es mag nicht ganz meine Schuld sein, daß nichts Besseres aus mir geworden ist, ich habe viel Bitteres durchgemacht, war auch immer so ganz allein. Ich möchte sagen, ich bin eine aufgerissene Knospe — keine Knospe

mehr, und doch war mir auch keine Blüthe vergönnt. Ich habe so Vielerlei durchempfunden, und es war mir doch nicht beschieden, ganz Weib zu sein." Sie schloß bitter: „Mir wäre leid um Sie — solch' ein verpfuschtes Leben ist kein Glück für Sie."

Hofmann wehrte heftig, mit glühendem Eifer ab. „Das wird Alles, Alles gut," betheuerte er, „nur ein Ende machen und ein neues Leben beginnen!"

Sie wurde betroffen, sann nach. Das war es ja, was sie wollte: ein ganz neues Leben, ein ganz neuer Lebenskreis, neue Pflichten! War es nicht eine Fügung des Schicksals? Leopold faßte jetzt Muth, sprach eindringlicher und wärmer von seiner Neigung, seiner Treue, seinem redlichen Willen. Was wollte sie noch? Er war ein guter, seelenreiner Mensch, war ein Künstler. Aber durfte sie? Sie mußte tapfer sein, alles gestehen, dann gänzlich vergessen, Alles in sich begraben, hinter sich lassen.

„Sie müssen Geduld haben," sagte sie endlich, „viel Geduld und Nachsicht; dann wird es vielleicht gehen. Ich habe noch Vieles durchzukämpfen, bevor ich ganz frei und leichten Herzens ja sagen kann."

Leopold bezog Imeldens Antwort auf die nothwendige Ehescheidung. Sie sagte ihm, es seien sehr verwickelte Verhältnisse zu ordnen, er würde das später erfahren. Er erklärte, einstweilen mit der Hoffnung, die ihm geworden, zufrieden sein zu wollen. Sein ganzer Frohsinn, seine volle Unbefangenheit waren wiedergekehrt, er sang, pfiff, und jodelte, während er fortfuhr, seine Malgeräthe zu packen. Noch einmal

betrachteten sie das Bild des Waldschlosses. Er erzählte, er hätte das Bild mit einem eigenen Vorgefühl gemalt, einem ganz unbestimmten Vorgefühle; denn noch heute Morgens hatte er sich gedacht, daß er niemals den Muth finden würde, zu sprechen.

Sie gingen dann zum Diner, während desselben wurde beschlossen, daß Imelda sich mit ihrer Gesellschafterin an die Riviera begeben sollte, er, Leopold, würde sie dann im November dort besuchen. Einstweilen wollten sie correspondiren, er versicherte, daß er schriftlich seine Gefühle besser ausdrücken könnte als mündlich; diese naive Versicherung erheiterte sie. Auch ihre Stimmung hob sich, es war tröstend und beruhigend nun einen bestimmten Beschluß gefaßt zu haben. Und warum sollte sie nicht noch glücklich werden können? Sie war ja noch so jung, es bedurfte nur einer Kleinigkeit: vergessen! Sie wollte vergessen, mit keinem Gedanken mehr an ihn denken, der sie so elend gemacht hatte; schon in dieser Stunde wollte sie damit beginnen, jede Erinnerung an ihn mit aller Kraft aus ihrer Seele zu reißen.

Sie hatten den Kaffee in Imelda's Zimmer genommen, eigentlich in ihrem Boudoir, da das Gemach an ihr Schlafzimmer anstieß. In der Galerie, wo man speiste, war noch Tageslicht; hier in dem tiefen Raum mit den schmalen gothischen Fenstern, war es bereits völlig dunkel und der Kronleuchter angezündet. Leopold Hofmann verabschiedete sich jetzt, um zu Fuß noch Rothleiten zurückzukehren, er küßte ihr zum erstenmale die Hände nicht, wie man die Hand einer Dame

aus Artigkeit küßt, sondern wie ein Verliebter küßt. Die Gräfin bemerkte nun erst die Verliebheit des jungen Mannes, er war immer so sehr bescheiden gewesen, und sie zerstreut, achtlos oberflächlich theilnehmend. Während er ihre Häude an seine Lippen drückte, neigte er sich zu ihr, und sie fühlte seinen Athem an ihrem Halse, wie neulich den Odilo's — und plötzlich hatte sie eine Regung von Schreck, ja von Ekel und Abscheu. Leopold bemerkte es nicht, er mochte es anders deuten, daß sie sich abwendete; so ging er ahnungslos.

Sie blieb wie versteinert nächst der Thür, wo sie Beide gestanden hatten. Auf einmal war es ihr völlig ins Bewußtsein gekommen: sie wollte das Weib dieses Mannes werden! Zwar, sie hatte sich während all' der letzten Stunden mit diesem Gedanken beschäftigt, aber seine Bedeutung nicht voll erfaßt. Jetzt fühlte sie, daß es unmöglich sei — ein Sturm von Widerwillen erhob sich in ihrem Innern. Leopold war ihr ein lieber, guter Kamerad, wie Julian; sie hätte jahrelang in traulicher Gemeinschaft mit ihm leben können, ohne auch nur daran zu denken, daß er ein Mann sei. Nun er sie daran erinnert hatte, war das rasch geknüpfte Band ebenso rasch zerrissen — unmöglich, ganz unmöglich!

Sie setzte sich an das offene Fenster und blickte hinaus in die graue Abenddämmerung, aus der die Umrisse der Berge und Wälder, diese wohlbekannten Umrisse noch hervortraten, auch die Blumenrabatten des Gartens unten, doch erschienen sie wie Grau in

Grau gezeichnet. Der Springbrunnen plätscherte sein altes Lied, aber sein Strahl war nicht zu unterscheiden; der Himmel war oben klar, blaßblaugrün, der Nebel am Horizont von schwachen, rosenfarbenen Lichtern umsäumt. Sie sah das Alles, als hätte sie es nie vorher gesehen, mit einer eigenthümlichen, peinvollen Schärfe, es schien ihr Alles in geheimnißvollem Zusammenhang mit Dem, was ihre Seele erfüllte. Ihr Schicksal war unabwendbar, ihr Leben ein verlorenes. Sie mühte sich, den Gedanken ganz zu erfassen: hoffnungslos, ganz und gar hoffnungslos! Aber ihr Sinn verwirrte sich dabei, und sie sagte sich halblaut: „Man kann es ja doch nicht fassen, nicht ausdenken!“ Sie schloß die Augen und lehnte den Kopf an den Fensterrahmen; die weiche Abendluft strich wie mit unsichtbaren Flügeln über ihr Gesicht. . . .

Sie verfiel in einen Halbtraum: — Etwas Kaltes, Hartes drang ihr in die Brust, es war der Dolch — ein greller, schneidender Schmerz, der, einem lange nachhallenden Tone vergleichbar, ganz langsam nachließ und dann wieder fortbohrte — es that wohl und weh zugleich. Sie hörte dabei den Springbrunnen plätschern, den alten, kurzabgebrochenen Rhythmus — sie bemühte sich, zu ergründen, was das eigentlich sei, dieses Plätschern — und eine süße Müdigkeit umfing sie darüber. —

Imelda fuhr empor, die Thür war hastig aufgerissen worden — sollte Leopold? Aber der öffnete nicht so brüsk, das konnte nur Odilo sein. Sie wunderte sich nicht, daß er jetzt mitten im Zimmer stand,

nur er konnte jetzt, eben jetzt, kommen. Er war unwillig — sie sah es, sie hatte inzwischen gelernt, in seinen Mienen zu lesen. Sie blieb am Fenster sitzen.

Ich kam herüber, um mir einige Bücher aus der Bibliothek zu holen," sagte er in seiner kurz angebundenen Weise, „da ich hörte, daß du Besuch hättest, verzichtete ich darauf, dich zu sehen. Nun begegne ich unten im Garten einem Mann, er tritt auf mich zu, fragt mich, ob ich der Graf sei, macht mir eine Scene, eine höchst wunderliche Scene! Das ist nun wieder sehr sonderbar von dir, Imelda! Vor einer Woche etwa hast du mir hoch und heilig betheuert, daß du zu diesem Manne keinerlei innigere Beziehung hättest und nun überfällt mich dieser Mann mit der Zumuthung, daß ich ein Hinderniß sei zwischen seinem und deinem Glück, fleht mich in herzzerbrechenden Tönen um deine Freiheit an. Dabei sah er mich an, drückte sich immer so schonend aus, als ob ich ein Verrückter wäre! Ich habe ihm versichert, daß er im Irrthum sei, daß ich dich nicht behindere, und bin zu dir zurückgekommen. Und nun, was ist das wieder für eine verworrene Geschichte? Wie es scheint, bist du gegen jenen ebenso unaufrichtig gewesen, wie gegen mich, du mußt eben immer Komödie spielen!"

Der harte Vorwurf ließ sie fast gleichgiltig, sie fühlte sich darüber erhaben; ohne ihre Stellung zu verändern, sagte sie ruhig: „Es ist ein bloßer Zufall im Spiele, an dem ich keine Schuld trage. Ich wußte noch vor den wenigen Stunden nichts von den Wünschen dieses Mannes, er hat eine unbestimmte Abwehr meiner-

seits falsch gedeutet. Du hast einfach ein Vorurtheil gegen mich, ich überlasse es der Zeit und deiner besseren Einsicht, es zu widerlegen."

Odilo schien umgestimmt. „Du mußt mir doch zugeben, daß diese Sache sehr eigenthümlich ist, und auch jetzt weichst du mir abermals aus. Willst du deine Freiheit? Beabsichtigst du eine Ehe? Du weißt, ich werde thun, was in meinen Kräften steht, das ganze Odium der Geschichte auf mich nehmen. Also — willst du dich verheiraten?"

„Nein, ich liebe diesen Mann nicht, sprechen wir nicht weiter davon."

„Also auch diesen nicht — diesen auch nicht!" sagte Odilo betroffen; „ich begreife dich nicht, Imelda, wirklich nicht! Diese coquetten Beziehungen ohne alle wirkliche Liebe — ich gestehe dir, daß deine Lebensweise mir höchlich mißfällt. Ich würde dir sogenannte Fehltritte weit eher verzeihen. Du liebst Niemanden — das ist schrecklich! Wenn du schon zu keinem Manne ein Herz fassen kannst, so nimm dir ein armes Kind, oder wenigstens einen Mops — nur etwas Lebendiges!"

„Ich widerspreche dir nicht, du hast ganz recht," sagte sie sanft, „mir graut ja auch vor meinem Leben. Rege dich meinetwegen nicht auf, es wird nun wirklich anders werden, überlass' mich ruhig meinem Schicksal."

Odilo war dicht an sie herangetreten, er mochte ihre Blässe, ihre gebrochene Haltung bemerken. Von rückwärts in ihr Haar fassend, welches sie während der heißen Zeit frei in den Nacken fallend getragen, rief er: „Welchem Schicksal, Kleine? Ich bitte dich, richte

mir nichts an, renn' mir nicht wieder in die Welt Mach' keine romanhaften Geschichten! Ein so junges, unerfahrenes Geschöpf wie du! Du mußt unter meiner Obhut bleiben; nimm es nicht übel, wenn ich etwas rauh bin, es ist nun einmal meine Weise so, ich bin es nicht gewohnt, mit Damen zu verkehren." Er hatte ihr Haar losgelassen und schritt hastig im Zimmer auf und nieder; nun sagte er: „Ich möchte dich, als ein guter Bruder, am liebsten verheiraten; inzwischen könntest du ja bei mir bleiben, in meinem Hause. Ich habe gewiß nichts dagegen, Kleine, aber du wirst es in einem so einfachen, stillen Leben nicht aushalten."

Sie erhob den Kopf, in ihren thränenfeuchten Augen leuchtete etwas auf wie ein Hoffnungsstrahl. „O doch, Odilo!" rief sie, „wenn du mir einen Wunsch erfüllen wolltest — aber," setzte sie muthlos hinzu, „du wirst das nicht thun!"

„Warum nicht," entgegnete er lebhaft, „bin ich etwa ein Unmensch? Warum denn nicht, wenn es in meiner Macht steht?"

Leise, mit versagendem Athem sagte sie: „So lass' mich zu deinem Kinde, erlaube, daß ich es liebe! Es hat ja keine Mutter und du kannst es doch nicht immerwährend warten. Ich werde ihm keinen Schaden bringen, will dir auch unbedingt gehorsam sein. Das, siehst du, könnte mich retten! Ein Kind darf man lieben, und dieses Kind, dieser Engel, wird mir niemals die Vergangenheit vorwerfen."

Sie verstummte, weil Odilo wieder dicht an sie herangetreten war; mit ganz veränderter, weicher

Stimme sagte er: „Du sollst es haben, das Kind, gewiß! Und wir wollen Alle beisammenbleiben.“

Imelda hatte die Augen geschlossen; nun fühlte sie, wie er sie mit festem, unwiderstehlichem Arm umschlang und an seine Brust zog. „Ich habe jetzt die Lösung deines Räthsels,“ sagte er zärtlich, „ich begreife Alles: du liebst mich, du hast mich immer geliebt! Arme Kleine, wie viel hast du gelitten!“

Imelda regte sich nicht, sie athmete kaum, sie erwiderte kein Wort; aber bei seinen letzten Worten schlug sie die Augen auf. Sie begegnete seinem Blick, einem Blick unendlicher Güte, mitleidsvoller Zärtlichkeit. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus — sie umschlang Odilo mit wilder Geberde — sie erstickte ihn mit ihren Küssen.

„Arme Kleine,“ sagte er, „wir wollen vergessen, alles Vergangene vergessen und ein neues Leben beginnen.“

— — — — — — — — — — —

Der erste fahle Schimmer des grauenden Morgens fiel in das Gemach. Die Umrisse der Dinge traten schattenhaft aus dem nächtigen Dunkel hervor, das noch in den Ecken lagerte. Im Garten draußen wurde eine Vogelstimme laut. Der Himmel hatte eine bleigraue Farbe angenommen.

Imelda saß halb angekleidet auf ihrem Himmelbett.

Neben ihr schlief er, der jetzt ihr Gatte war; er schlief mit festen, gleichmäßigen Athemzügen, wie junge gesunde Menschen schlafen, die eine ruhige Seele und ein reines Gewissen haben. —

Sie hatte auch nicht eine einzige Minute lang die Augen geschlossen; wie hätte sie schlafen können in dieser schrecklich süßen Nacht? —

Und während er so ruhig, so friedlich neben ihr schlief, wachte sie, starrte sie in die stille, schwarze, sternlose Sommernacht hinaus und zwei widerstrebende Empfindungen rangen auf Tod und Leben in ihrer Seele. — Die Eine — sieghaft, glückselig! — Sie entquillt dem Bewußtsein ihrer Liebe — diese Liebe ist sich selbst genug — sie frägt nicht nach Gegenliebe, sie löscht Leid und Schuld der Vergangenheit aus, sich selbst genügend, genießt sie die Wonne der geliebten Gegenwart. Und warum nicht auf Gegenliebe hoffen, warum sie sich nicht erobern? Sie hatte Männer begegnet, denen die Schlechtigkeit am Weibe das Reizende, das Anziehende ist: Der Mann aber, dem sie mit Leib und Seele angehört — ist anderer Art; seine reine, starke Seele ist durch Liebe, durch Treue, durch Hingebung zu bezwingen. —

Aber mit einemmale steigt die ganze schwere, dunkle Bitterniß des Vergangenen vor ihr auf und das strahlende Licht der Zukunft erlöscht. — All' das Schreckliche, was geschehen war, brennt auf ihrer Seele. Er wird sie nach ihrer Vergangenheit fragen, und auch — wenn er nicht frägt, dürfte sie es ihm verschweigen, wie sie sich selbst verloren und aufgegeben? — Hätte sie ihm nicht im selben Augenblick, da er die Arme nach ihr öffnete, gestehen müssen, was sie geworden? — Nie würde er es ihr verzeihen! Und an die schmerzlichen Demüthigungen, die er ihr zugefügt — die stolze

Warnung, sie möge sich hüten, ihn zu lieben. — Und dennoch — dennoch hatte sie ihn geliebt! dennoch hatte sie sich ihm willenlos, bedingungslos ergeben. Und niemals durfte sie das! — Er brauchte nur die Arme nach ihr auszustrecken! — Er liebte sie nicht, gewiß er empfand nur Mitleid mit ihr — und weil die Andere, die seine Liebe besessen, ihn verlassen hatte, so erbarmte er sich ihrer, die so ganz arm und verlassen dastand und ihm nicht widerstehen konnte. Brennende Scham stieg in ihr auf und wilde Verzweiflung krallte sich in ihr Herz. — Er würde sie niemals wieder lieben — er würde ihre Liebe im allerbesten Falle eben nur dulden und hinnehmen. — Er konnte ihr ja nie vergeben, daß sie ihn verkannt, daß sie an ihm gezweifelt, sich so sehr vergessen hatte. — Niemals würde sie seine Seele bezwingen — niemals. — Das war ja der Sinn seiner Warnung, hüte dich mich zu lieben." O, von Anbeginn war das schreckliche Verhängniß über ihr gewesen — und es war unabwendbar, dieses Verhängniß. — Es ist ein Wahn, sich dagegen auflehnen zu wollen — es ist alles verspielt — verdorben — verloren. — Für all' die schrecklichen Irrthümer, die dunkle Schmach des Vergangenen giebt es nur eine Sühne, den Tod!" —

Und doch sterben — jetzt sterben — wo er ihr so nahe ist! — Sie beugte sich über ihn — ganz dicht, um in der schwachen Dämmerung seine Züge zu unterscheiden. — Sie sog seinen Athem ein — sie berührte sein Haar mit ihren Lippen — der Hauch warmen

Lebens, der von dem Schlummernden ausging — durchrieselte sie mit geheimer Wonne. — Sie biß die Zähne übereinander, um dem stürmischen Verlangen, ihn zu küssen, Einhalt zu gebieten. —

Wie eine Hochfluth stieg die glühende leidenschaftliche Zärtlichkeit für ihn — in ihr empor — und drohte ihren Sinn zu verwirren, ihre Brust zu sprengen. — Wie süß sie ihn liebte — und sie war sein Weib! — War das nicht Alles — war es nicht ein ganzes Leben — ein ganzer Himmel — eine ganze Ewigkeit!? —

Ein tiefes Gefühl der Befriedigung, der Erfüllung kam über sie — sie hielt die Hände, wie segnend, über seinem Haupte und flüsterte süße Liebesworte über ihn. —

Er warf sich unruhig auf die andere Seite — athmete schwerer. — Noch schlief er fort — aber schon spürte er das nahende Tageslicht. — Das Mädchen hatte gestern Abend, da die Herrin nicht allein war, das Zimmer nicht mehr betreten, und die Läden waren deshalb offen geblieben. — Schon wurde es heller, merklich heller. — Der erste Sonnenstrahl würde Odilo wecken. — —

Bei dieser Vorstellung erfaßte sie eine wirre Angst, ein unsinniger Schreck — unmöglich, ihm ins Auge zu blicken — unmöglich. —

Sie raffte sich ganz leise auf — den starren Blick auf den Schlafenden geheftet. Ein dumpfer Jammerlaut entschlüpfte ihren Lippen. — Odilo regte sich, aber er schlief weiter. — — — — — —

Als er erwachte, schien die Morgensonne lustig durch das offenstehende Fenster herein. Er hatte so tief geschlafen, daß er sich nicht gleich auf die Wirklichkeit besinnen konnte. —

Die „Kleine“ lag dicht an seiner Seite — mit dem Gesicht nach unten — sie regte sich nicht. Ihr reiches, dunkles Haar floß über seine Brust Er verhielt sich ganz ruhig, um sie nicht zu wecken. — Endlich aber wurde er ungeduldig — es war auch gar zu sonderbar, daß sie sich nicht rühren wollte. —

Er richtete sich empor und faßte nach ihrer entblößten Schulter. Aber diese zarte, weiche Schulter war grausig kalt — das Kissen darunter blutgetränkt — die ganze Gestalt starr und steif. —

Es war eine Leiche, die an seinem Herzen ruhte. —

Druck von G. Pätz, in Naumburg a. S.